





Reise-Erinnerungen

aus

Belgien.

Von

Luise von Ploennies.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1845.



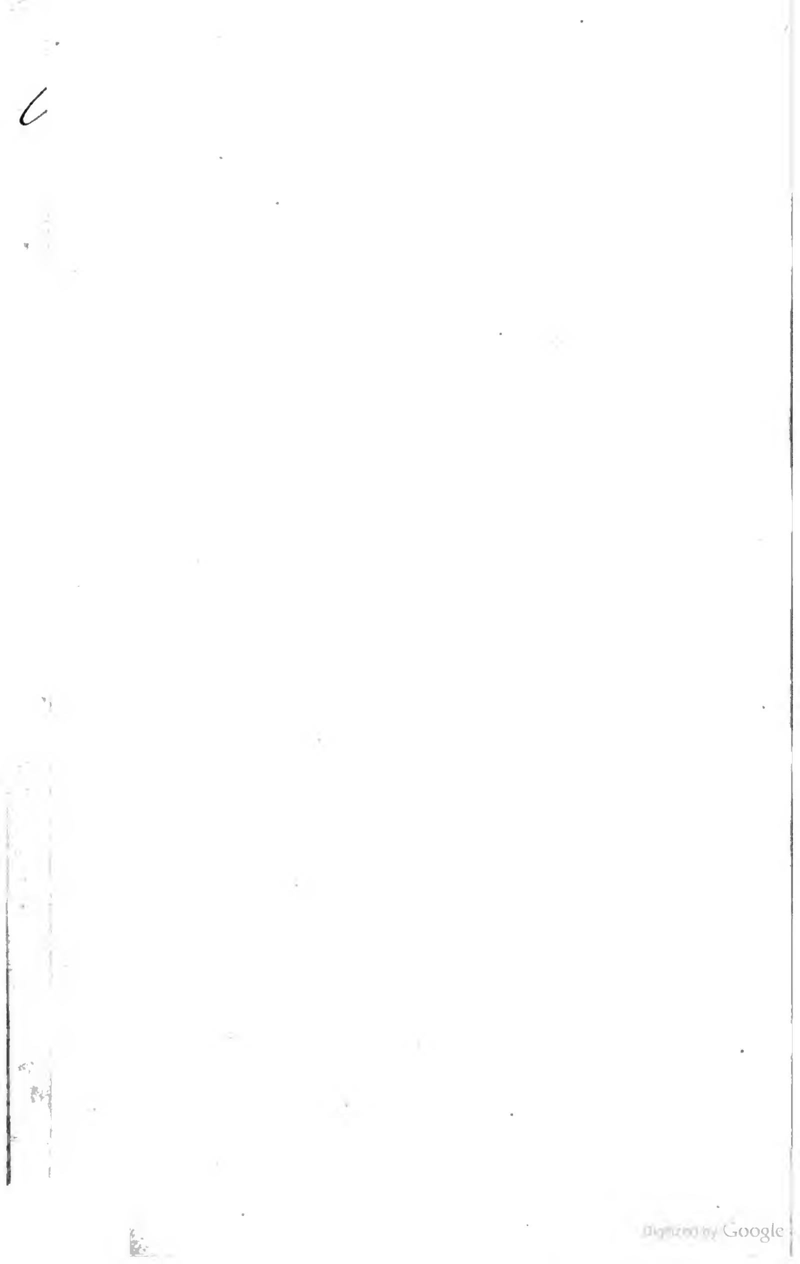
À la société royale des lettres
et des beaux arts à Gand.
hommage de l'auteur.

Heinrich Conscience

in

Antwerpen

geweiht.



Einleitung.

Eine Vorrede wird, so viel ich weiß, geschrieben, um den Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, von welchem aus das Buch zu betrachten ist. Sie soll den Schlüssel geben zu manchem was ohne sie möglicherweise dunkel und unaufgeschlossen bleiben könnte. In dieser letzten Beziehung bedürfte dies kleine Buch gewiß keiner Vorrede, wohl aber möchte ich sie benutzen, um von vorn herein den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus ich diese Blätter betrachtet wünschte,

nämlich als die Empfindungen und Anschauungen einer deutschen Frau. Dabei muß ich aber wieder bitten, dieses Wort in seiner einfachsten Bedeutung aufzufassen. Seitdem Deutschland mit Stolz erkannt hat, welche Tiefe und Energie, welchen Reichthum dies Wort in sich fassen kann, seitdem Rahel und Bettina es auf eine schwindelnde Höhe gestellt haben, sind die Kritiker nur allzugeneigt, an jede weibliche literarische Erscheinung diesen niederdrückenden Maßstab zu legen. So viele Abstufungen es aber im Reiche der körperlichen Natur giebt, von der Kleeblume bis zur Aloe, vom blühenden Weißdorn bis zur luftigen Palme, so mannigfaltig sind ja auch die Abstufungen im Reiche der Geister. Sie erscheinen hier noch mannigfaltiger als dort, weil moralische Einflüsse auf die geistige Entwickelung noch entschiedener einwirken, als Sonnenschein und Frost, Regen oder Hagel auf das Gedeihen der Gewächse. Darum wollte ich bei diesem meinem ersten und schwachen Versuch in Prosa recht freundlich um Nachsicht gebeten haben.

Es bleiben mir noch einige Worte über die Entstehung dieser Blätter, über meine Reise nach Belgien zu sagen. Von warmer Theilnahme für das vaterländische Streben seiner Dichter erfüllt, war ich der an mich ergangenen Aufforderung gefolgt, die flaemische Literatur und ihre Vertreter im Lande selbst kennen zu lernen. Meine Reise traf mit dem günstigsten Moment zusammen. Die Herzen waren durch manches Vorangegangene freudig angeregt. Der Vertrag mit dem Zollverein war eben abgeschlossen, und so dem Austausch der materiellen Produkte beider Länder die Bahn eröffnet. Geachtete Blätter Deutschlands hatten auf den geistigen Austausch hingewiesen, die deutschen Gesang-Vereine hatten ihrerseits in die beginnende harmonische Vereinigung gestimmt. So wurde meine Erscheinung auf belgischem Boden als ein neuer Liebesbeweis Deutschlands angesehen, ich wurde als die G e s a n d t i n betrachtet, welche Germania ihrer lange unter dem Druck der französischen Stiefmutter seufzenden Schwester hinüberschickte, um

ihr die Versicherung ihrer nicht erloschenen Liebe zu bringen. In diesem Lichte ist alles zu betrachten, was mir dort erwiesen wurde, und ich lege freudig Blumen und grüne Zweige, welche Begeisterung in die Hände der Botin gab, nieder zu den Füßen meiner geliebten Mutter Germania.

Darmstadt, den 1. Mai 1845.

Inhalt.

Proben flamändischer Literatur.

I.

Die Rheinfahrt. Der Königssee. Köln. Vondel. Die heilige Ursula. Trauerspiel von Vondel. Katholisches Kirchenlied. Ein Besuch bei einem deutschen Gelehrten. Der Kastanienbaum. Sagen von den Leuchtern des Landgrafen Hessen-Rheinfels in der Muttergotteskirche in der Straße zum Kupferberg. Jan und Grete. Ankunft in Gent.

Er zieht durch Deutschlands Thor mit troz'ger Majestät,
Längs reichen Dörfern hin, wo Gold als Saat gesä't,
An Bergen wallt er hin, die Reben grün umschlingen,
An Städten, stolz gebaut, die seinen Ruhm besingen,
Von Ehrenbreitsteins Höh' erblickt man silberhelle
Des Stromes Schlangenlauf — Europa's reiche Quelle.

Friedrich Helmers,
aus seinem Gedicht: die holländische Nation.

In Mainz begaben wir uns auf das Dampfboot, und es schien daß von vorn herein unsre Reise eine niederländische Färbung erhalten sollte, denn der Name unseres Schiffes war „de Nederlander". Traumartig, wie glänzende Nebelbilder, flogen die Rheinufer an uns vorüber; kaum hatten wir der Lurlei zugerufen, so tauchte schon Coblenz vor uns auf. In der Cajüte machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, den ich seiner Unter-

haltung nach für einen Alterthumsforscher und Schriftsteller hielt. Er theilte mir unter anderm eine Sage über die Entstehung des Rheines mit, welche mir so gut gefiel, daß ich sie sogleich poetisch bearbeitete. Als ich sie ihm zum Dank überreichen wollte, war er verschwunden; der Nachen hatte ihn hinüber an's linke Ufer getragen und er grüßte von dort noch freundlich mit dem Hute.

Der Königssee.

Ihr kennt den hohen Felsen, den Kaiserstuhl genannt.
Er blickt mit kühnem Haupte gar weit hinein in's Land,
Der Neckar ihm zu Füßen, der silberhelle Rhein,
Und viele Städte grüßen ihn fern im Sonnenschein.

Einst auf des Berges Spitze da stand ein Königsthron,
D'rauf saß ein alter König, geschmückt mit goldner Kron',
Er blickte stumm und düster, mit heimlich bangem Weh,
Von seiner steilen Höhe hinunter auf den See.

Denn von dem Kaiserstuhle zur fernen Bergeskett,
Da hatten sich die Wogen gewühlt ein weites Bett,
Sie wälzten sich schwer und schleppend zur schönen Ferne hin,
Und stumme und dumme Fische, die schwammen und glotzten d'rin.

Als er so düster schaute, trat an des Königs Seit'
Der Zaub'rer, den gefangen er jüngst im blut'gen Streit.
Er sprach: Gestrenger König, so meine Kette bricht,
Will ich noch heut dir bannen die Falten vom Gesicht.

Da sprach der alte König: Nein, nimmer sei's gewagt,
Du bist ein schlimmer Zaub'rer, so hat man mir gesagt,
Du rufst die Ungeheuer aus jener Wogen Schoos,
Und fesselst Sturm und Feuer aus Bergesschlünden los.

Der Zaub'rer d'rauf: Dich täuschet ein lügenhaft Gerücht,
Weil zischelnd dich umschleichet der Schlangen falsch Gezücht,
Blick mit dem düstern Auge mir fest ins Angesicht,
Gieb los mich und vertraue, traun, du bereust es nicht.

Der König schaut dem Geiste ins Auge tief und klar,
Es regt sich in seinem Herzen so stark und so wunderbar,
Er sagt mit weichem Tone: Ich traue dir, es sei,
Bei meiner Königskrone, zieh hin, ich geb' dich frei.

Der Zaub'rer war geschieden im frühen Morgenschein,
Der König auf dem Throne saß einsam und allein,
Er blickt mit milder'm Auge hinunter auf die Flut,
Die hell im Sonnenglanze gleich wie Smaragden ruht.

Da sprach's in seinem Herzen von Ahnung froh geschwellt:
Weit schöner als das Wasser wär' doch ein Frühlingsfeld
Mit frischen grünen Wiesen mit Blumen mancherlei,
Die bunt und fröhlich sprießen im Lichte frank und frei.

Und kaum daß er's gesprochen, ringt aus der Fluten Schoos
Ein grünes Frühlingseiland in frischem Glanz sich los,
Viel tausend Blumen wiegen sich in der lauen Luft,
Viel tausend Käfer fliegen und schwärmen im Blumenduft.

Und milder wird und milder des alten Königs Aug',
Es weht zur kalten Höhe ein süßer Lebenshauch,
Er schaut und schaut entzücket, der Mittag steigt herauf,
Mit goldnem Glanze schmücket die Flut sein Strahlenlauf.

Da sprach's in seinem Herzen, das Schöpferwonne schwellt:
Schöner als goldne Wogen wär' doch ein Saatenfeld
Mit reichem goldnem Segen, der freudig reift im Licht,
D'rin sich die Schnitter regen mit frohem Angesicht.

Und kaum daß er's gesprochen, steigt, wo die Woge schäumt,
Ein Saatfeld auf, das golden dies Frühlingsfeld umsäumt,
Wo stumm umhergeschwommen der Fische träge Zahl,
Erklingt das Lied der Schnitter im hellen Sonnenstrahl.

Dem König fällt vom Auge die erste Thräne rein;
Da leuchtet seine Krone in lichtem Perlenschein,
Die Sonne ist gesunken und purpurn wallt die Flut,
Da spricht der König trunken in hoher Schöpferglut:

O Wonne, nie geahnet, die mir das Herz durchdringt,
O heil'ger Quell der Liebe, der in der Brust entspringt,
Schenk' mehr mir solcher Thränen, und laß mich klar und rein
Als erste Liebesgabe sie meinem Volke weih'n!

Und kaum daß er's gerufen, ist an der Fluten Rand
Leuchtend emporgestiegen manch' grüne Bergeswand,
Die Reben schwanken in Kränzen und ranken sich froh hinan,
Des Königs Thränen glänzen als Segenstropfen d'ran.

Die Wogen aber fließen ins tiefe Bett gebannt,
Freudig ergießt der Rheinstrom sich durch das reiche Land,
Der König bis an's Ende den mächt'gen Zaub'rer preist.
Fürst, scheue nicht den Fortschritt, er ist kein böser Geist!

Als wir an St. Goar vorüberfuhren, warfen wir einen wehmüthigen Blick auf die Fenster an denen Freiligrath so oft gestanden hatte. Ehe sich die Sonne senkte, lag schon die Stadt der eilftausend Jungfrauen, der heiligen drei Könige, des Doms, und eilftausend andrer oft besungener Merkwürdigkeiten vor uns. Da fiel mir eine seiner historischen Denkwürdigkeiten ein, die in Deutschland fast

ganz unbeachtet geblieben ist, die Geburt Vondel's, des Virgil's der Niederlande. Unter den 32 Trauerspielen, welche Vondel theils selbst geschaffen, theils aus alten Klassikern übertragen hat, befindet sich auch eines, dem er das Motiv der h. Ursula unterlegte. Es heißt die Maegden, und enthält manche poetische Schönheit. Dramatisch ist es nicht, so wenig als alle älteren holländischen Stücke. Die Ankunft der heiligen Ursula in Köln läßt Vondel den Heiden Beremond, Opferpriester Attila's, Königs der Hunnen, also beschreiben:

So sah ich Ursula, die vorn am Steuer stand,
In stolzer Majestät die Kreuzfahn' in der Hand.
Gekrönt mit Diamant, mit Rosen von Rubin,
Doch schöner glühte die, so auf der Wange schien,
Und höher glühte sie, wenn jungfräuliche Glut
Ihr trieb ins Angesicht das reine Purpurblut.
Auf ihrem Busen strahlt ein Kreuz im Sonnenscheine
Von lichtem Gold, besetzt mit blauem Edelsteine,
Ein Lüftchen sanft umspielt des Schiffes glatte Bahn,
Die Fahne kräuselt es und schwillt das Segel an.
Sie stand gelehnt an's Kreuz, das sie zu Gottes Ehr'
Als Wappen sich gewählt, dies war ihr einz'ger Speer,
Allein als schärfrer Speer durchdrang ihr Blick mein Herz.
Der Wind, der sie umschwebt mit Kosen und mit Scherz,
Ihr reiches Purpurkleid mit Hermelin erhob,
Das Ros' und Lilie aus klarem Gold durchwob.
Die Sonne, die bestrahlt der Jungfrau Herrlichkeit,
Ging unter vor Verdruß, vor übergroßem Neid,
Ob diesem reinen Licht von Süden hergezogen,
Das durch den Nebel brach gleich einem Regenbogen,

Ja, ob mir's Schande bringt, den Krieg vergaß ich da,
Und huldigte dem Feind, der schönen Ursula.

Schön ist Ursula's Antwort auf den Liebesantrag Attila's:

Ich hab' als Bräutigam 'nen einz'gen Sohn erkoren,
Den schönsten, welcher je vom Weibe ward geboren,
Der Kön'ge mächtigsten, deß Thron am höchsten steht,
Den reichsten, dessen Schutz nicht schmilzt und nicht vergeht,
Den gottgeliebtesten, an Gnade überschwänglich,
In seinem Glauben stark, in Liebe unvergänglich,
S' ist Jesus den ich lieb', für dessen Kron' ich streite.

Darauf schildert Beremond ihr Attila's Größe:

Verschmähst du Attila? Wer ist so groß als er?
Des Südens Sterngewölb erbebt vor seinem Grimme,
Die Meereswelle weicht vor seines Zornes Stimme,
Sein Scepter, von dem Sumpf Mäotiens reichet er
Bis wo des Atlas Fuß benetzt das weite Meer.
Den Eisbär trifft sein Arm fern in des Nordens Hallen,
Im Osten zittert ihm des Euphrats schäumend Wallen,
Im Süd auf seinen Ruf tritt aus der mächt'ge Nil,
Wer ist's, die solch ein Haupt so blind verwerfen will?

Darauf entgegnet Ursula:

Ich bin's, die dieses Haupt mit borstig rauhem Bart,
Mit platter Nas' verschmäht, dies Ungethüm von Art,
Den Mund, der Jesus Blut mit trunkenem Vergnügen
Hinunter schlürft, Despot in Blicken und in Zügen.
Ja ich verschmähe es, dies Raubthier, diesen Scythen,
Der nicht allein der Welt, Gott selbst wagt Trotz zu bieten.
Eh wird das sanfte Lamm dem Wolfe sich verbinden,
Die Turteltaub' ins Nest des Adlers hin sich finden,

Das Huhn sich mit dem Fuchs getrost zusammenspannen,
Eh meinen Gott ich lass' um solchen Welttyrannen.*)

Vondel's Werke sind eine Mine voll poetischer Edelsteine, aber man muß sich auch durch manchen weiten Gang arbeiten. Er leidet sehr an der geschmacklosen Breite seiner Zeit, doch stellen ihn seine Landsleute, welche diesen Fehler auch in unsern Tagen noch nicht ganz abgeschüttelt haben, sehr hoch. Zweihundert Jahre später hat der geniale Helmers Vondel's Geburt, in seinem Gedicht: „Die holländische Nation", mit folgenden Versen besungen:

Als er das Licht erblickt im Agrippin'schen Wall,
Erschien mit einemmal auf Silber-Rheinkrystall
Ein leuchtend Schwanenpaar mit ausgespannten Schwingen,
Den Gruß dem sel'gen Ort, der ihn gebar, zu bringen.
Die Schwäne wunderschön, wohl Leda's Schwänen gleich,
Verkündeten sein Nah'n dem schäumend hellen Reich.
Zum zweitenmal entzückt die Welt ihr Wonnensang,
Der einst zum erstenmal Phöbus Geburt besang.

*) Das schönste was ich über die heilige Ursula, diesen Gegenstand so vieler Poesien und Bilder, kenne, ist das

Altkatholische Kirchenlied.

Sankt Ursula ein Schiff regiert
Mit engelreinem Blut geziert.

Das Schifflein ist geladen wohl,
Eilftausend keuscher Töchter voll.

O Schiff, du trägst ein himmlisch Gut,
Kränz, Krönlein, Palmzweig, Rosenblut.

Aus Indien bringt über's Meer
Kein Schiff je solche Perlen her.

Drum Himmel, thu dich auf geschwind,
Gieb diesem Schifflein Gnadenwind.

Mit Nebeln war umhüllt des Morgenhimmels Rand,
Doch als der Knabe sich dem Mutterschoos entwand,
Da sah man aus der Luft zwei Strahlen niederschweben,
Des Kindes göttlich Haupt mit Sternenglanz umweben.
Nicht bloße Muttermilch gab diesem Knaben Kraft,
Die Götter sandten ihm herab den Nektarsaft,
Von reiner Geisterhand ward er ihm dargebracht,
Der seiner Seele Kraft und Dichterglut entfacht.
Die Reben, an dem Strand des Rheinstroms ausgestreckt,
Sie zeigten sich alsbald mit Trauben reich bedeckt,
Und wo der stolze Schwan durchschnitt des Stromes Wallen,
Erklang am Rheinesstrand das Lied der Nachtigallen.

Vondel starb im Alter von einundneunzig Jahren, die dichterische Begeisterung, welche einst den Knaben durchglüht hatte, begleitete ihn bis zum Grabe. Vierzehn Dichter trugen ihn zu der letzten Ruhestätte, in die Neue Kirche von Amsterdam, wo eine Marmortafel mit folgender einfachen Inschrift das Grab des großen Dichters bezeichnet:

Vondel

Overleden MDCLXXIX.

Von dem Hause, worin Vondel geboren, wollte man in Köln nichts wissen.

Am Tage nach unsrer Ankunft, besuchten wir einen Gelehrten, welcher sich zwischen Köln und Bonn in eine poetische Einsamkeit zurückgezogen hat. Ein mit Kastanien besetzter Weg schlängelte sich an einem Hügel empor, auf dem im Schatten eines großen breitastigen Kastanienbaums ein kleines freundliches Haus, das Ziel unsrer Wanderschaft, lag. Wir fanden unsern deutschen Eugen Aram in alten staubigen Pergamentbänden ver-

graben. Zu seinen Füßen spielte ein Knabe von drei Jahren, ein wunderschönes Kind, mit einer hellen Lockenglorie und Augen dämmerklar wie eine Julinacht. Auf dem Angesicht Eugens lag tiefe Trauer, die durch das lebensfrische Bild zu seinen Füßen nicht verscheucht wurde. Im Laufe der Unterhaltung suchte ich ihn zu bereden, seine gelehrte einsame Höhe zu verlassen, und hinab ins heitere Leben zu steigen. Aber er schüttelte schweigend das Haupt. „Ich bin hier allein mit meinem Schmerz und meiner Freude, das ist wahr, aber dafür ist auch hier nichts, das mich verletzt. Mit leisem Fuß besorgt meine alte Dienerin meine geringen Bedürfnisse, in dem lächelnden Gesicht meines Knaben lese ich Schöneres, als die Welt mir bieten kann, in meinen alten Folianten erfahre ich Edleres, als ich da drunten vernehmen kann, und die Natur entfaltet großartigere Bilder vor mir, als die Kunstausstellungen der Städte mir zeigen können. Am Morgen seh ich die Nebel aus dem Strome steigen, sich wie ein Mantel um die majestätischen Formen der sieben Riesen legen, die da drüben stehen in uralter Herrlichkeit. Am Mittag sehe ich ihre Kronen sich im Glanze verklären, der Abend wirft den glühenden Purpur um ihre Schultern, und in der Nacht zeichnen sich ihre riesenhaften Umrisse wunderbar herrlich am Horizonte ab. Und außerdem, habe ich nicht vor meinem Fenster meinen alten Freund, den Kastanienbaum, der sich jährlich mit den blühenden Lichtern schmückt, die in meine frühsten Träume geleuchtet haben? Von dem Baume kann ich mich nicht

trennen. Als Knabe habe ich unter seinem Schatten mit seinen braunen Kastanien gespielt, da durchbohrten wir die schöne Frucht, welche die Hand der Natur mit so feinem Maser und glänzender Politur überzieht; wir faßten sie in Schnüre, und ließen die braune Schlange sich um den Stamm des Baumes ringeln. Aelter geworden, als das kindische Spiel mich nicht mehr befriedigte, schwang ich mich in das grüne Dach, und es wurde eine blühende Sternwarte, von welcher ich die leuchtenden Gestirne beobachtete, und mich in höhere Welten träumte. Als ich als Jüngling in seinen Schatten trat, da spannte sich sein grünes Zelt als schützendes Dach über mein frühes Liebesglück. Als aber mein schönster Traum vor dem eisigen Hauche des Todes zerrann, da säuselten mir seine Zweige die verklungenen Töne jungfräulicher Wonne zu". — Vier Wochen darauf erhielt ich in Blankenberg einen Brief Eugens, worin er mir schrieb: Heute Abend in der Dämmerung erschienen vier Männer mit Beil und Säge, und fällten meinen Kastanienbaum. Da er zur Gemeindeallee gehörte, war mein Einspruch vergebens. Könnte ich dichten, ich würde ihm ein Lied nachsingen. Ich erwiederte ihm: Trauern Sie nicht zu sehr um ihn, er ist nicht todt, er beginnt nur eine neue Laufbahn. Er hat sich eigentlich verjüngt, denn wie er sonst die grüne Wiege jugendlicher Träume war, so wird er künftig die grünüberdachte Wiege kindlicher Träume werden. Könnten wir zurückschreiten wie er! Hier ist sein Grablied:

Es steht eine Kastanie
Vor einem kleinen Haus,
Aus einem Fenster schauet
Ein ernster Mann heraus.

Die goldnen Blätter fallen
Still auf die Erde hin,
Und viele goldne Bilder
Durch seine Seele ziehn.

Als einst der Herbst die Krone
Geschmückt mit mattem Gold,
Stand von ihr überwölbet,
Ein Mädchen wunderhold.

Es schien herabgesunken
Vom Liebesstern die Maid,
Ihr Auge war ein Funken
Von seiner Seligkeit.

Schon sank von der Kastanie
Das Blatt als goldne Flamm,
Doch lieb're Blätter trug sie
Geheim im hohlen Stamm.

Sie streckte schwarz zum Himmel
Den starren kahlen Zweig,
Doch tief im Herzen barg sie
Den Frühling warm und reich.

Und all' die Liebesworte
Und all' das süße Glück,
Die brachten der Kastanie
Den Frühling bald zurück.

Als rings noch alle Bäume
Durch Wintersmacht entlaubt,
Da hob schon die Kastanie
In frischer Pracht ihr Haupt.

Und dichter immer dichter
Wob sich die Krone dran,
Sie steckte die blühenden Lichter
An allen Zweigen an.

Als sie zum schönsten Tempel
Der Liebe sich geschmückt,
Da war die zarte Jungfrau
Der Erde schon entrückt.

Es war der Liebesfunken
Zum Stern zurückgekehrt,
Von dem er einst gesunken
So heilig auf die Erd'.

Es steht eine Kastanie
Vor einem kleinen Haus,
Aus einem Fenster schauet
Ein ernster Mann heraus.

Die goldnen Blätter fallen
Still auf die Erde hin,
Und viele goldne Bilder
Durch seine Seele ziehn.

Da kamen vier Männer geschritten —
Der Baum ist alt, entlaubt —

Ihm hat's ins Herz geschnitten,
Er wendet ab sein Haupt.

Sie tragen wie einen Todten
Den Baum im Abendlicht —
Dem Mann rollt eine Thräne,
Vom ernsten Angesicht.

Nach unserm Besuch bei dem gelehrten Einsiedler kehrten wir nach Köln zurück und blieben zwei Tage dort. In Köln finden sich die Sagen, wie Sand am Meer. Wer kennt sie nicht alle die Wundersagen, die bis ins graue Alterthum hinaufreichen. Vom Krahnen des unvollendeten Domthurmes bis in die Weißgerbergasse hinab hat die Sage ein weites Feld eingenommen, auf welchem die heiligen drei Könige, sammt der heiligen Ursula und ihren eilftausend Jungfrauen, die Jungfrau Maria sammt einem großen Zug von Heiligen und Geistern, Kaiser, Papst und Bischof, Landgraf und Rittersmann, Knecht und Magd, Löwen, Pferde und Esel, ja selbst eine Sau ihre Stelle behaupten. Ja, ich wollte mich anheischig machen, den ganzen Kölner Karneval mit Sagengestalten auszufüllen. Darum ist auch wohl der Karneval an solchen Orten besonders lebendig, wo die Romantik und der Humor des Mittelalters in die trockene Gegenwart hineinschauen.

Als eine der poetischeren Sagen Kölns ist mir die von den Leuchtern des Landgrafen von Hessen-Rheinfels in der Kirche der Muttergottes, zur Kupferberggasse, erschienen.

Es knie't vor der Maria ein edles Fürstenpaar,
Schwört Liebe sich und Treue an ihrem Hochaltar.
Aus den vereinten Herzen der Strahl der Liebe bricht,
Da flammen die heiligen Kerzen in reiner'm heller'm Licht.

D'rauf spricht der edle Landgraf: Mein Wort, das ich dir gab,
Erstreckt sich wie mein Lieben hoch über Tod und Grab,
Nichts kann zwei Herzen trennen, die heil'ge Glut verband,
Selbst nach dem Tode brennen wird unsrer Liebe Brand.

Hier wo wir uns verbanden, an diesem Hochaltar,
Soll brennen unsre Liebe und leuchten immerdar,
D'rum senkt einst unsre Herzen in goldne Leuchter ein,
Laßt flammen d'rauf die Kerzen auf der Maria Schrein.

Der Landgraf hat gesprochen der Treue bindend Wort,
Nie hat er es gebrochen — die Herzen ruhen dort,
Man senkte sie ein zusammen, so wie er es gebot,
Nun brennen ihre Flammen hoch über Grab und Tod.

Der Kölner Dialekt ist dem niederländischen verwandt, war aber für mein Ohr schwerer zu verstehn als jener. Er eignet sich, wie der flämische und holländische sehr für die naive Darstellung; dies wurde mir aufs neue durch ein kleines Gedicht recht anschaulich, das einen Zug aus dem Leben des berühmten Feldmarschalls Johann von Werth behandelt. Dieser später so ausgezeichnete Feldherr war in Brabant von niedrigen Eltern geboren und stand in seinen Jünglingsjahren als Knecht im Dienste eines Pachters in Köln, dort lernte er die Grete kennen, welche hier den schönen Kölnerinnen als warnendes Beispiel hingestellt wird:

Jan und Gret.

Zu Köln im alten Kümpchens Hof
Wohnt einst ein Bauersmann,
Der hatt' 'ne Magd, die nannt' sich Gret',
'Nen Knecht, der hieß Johann.

Die Gret war eine frische Magd,
G'rad wie von Milch und Blut,
Der Jan, der war ein starker Bursch,
Der Gret' von Herzen gut.

Einst sagt er, — so hat er gesagt:
Sag' Gret', bin ich dir recht?
Nimm mich zum Mann, du bist 'ne Magd,
Und ich, ich bin ein Knecht,

Da sagt sie: Jan, du bist ein Knecht,
Ich bin was bessers werth,
Ein reicher Pachter wär' mir recht,
Mit Ochs und Kuh und Pferd.

D'rauf als der Jan das Wort gehört,
Da zog er in den Krieg,
Schlug immer tüchtig auf den Feind,
Und half zu manchem Sieg.

Und als er wiederkam nach Köln,
Saß er auf stolzem Pferd,
Der Jan der war nun Feldmarschall,
Der große Jan von Werth.

Und als nun kam ans Thor in Köln
Der Reitersmann geschmückt,
Da saß vor einem Apfelkram
Die Grete da, gebückt.

Der Jan, als er die Grete sah,
Hielt rasch sein Reitpferd an
Und grüßte sie, und sprach zu ihr:
Gelt Gret, wer's hätt' gethan!

Und als die Grete sah den Jan
So stattlich ausgerüst'
Da grüßt sie ihn, und sprach zu ihm:
Ja, wer das hätt' gewüßt.

Drum Kölnerinnen, nicht zu stolz
Wenn es an's Freien geht,
Gar manche hat es schon bereut,
Das lehrt euch Jan und Gret!

In Köln trafen wir mit unserm Reisebegleiter J. W. Wolf zusammen, und nach kurzem Aufenthalt trug uns die Eisenbahn direkt nach Gent. Es zog mich besonders zu dieser Stadt, weil von dort die erste Anregung zur flämischen Bewegung ausgegangen war. Durch Korrespondenz, wie durch seine Vaderlandsche poezy hatte ich Prudens van Duyse als warmen Anhänger der neuen flämischen Literatur kennen lernen, und ich freute mich, sowohl ihn als den ausgezeichneten Willems, Blommaert, Rens und Ledeganck zu sehen. Wir kamen ziemlich spät am Abend in Gent an, und ich stieg mit meiner Tochter Marie, die mich begleitete, im Hotel Courtray ab, welches man mir als vorzüglich empfohlen hatte.

II.

Gent. Feste. Spaziergänge. Der große Beguinenhof. Oeffentliche Gebäude. Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo. Die spanischen Festungswerke. Der Freitagsmarkt. Volkslieder. Die Bibliothek. Der botanische Garten.

Gegrüßt, o schönes Flandern!
Und du, o stolzes Gent!
Werth, daß, vor mancher andern,
Man Kaiserstadt dich nennt.

Gent ist eine wahrhaft prächtige Stadt, die so viel Interessantes und Sehenswerthes darbietet, daß ein Aufenthalt von vier Wochen nicht zu lang ist, um mit ihr und ihrer Umgebung bekannt zu werden. Monumente gothischer Baukunst, ernst und feierlich, finden sich dort neben den prächtigsten Werken moderner Architektur. Schätze der Kunst und Wissenschaft, kostbar durch ihr Alter, sind neben schimmernden und neuesten Erscheinungen der Mode angehäuft, und die gediegensten Erzeugnisse der Industrie zeigen von dem lebendigen Fortschritte auch in dieser Richtung. Die Stadt selbst ist volkreich und belebt, die vielen Kanäle, welche sie durchschneiden, die

zahllosen Brücken, die grünen Alleen und schönen freien Plätze bieten eine reiche Mannigfaltigkeit der Ansichten dar. Außer dem Treiben, welches gewöhnlich die Straßen erfüllt, sind dieselben oft durch festliche Veranlassungen auf's heiterste und bunteste belebt. Die Genter sind ein fröhliches vergnügungslustiges Volk. Fast kein Monat vergeht, wo nicht irgend ein Fest die Bürgers- und Handwerksleute auffordert, einen Feiertag zu halten.

Eine recht hübsche Feier hatte während meiner Anwesenheit daselbst im Oktober statt. Ein junger Maler aus Gent hatte in Antwerpen bei dem großen Konkurs den Preis gewonnen und war als Sieger des Wettkampfes gekrönt worden. Der Künstler wurde im Triumphe bei seiner Rückkehr von Antwerpen an der Eisenbahn abgeholt und in glänzendem Zuge durch die Stadt zum Universitätspalast geleitet. Schon Tages zuvor hatten wir den prächtigen Triumphbogen bewundert, durch welchen der Laureat ziehen sollte. Es war ein geschmackvoller Siegesbogen, mit Gemälden und Kunst-Attributen geschmückt; hoch oben, an den flandrischen Löwen gelehnt, stand die Muse, zur linken Seite des Portals Merkur, zur rechten die Industrie. Auf der Rückseite des Triumphbogens sah man das Bild van Eyks und eines berühmten Gelehrten. Aber Handel und Industrie, Malerei und Wissenschaft mitsammt dem flandrischen Löwen und der schützenden Muse wurden in der Nacht von einem heftigen Windstoß umgeweht, und zwar auf solche Weise zusammengerissen, daß es wahrhaft betrübt anzusehen war. Die Genter

ließen sich indeß nicht entmuthigen; dem Winde recht zum Trotz wehten zahllose Banner aus allen Fenstern, der flandrische Löwe schaute von da oben siegreich herab. Musen und Heilige, Schutzpatrone und Merkure, die Stadt Gent als eine schöne Jungfrau dargestellt, Riesen und Engel flatterten und wogten in buntem Gemisch hoch über den Häuptern der Menge. Von Fenster zu Fenster zogen sich Draperieen, alle Thüren waren mit grünen Reisern geschmückt und über das bunte fröhliche Gewühl hinaus erhoben die alten Thürme ihre ernsten grauen Häupter. Lange dreifarbige, roth und weiße, und mehrfarbige Fahnen umwallten die Kronen der steinernen Riesen. Besonders schön nahm sich der alte Belfried aus, und er ließ auch heute seine dröhnende Stimme hören. Der mächtige Roland, der sonst nur klang, wenn „Sturm im Vaterland“ war, stimmte stark und freudig in den läutenden Jubelchor, der von allen Thürmen erschallte. Den freundlichsten Anblick bot das Häuschen des Laureaten dar; Stolz und Liebe der Freunde und Verwandten hatten sich vereinigt, ihm ein festliches Ansehen zu geben. Transparente, bunte Lampen, Blumenkränze und grüne Zweige hätten die bescheidene Künstlerwohnung in ein Feenschlößchen verwandelt. Wir drängten uns durch das Gewühl der Charles Quint-Straße, welche das Volk die Harlequin-Straße nennt, um dahin zu gelangen. Da erklangen Trompetenstöße, der Zug kam heran. Solche Festzüge sind in Flandern besonders interessant durch die alten Schützengilden und die verschiedenen Gesellschaften der

2*

Literatur und Kunst, welche ihre, mehrere Jahrhunderte alten Fahnen und Insignien bei solchen Gelegenheiten fröhlich aus den alten Hütten hervorgehen lassen. Da waren die Bogenschützen, welche stolz den Namen Wilhelm Tell in prächtigem Banner führen, an dessen Spitze die großen silbernen und goldenen Medaillen blitzten, die sie in den verschiedenen Preiskämpfen errungen. Ihnen voran schritten zwei Tambours in mittelalterlicher Tracht, kurzem Wamms, weiten Hosen und breitkrämpigen Hüten. Den Wilhelm Tell's-Bogenschützen folgten mehrere andere Schützengilden, welche zum Theil kostbare Fahnen aus Purpursammet mit Gold gestickt trugen. Dann kamen die rhetorischen und literarischen Gesellschaften, die „Fontainisten", deren Mitglieder eine silberne Fontaine im Knopfloch tragen. Diese Gesellschaft feiert 1848 ihr 400jähriges Jubiläum. Der dramatische Verein, Broedermin en Taelgoer, die Orpheus- und Melomanen-Gesellschaft, kurz alle Vereine dieser Art hatten sich angeschlossen. Aber von Ordnung oder streng geschlossenen Gliedern und gehöriger Reihenfolge war keine Rede. Alles ging bunt durcheinander. Es waren zwar verschiedene Abtheilungen Kavallerie dem Zuge beigegeben, aber das war vergebens. Auch gaben sie sich keine Mühe, das Volk abzuhalten, das sich hier und dort in die Lücken des Zuges eindrängte. Zuletzt kam in einem geschmückten offenen Wagen der Laureat, begleitet von Professoren der Universität, welche sich in ihren Sammetbaretts und Togen besonders stattlich ausnahmen. Der Zug ging zum Universitätspalast,

in dessen schönem Saale der Laureat von den Professoren empfangen wurde. Die Galerieen, welche den runden Saal umgeben, der das Licht von oben erhält, waren dicht besetzt mit Damen. Die unteren Räume hatte man für die Professoren und Studenten vorbehalten. Am Abend erreichte der Jubel seine größte Höhe. Der Universitätspalast war mit Transparenten und einer Menge bunter Lampen schimmernd erhellt. Diese Art der Illumination ist einfach und nimmt sich sehr hübsch aus. Es sind gewöhnliche Trinkgläser, welche von außen mit Farbe angestrichen und halb mit Oel angefüllt werden, darin ein Docht brennt. Oben sind die Gläser mit einem Eisendraht umgeben, in welchem ein Ring zum Aufhängen befestigt ist. Zwischen den Bannern glänzten in der Luft unzählige Kronleuchter, aus solchen bunten Lampen zusammengesetzt. Musik und Gesang erfüllten die Straßen, und die Menschenmenge wogte jubelnd dazwischen. Im Winter soll keine Woche hingehen, in der nicht irgend eine Straße von Gent eine solche Beleuchtung darböte. Ein Fest, welches im Winter gefeiert wird, und sich schon Jahrhunderte lang erhalten hat, schien mir besonders interessant. Frau Serrure, die Frau des Professors, erzählte mir davon. Sie nennen es: „das Fest der Unschuldigen". Daraus kann man schon entnehmen, daß es ein Kinderfest ist. An diesem Tage sind die Kinder die Herren des Hauses. Sie verkleiden sich in aller Frühe und erscheinen in den Kostümen der Eltern oder Großeltern; die Eltern selbst, die Domestiken und alle die zum

Hause gehören oder es an diesem Tage besuchen, müssen den Kindern gehorchen. Diese lassen nun ihre Befehle ergehen, die sich, wie man denken kann, besonders über Küche, Keller und Speisekammer erstrecken. Bis zum späten Abend währt ihre Regierung, dann legen sie das Scepter wieder vergnügt in die Hände der Eltern und sind folgsame Kinder wie vorher. Am Tage nach dem Triumphzug des Laureaten machten wir einen Spaziergang vor das Thor. Dort werden die Hochzeiten der flämischen Bürger gefeiert. Da sieht man bei Musik und Tanz echt niederländische Gruppen. Vom Orte der lauten Volksfröhlichkeit gingen wir nach dem Peters-Thor, an der St. Peters-Kirche vorüber, der Eisenbahn zu. Eine prächtige großartige Brücke aus Eisen ist dort kürzlich vollendet worden. Wir standen auf einer hölzernen Galerie, welche unter der Brücke durchführt. Ueber unseren Häuptern flog donnernd der Bahnzug. Auf der anderen Seite unter der Brücke hervortretend, führte uns der Weg längs einem klaren Kanal an wahrhaft idyllischen Ansichten vorüber. So nah der volkreichen geräuschvollen Stadt, glaubt man sich plötzlich in das Thal der Hirten, wenn auch nicht armer Hirten, versetzt. Einzelne Mühlen am Kanal, frisch grüne Weiden mit gesundem schönen Vieh, dazwischen Maierhöfe von grünen Bäumen umgeben, bilden eine Reihe von ländlichen freundlichen Ansichten. Vor der Thüre einer Mühle, dicht neben dem Mühlrad; das „Diamanten stäubte", stand eine allerliebste Müllerin, das schneeweiße niederländische Häubchen kleidete sie vortrefflich,

einige muntere flämische Burschen standen schäkernd um sie her. Das Bild rief mir ein anmuthiges Gedichtchen eines neueren holländischen Dichters zurück.

Mühlen-Elschen.

Das Wasser mit Brausen
Dort schäumet und spritzt,
Mit Murmeln und Sausen
Das Mühlrad umblitzt.
Es dringen, es springen dort früh und spat
Die Wellen, die schnellen, im Wettlauf um's Rad.

Doch weiter getrieben
In flüchtiger Hast,
Ist keine geblieben,
Vom Strome gefaßt,
Im Toben gehoben, sie jagen dahin,
Sie küssen und müssen dann eilig entflieh'n.

Die Freier so dringen,
Schön Elsen zu frei'n,
Sie werben mit Ringen,
Mit Edelgestein.
Sie sehen, sie gehen nach der lieblichen Maid,
Die Spröde, die Blöde so eilig nicht freit.

Ich harrte und lauschte
Am blühenden Ort,
Beim Mühlenrad rauschte
Ihr stürmendes Wort.
Sie blickte, sie schickte die Freier davon,
Meinem Schmachten, meinem Trachten, ward Else zum Lohn.

Vor dem Petersthor, nicht weit von der Eisenbahn, liegt ein hübsches Estaminet, wo man hingeht, um Aal zu essen. Wir blieben dort eine Weile, und besuchten gegen Abend den großen Beguinenhof. Diese Stiftung ist sehr alt, im Jahre 1234 soll eine flandrische Gräfin sie gegründet haben. Sie bildet eine kleine, von Wassergräben und Mauern umschlossene Stadt, mit 400 Häusern, 18 Konventen, einer großen und einer kleinen Kirche, und 6 Brücken. Siebenhundert Nonnen bewohnen diese Beguinage, außer den vierhundert Privatpersonen, welche sich dorthin zurückziehen, um ihr Leben in Ruhe zu beschließen. Das Dunkel begann zu sinken und umhüllte den weiten Beguinenhof, als wir eintraten. Die Abendglocke rief die Nonnen zum Ave in die Kirche, und von allen Seiten kommen sie aus den kleinen Häusern hervor. Wir eilten ihnen voran in die Kirche, und es war ein seltsamer Anblick, der uns hier zu Theil wurde.

Beguinen-Abendgebet.

Dämmrung webt Geheimnißschleier
Um die wunderbare Feier.
Durch die weiten Kirchenhallen
Sah ich die Beguinen wallen,
Leisen Fußes,
Stummen Grußes,
Jede einen Schleier haltend,
Den sie hebend und entfaltend
Schweigend um das Antlitz hüllt,
Daß der Ritus sei erfüllt.

Oeffnen sich die Kirchenmauern
Steigt, umwallt von Grabesschauern,
Dort der stumme Geisterchor
Aus der Grüfte Nacht empor?
Alle schweigend,
Tief sich neigend,
Knieen, sich bekreuzend, nieder,
Von der Orgel klingen Lieder,
Und der wunderbarste Traum
Waltet in dem Kirchenraum.

Ringsum knieen die Beguinen,
Siebenhundert sind erschienen,
Jede ist der andern gleich,
Schatten von dem Schatten bleich.
Sinds Gespenster? —
Durch die Fenster
Zuckt ein blauer Wetterstrahl,
Und die Kerzen schimmern fahl,
Ahnungsschwer der Donner grollt,
Durch das Kreuzgewölbe rollt,
Bis durch Blitz und Donner zieh'n,
Die Versöhnungsmelodie'n,
Ave Maria!

Und das Haupt zum Busen neigend,
Kreuzen sich die Nonnen schweigend,
Schauer rieseln mir durchs Blut,
Kalte Mahnung,
Todesahnung,
Mir erstarrt die Lebensflut,
Und die Schatten sich erheben,
Langsam durch die Kirche schweben.

Glitten sie der Pforte zu?
Hat die Gruft sie eingeschlossen?
Sind sie in der Luft zerflossen? —
Ringsum waltet Grabesruh.

Auf dem Altar der Beguinenkirche steht das Malteken-Bild, an welches sich eine Sage knüpft.

Maltcken.

Im Beguinenhofe lebte vor gar langer, langer Zeit
Malteken, ein frommes Nönnlein, das sich Christus ganz geweiht.
Schön und lieblich, reinen Herzens, schaute im Beguinenchor
Kein so lieb holdselig Antlitz unter'm weißen Tuch hervor,
In der Jungfrau blauem Auge lag ein Himmel tief und klar,
Doch auf Malteken sah hassend und voll Neid die Schwesterschaar.
Aschermittwoch war's, die Jungfrau'n eilten fröhlich allzumal
Zu dem Fest der frischen Waffeln in den hochgewölbten Saal;
Malteken war nicht geladen, aus der engen dunkeln Zelle
Sah das arme Nönnlein seufzend nach dem Saal so kerzenhelle,
Und sie konnt' es nicht ertragen, hin zur Kirche eilte sie,
Warf sich vor das Bild des Heilands weinend nieder auf die Knie:
O Herr Jesus! Du mein Liebster, wirst du's duldend immer seh'n,
Daß die Braut, dir treu ergeben, also höhnend sie verschmäh'n?
Zu dem Christusbilde weinend schaute Malteken empor,
Da durchdrang ein warmer Schimmer ihrer Thränen Nebelflor,

Aus dem sanften Jesusauge dieser Liebesschimmer floß,
Und der Mund des Christusbildes sich zum Trosteswort erschloß:
Weine nicht, du reine Jungfrau, deine Treu' hab' ich erkannt,
Gehe hin jetzt zur Aebtissin, sag' ihr, daß ich dich gesandt,
Daß sie länger nicht vom Kreise froher Schwestern dich entfern',
Trock'ne, Jungfrau, deine Thränen, denn ich hab' dich herzlich gern.
Ob erschrocken war, von Freude tief bewegt das Mägdelein:
Aber Herr, was soll ich sagen, wenn sie mich der Lüge zeih'n?
Sag' ihr: Frau Aebtissin, wahr ist's, was mein Mund zu euch jetzt spricht,
Wahr, wie daß ihr heut gebetet euren Rosenkranz noch nicht;
Wahr, wie daß die Sonn' vertrennet euer Hemd auf morgen fand,
Das genäht und roth mit Bändchen schmückte meiner Mutter Hand.
Zur Aebtissin ging die Jungfrau in den hochgewölbten Saal,
Wo sie saß mit den Beguinen bei dem heiter'n Waffelmahl,
Und die Jungfrau that voll Demuth dort des Heilands Willen kund,
Aber Spott und lautes Lachen scholl aus der Beguinen Mund,
Ernst erhob sich da die Jungfrau, sprach, wie Christus ihr gebot;
Die Aebtissin, die Beguinen wurden bleich da, wie der Tod,
Alle waren umgewandelt, ihr zu dienen nun bereit,
Die Aebtissin hieß das Mädchen sitzen ihr zur rechten Seit',
Malteken saß hochgeehret in dem hochgewölbten Saal.
Aber bleich erschien ihr Antlitz in dem hellen Kerzenstrahl,
Denn es war das Herz der Jungfrau allzuvoll von heil'gem Glück,
Und es zog unwiderstehlich zu der Kirche sie zurück.
Schweigend saßen alle Nonnen, wunderbar bewegt und bang,
Da urplötzlich aus der Kirche scholl ein heiliger Gesang,

Alle Glocken in dem Thurme fingen stark zu läuten an,
Immer stärker, immer süßer drang es zu dem Saal heran.
Zu der Kirch' in heil'gem Schauer eilte der Beguinen Schaar,
Sieh, da lag auf ihren Knieen Malteken vor dem Altar,
Fromm gefaltet ihre Hände, und ihr Antlitz bleich und mild
War im Tode noch erhoben zu dem heil'gen Kreuzesbild.
Zu dem schönern Fest geladen in dem hochgewölbten Saal,
War sie droben eingegangen zu dem ew'gen Freudenmahl.

Am nächsten Morgen, wo ich das Beguinenwesen am Tageslichte sah, war die Poesie des Abends gewichen. Ich überzeugte mich von ihrem wirklichen Leben und Weben. Die Gelegenheit dazu bot mir die liebenswürdige Frau des Professors Serrure, die uns in das Konvent St. Agathe führte. Achtundzwanzig Beguinen leben zusammen in diesem kleinen Kloster, welches eine der achtzehn Abtheilungen des großen Beguinenhofes bildet. Eine Thür, auf welcher der Name der heiligen Agathe stand, führte uns in ein allerliebstes Gärtchen, in welchem Dalien, Astern, Reseden und Monatsrosen in bunter Menge blühten und dufteten. Aus einer mit viereckigen Steinen belegten Vorhalle, darin ein Muttergottesbild aus Blumen schaute, traten wir in einen Saal, wo die achtundzwanzig Bewohnerinnen des St. Agathenstiftes, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, im Kreise saßen. Sie sind alle ausnehmend geschickt in jeder Art weiblicher Handarbeit, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen. Es war alles außerordentlich hell und reinlich, aber schon in dem

Saale wehte mich ein gewisser Geist der Kälte an, der über diesem scheinbaren Zusammenleben zu schweben schien. Sie saßen beisammen, aber so getrennt, als möglich. Jede hatte ihr eigenes kleines Tischchen vor ihrem Stuhl, auf einem Wandbrette standen viele gefüllte Wasserflaschen, und auf meine Frage erfuhr ich, daß sie am Abend den Nonnen zur Beleuchtung dienen. In der Küche, wie im großen Speisesaal fiel mir dieses Absonderungssystem noch mehr auf. Auf einem großen Feuerheerde, welcher allen achtundzwanzig Beguinen dient, kocht jede für sich allein. Die große Menge der Kohlenpfannen und kleinen Kochgeschirre bestätigte mir, was Frau Serrure mir schon gesagt hatte. Der Speisesaal aber bot den schlagendsten und eigenthümlichsten Beweis dieser seltsamen Absonderung. Rings an den Wänden standen hohe hölzerne Schränke, deren Schnitzwerk sie als sehr alt bezeichnete. Dieselben enthalten den kleinen Hausrath, der nicht in der gemeinschaftlichen Küche aufgestellt ist, als Teller, Gläser, Tassen rc. In der Mitte des Schrankes befindet sich eine Platte, die herausgezogen wird, und so den Eßtisch bildet, daran auf leichtem Feldstuhl die Beguine ihre Mahlzeit hält. Da alle Schränke offen sein müssen, wenn man die Platte herausziehen will, so bildet die Thür eine Art von Coulisse oder Scheidewand zwischen den speisenden Beguinen. Dies mißfiel mir sehr, denn ich sah daraus auf's deutlichste, daß unter ihnen keine Einigkeit, keine Freundlichkeit, kein Zutrauen herrscht. Ich dachte mir das arme Malteken, dem die neidischen Schwestern noch eine schlimmere

Scheidewand als die hölzerne aufgerichtet hatten. Die Ordensregel erlaubt den Beguinen nicht, ihre Schlafzellen Fremden zu zeigen, doch machten sie zu Gunsten meiner Tochter eine Ausnahme; ein Mädchen von 27 Jahren führte sie ohne Vorwissen der Priorin in ihre Zelle. Sie war sehr bemüht, ihr das Beguinenleben in den lockendsten Farben zu schildern, und Marie war einigermaßen davon angezogen; mir aber kam es vor, wie das stehende Wasser, das ihre kleine Welt umgiebt. Die Ordensregel ist übrigens nicht streng und trennt sie nicht ganz von der Welt; sie dürfen Besuche machen und empfangen, und ihr Gelübde bindet sie nicht unwiderruflich ans Kloster.

Sie zahlen beim Eintritt eine Summe, wofür ihnen eine Wohnung eingeräumt wird; für die übrigen Bedürfnisse müssen sie selbst sorgen. Im Ausbessern der Leinwand sind sie besonders gewandt und haben immer Arbeit vollauf. Im vorigen Jahre trug sich eine Begebenheit im Beguinenhofe zu, welche viel Aufsehen in Gent machte. Eine noch nicht lang eingetretene sehr reiche Schwester ließ an dem Häuschen, welches sie bewohnte, einige Veränderungen machen. Sie hatte zu diesem Zwecke Berathungen mit einem jungen Baumeister, und noch war das Häuschen nicht vollendet, als die Beguine den Bau aufgab, und dem Meister in sein eigenes Haus folgte. Vergebens waren alle Bitten der Beguinen, alle Vorstellungen der Verwandten, denn es wird nicht für ehrenvoll gehalten, wenn eine Beguine den Orden verläßt, um sich zu verheirathen; die Verbindung wurde geschlossen, der

große Beguinenhof zählte eine Schwester weniger, und Gent ein glückliches Paar mehr.

Den Beguinenhof verlassend, wandelten wir längs der Coupure, der Hauptpromenade der schönen Welt, zum Kasino. Nachdem wir seinen an anmuthigen Theilen reichen Garten durchstreift, seine Statuen und das Denkmal Hulthem's, des ehemaligen Präsidenten der Société de botanique et d'agriculture betrachtet, sahen wir das Lokal selbst. Der große Saal, welcher fast den ganzen ersten Stock einnimmt, dient zu Konzerten und Blumenausstellungen. Er soll besonders während einer solchen Ausstellung im Winter einen prachtvollen Anblick darbieten. Gent ist durch die Liebe und Pflege, welche man dort den Blumen schenkt, berühmt, und hat sich unter den flandrischen Städten mit Recht den schönen Beinamen reine des fleurs erworben. Ein französischer Improvisator, welcher vor einigen Jahren Gent besuchte, weihte ihm die folgenden Verse:

Cité de Charles Quint, cité de nobles coeurs,
Ah qu'il doit être doux de t'avoir pour patrie,
Tu fais fleurir les arts, les talens, l'industrie,
Et ton front est couvert de lauriers et de fleurs.

Die eigentlichen Blumenhändler abgerechnet, deren Zahl sehr bedeutend ist, hat Gent 62 größere Blumenhändler und etwa 415 Treibhäuser, durch welche jährlich ungefähr anderthalb Millionen Francs in Umlauf gesetzt werden. Nicht nur nach Holland und Deutschland, sondern selbst nach Italien und Frankreich, ja in die entferntesten Ge-

genden Rußlands sendet Gent seine Blumen. Das Erdgeschoß des Kasinogebäudes nehmen zwei Gesellschaftssäle, eine Bibliothek von botanischen Werken, Lese- und Billardzimmer, Restauration, Kaffeehaus rc. ein. Hinter dem Gebäude zieht sich ein weites Amphitheater im Halbkreis umher, welches für die Sommerkonzerte dient und 5000 Personen fassen kann. Nicht weniger prächtig wie das Kasino, ist auch das Theater und der neue Justizpalast, in demselben, besonders die Salle des pas-perdus, wo die Advokaten mit ihren Klienten umherwandeln, und aus welchen Thüren zu allen Gerichtssälen führen, die sie im Kreis umgeben. Dieses Gebäude gefiel mir noch besser, als die vorhergenannten; alle drei sind von Roelandt. Es ist großartig, einfach und imposant. Das Theater ist prachtvoll, besonders die Konzert- und Ballsäle. Als die Königin Victoria Gent besuchte, soll es einen wahrhaft zauberischen Anblick dargeboten haben. Die Blumenkönigin hatte für die britische Königin ihre reichsten Schätze entfaltet, die Vorhalle war von unten bis oben eine blühende Wand. Von der untersten Treppenstufe bis zu der königlichen Loge zog sich eine duftende Hecke der herrlichsten Gewächse, vor welcher eine doppelte Reihe der schönsten und elegantesten Damen von Gent im höchsten Schmuck das reizendste Spalier bildete, durch welches je eine Monarchin gezogen ist. In den Sälen konnte ich es indessen nicht lange aushalten, sie wurden mir durch ihre Anhäufung von Pracht langweilig. Marmor, Malereien, Vergoldungen, Skulptur, Kristalle, Stoffe u. s. w. sind

darin auf eine Weise verschwendet, daß die Augen müde und geblendet sich schließen. Mich erfaßte eine wahre Sehnsucht nach einem grünen deutschen Wald, und da ich sie nicht befriedigen konnte, so besuchte ich einen anderen schönen Ort, die Ruinen der alten Abtei St. Bavo.

O Gent, ich weiß eine Stelle,
Die dir im Schooße ruht,
St. Bavo, zu deiner Kapelle
Dringt nicht die laute Flut.
So ruht mir tief im Herzen
Ein heilig stiller Ort,
Darüber stürmen die Schmerzen,
Die Freuden des Lebens fort.
Da ruhen viel schöne Träume
Und Glück, das niemals entblüht,
Darüber rauschet, wie Bäume,
Mein schmerzlich bewegt Gemüth.
St. Bavo, deine Mauern
Als ernste Zeugen steh'n
Von all dem tiefen Trauern,
Das stumm sie angeseh'n.
Hier haben stürmisch geschlagen,
Hier haben heiß geflammt
Viel Herzen, zum Entsagen
Durch frommen Wahn verdammt.
In jenen grauen Hallen,
Wo kühl der Luftzug weht,
Seh ich die Schatten wallen
In fruchtlosem Gebet.
Mir ist, als rauschten die Bäume
Die Klage von ihrem Leid,

Sie flüstern viel bange Träume,
Verweht vom Hauch der Zeit.
Wo jene verglühten Herzen
Versanken in Todesnacht,
Da sind aus begrabenen Schmerzen
Viel blühende Blumen erwacht.
Jetzt hell durch die dunkle Kapelle
Scheinet der Morgen klar,
Da tritt an die heilige Stelle
Ein glückliches Liebespaar.
Die Beiden strahlen in Wonne,
Die Braut steht im Myrthenkranz,
Lächelnd im Schimmer der Sonne,
Lächelnd im Liebesglanz.
Sie schauen sich in die Augen,
In tiefem seligem Glück,
Die dunklen Schatten tauchen
In ihre Nacht zurück.
Da leuchtet die düstre Stelle
In Liebe und Herrlichkeit,
Da ward der Entsagung Kapelle
Zum Tempel der Liebe geweiht.

Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo sind eine jener Stellen, an welcher, wie an wenig anderen, der Geist in lang dahin verrauschte Zeiten versetzt wird. Ein Hauch der Schwermuth, welcher durch die Ruinen streift, macht sie nur noch anziehender. Auf den halb zerbröckelten Mauern, die schon im siebenten Jahrhundert erbaut wurden, wachsen und blühen junge frische Sträuche und Blumen. Die Kapelle St. Macaire, im eilften Jahrhundert erbaut, ist noch fast ganz erhalten. Sie ist eine

der malerischsten Punkte, den man auffinden kann; auch trafen wir jedesmal, wenn wir die Stelle besuchten, junge Maler dort an, welche sie von allen Seiten aufnahmen. Daß Eginhard Abt der Abtei St. Bavo gewesen sein soll, macht sie für uns Deutsche noch interessanter. Man findet im Fußboden, neben üppig wucherndem Grase, Reste ehemaliger Mosaikarbeit. Die noch vorhandenen Mauern sollen eine Stufenleiter der verschiedenen, im Mittelalter herrschenden Baustyle darstellen, und sind deshalb für Architekten besonders merkwürdig.

Einige hundert Schritte von den Ruinen der Abtei St. Bavo ziehen sich die alten Wälle und spanischen Festungswerke hin, welche Karl der Fünfte aus den Trümmern der genannten Abtei erbauen ließ. In den unteren gewölbten Gängen findet man neben den Schießscharten Pfeiler und Säulen, die man augenblicklich für gothische Reste jener Kirche erkennt. Auf diesen hohen Wällen hat man eine reiche herrliche Aussicht. Die Stadt Gent mit ihren vielen Thürmen bildet einen weiten Halbkreis, der an der Grenze der Wälle von einem langen breiten Kanal durchschnitten wird, auf welchem viele Schiffe liegen. Jenseits der Festungswerke breitet sich eine weite Ebene aus, welcher zerstreute Dörfer, Weiden und Windmühlen ein Ansehen von Heiterkeit und Frische geben. Zwischen dem friedlichen Leben der Ebne und dem geräuschvollen Treiben der Stadt liegen die alten Schanzen und Mauern, kalt, ernst und halb zertrümmert, als habe der Finger des Todes einen Strich mitten durch die reiche Landschaft

gezogen. Ich stand an einem alten Graben, über den einst eine stolze Brücke führte. Meerlinsen und Wassergewächse haben eine grüne Decke darüber gezogen, schwarz und halb verfallen starren die Pfeiler der Brücke aus der regungslosen Flut, die Brücke selbst ist längst versunken. Durch das schwankende Schilf und Rohr strich seufzend der Herbstwind, hoch über den zerfallenen Werken früherer Größe und Herrlichkeit zog, wie eine schwarze Wolke, ein Zug Schwalben schöneren Gegenden zu. Kein Ton des Lebens weit und breit, es war mir, als stehe ich am Eingang der Schattenwelt. Der kalte Hauch der Vergänglichkeit wehte mich an, und doch war es mir, als könne ich nicht von diesem Orte scheiden. — Auf dem Rückweg durch die Stadt bot dagegen der Freitagsmarkt ein recht buntes Bild niederländischen Lebens. Man weiß, wie oft der Freitagsmarkt die Bühne stürmischer Auftritte gewesen ist. Noch sieht man dort die dulle Griete, welche in den flandrischen Tumulten ihre donnernde Stimme erhob. Im Jahre 1345 hatte ein heftiger Streit zwischen der Weberzunft und einer andern Zunft hier auf dem Freitagsmarkt statt. Dieser Kampf entzündete sich mit solcher Heftigkeit, daß sogar die Priester, welche mit dem Allerheiligsten dazwischen traten, ihm keinen Stillstand gebieten konnten. Hier empfing 1381 Philipp van Artevelde, den Schwur der Treue von den Bürgern, welche ihn zu ihrem Oberhaupt gewählt hatten, als die Bedrückungen des Grafen Ludwig van Male sie zur äußersten Noth getrieben hatten. Es war auch hier auf dem

Freitagsmarkt, wo die traurige Hinrichtung der Räthe der Maria von Burgund, Hugonet und Imberwart, die unglückliche Fürstin in so großen Jammer versetzte. Hier auch haben in früheren Jahrhunderten die Fürsten des Landes, als Grafen von Flandern, die Huldigung empfangen, und den Schwur gethan, in Allem die bestehenden Gesetze zu wahren. Einst erhob sich auf diesem schönen Platze in kolossaler Höhe die Statue Karls des Fünften, aber im Jahre 1792 wurde sie von den Sanscülottes mit Gewalt zerstört. Sie brauchten eine mit 8 Pferden bespannte Maschine, um zu ihrem Zweck zu gelangen; darauf pflanzten sie dort einen Freiheitsbaum auf, dieser wurde jedoch 1808 wieder von dem Platze entfernt. Einige sehr alte Gebäude ziehen auf dem Freitagsmarkt die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher an. Das eine derselben het Toreken genannt, soll ehemals das Rathhaus gewesen sein. Ein anderes Gebäude, welches im zehnten Jahrhundert erbaut, mit vier kleinen Thürmchen versehen ist, und von der Familie de la Kune op Sersauders erbaut wurde, fiel durch Erbschaft der Familie van Uttenhoven zu und hieß seitdem Uttenhovens-Steen. Heute war auch der Platz von einer Menschenflut überströmt, aber es war ein friedliches Gewühl, es war Freitag, kein „böser Montag", wie der Tag getauft wurde, an welchem ihn einst der blutige Bürgerzwist erfüllte. Buden an Buden bedeckten den Platz, das Gewühl der Käufer drängte sich hin und her, dazwischen durchdrangen die Trompetenstöße und das Geschrei, wo-

mit ein Marktschreier seine Wundermittel empfahl. Daß diese Hanswursten zum Theil promovirte Ärzte sind, welche so weit herunterkamen, ärgerte und betrübte mich zugleich. Viele Bilder, Mirakel und Mordgeschichten darstellend, zogen die Aufmerksamkeit des Volkes an, und wetteiferten mit den Orgelmännern und Bänkelsängern sich geltend zu machen. Unter vielem französischem Liebesgeleier hört man da mitunter manch hübsches altes Volkslied. Die bekannte Ballade, Herr Halewyn, sprach mich außerordentlich an.

Herr Halewyn.

Herr Halewyn sang ein Liedchen fein,
Und wer es hörte, wollt' bei ihm sein.

Und das vernahm ein Königskind,
Das war so schön und so beminnt.

Sie ging vor ihren Herrn Vater stehn:
Ach Vater, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Töchterlein, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihre Frau Mutter stehn:
Ach Mutter, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Töchterlein, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihre Schwester stehn:
Ach Schwester, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Schwester, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihren Bruder stehn:
Ach Bruder, darf ich zu Halewyn gehn?

'S'ist mir all eins, wohin du gehst,
So du nur in der Ehr' bestehst,
Und Kränzlein dein mit Recht nur trägst.

Auf ihre Kammer ging sie dann,
Zog ihre besten Kleider an.

Worein thät ihren Leib sie kleiden?
Nun, in ein Hemd so fein als seiden.

Welch Mieder that sie an ihren Leib?
Von goldnen Spangen stand es steif.

Was that sie an ihren rothen Rock?
Von Stück zu Stück einen güldnen Knopf.

Was steckt sie in ihren Gürtel fein?
Von Stück zu Stück eine Perle rein.

Was setzt sie auf ihr schön blond Haar?
Eine schwere Krone von Golde klar.

Da ging sie hinab in des Königs Stall
Wählt aus das beste Roß von all'n.

Sie setzte sich auf das Roß alsbald,
Zog singend und klingend durch den Wald.

Und als sie kam in den Wald hinein,
Da fand sie Herrn Halewyn.

Gegrüßt, sprach er, und kam zur Stell'
Schöne Magd, braun Auge dunkelhell.

Feins Lieb, willst du mein eigen sein,
Reit' mit mir in mein Schlösselein,
Da glänzt viel Gold und Edelgestein.

Sie ritten miteinander fort,
Und auf dem Wege fiel manich Wort.

So kamen sie beim Galgen an,
Manch todte Maid, die hing daran.

Weil ihr die schönste Jungfrau seid,
Wählt einen Tod, es ist noch Zeit.

Wollt lieber ihr am Galgen sterben,
Oder soll euer Blut mein Schwerdte färben.

So ich den Tod soll wählen hier,
Wähl ich das Schwerdt vor allen mir.

Doch zieht erst aus euer Oberkleid,
Denn Jungfrau'n-Blut, das spritzt so weit.

Als ausgezogen war sein Kleid,
Da hieb das Haupt ihm ab die Maid.

Geht dort nun in das hohe Korn,
Blas't da auf meinem güldnen Horn.

In das hohe Korn da geh' ich nicht,
Auf dem güldnen Horn da blas' ich nicht.

Dann geh' dort hinter den Galgen,
Hol' einen Topf mit Salben,
Damit streich meinen rothen Hals.

Unter den Galgen da geh' ich nicht,
Euren rothen Hals den streich' ich nicht.

Sie nahm das Haupt bei seinem Haar
Und wusch es in dem Brunnen klar.

Sie setzte sich auf das Roß alsbald,
Zog singend und klingend durch den Wald.

Und als sie gezogen die halbe Bahn,
Kam Halewyn's Vater zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Sohn, sag' an?

Hab' ihn gelassen wohl bestellt,
Sechzehn Mägdlein hat er sich zugesellt.

Und als sie weiter gezogen die Bahn,
Kam Halewyn's Bruder zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Bruder, sag' an?

Eu'r Bruder ist berühmt weit in der Rund',
Sein Wissen that er mir gerne kund,
Ich verließ ihn mit sechzehn Mägdlein zur Stund'.

Und als sie weiter gekommen die Bahn,
Kam Halewyn's Schwester zu ihr heran:
Schön Magd, was macht mein Bruder, sag' an?

Euer Bruder sitzt drüben im grünen Feld,
Sechzehn Jungfräulein hab' ich ihn gleich gestellt.

Und als sie weiter gezogen die Bahn,
Kam seine Frau Mutter zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Sohn, sag' an?

Euer Sohn, Herr Halewyn, zog zu jagen,
Seht ihn nicht mehr euer Lebenstagen.

Euer Sohn, Herr Halewyn, ist todt,
Ich hab' sein Haupt in meinem Schoos.

Sie kam am Königsschlosse an,
Sie blies das Horn, als wie ein Mann.

Und als der König es vernahm,
Da freut's ihn, daß sie wiederkam.

Ein anderes Volkslied, welches viel gesungen wird, ist folgendes:

Die Mädchen von Kieldrecht.

Zu Kieldrecht, zu Kieldrecht
Da sind die Mädchen schöne,
Sie schwärmen bis um Mitternacht,
Und ruh'n am hellen Tage,
Ei, ei, ist das nicht schöne?

Wenn sie aufstehn, wenn sie aufstehn,
Dann schau'n sie in die Wolken,
Sie sagen: Wieviel Uhr ist's wohl,
Meine Kuh steht ungemolken,
Ei, ei, ist das nicht schöne?

Wenn sie ausgehn, wenn sie ausgehn,
Thun sie den Küster fragen:
Sag' Küster! wieviel Uhr ist's wohl?
Welche Stunde hat geschlagen?
Ei, ei, ist das nicht schöne?

Welche Stund' es jetzt geschlagen hat,
Das könnet ihr wohl sehen,

Das Hochamt ist vorbei, das Volk
Thut aus der Kirche gehen.
Ei, ei, ist das nicht schöne?

Und wenn sie kommen auf die Weid',
Sie sagen: Kühlein brüllst du?
Ich bin mit meinem Liebchen hier,
Und hast du was dagegen?
Ei, ei, ist das nicht schöne?

In dem kleinen Volkslied, welches sie einen fröhlichen Gesang nennen, weht ein Hauch der Wehmuth, der mir die Thränen in's Auge trieb.

Ich bin die grünen Straßen
Geschritten bergab und bergan,
Daß ich mein Lieb muß verlassen,
Das haben meine Freunde gethan.

Ich will sie doch nicht verlassen,
Sind alle ihr noch so gram,
Ich will ihrer ewig gedenken,
Bis daß ich zu sterben kam.

Erst gestern am späten Abend
Stand ich vor fein Liebchens Thür';
Ich sagte: Schließ auf deine Thüre,
Schließ auf, denn ich steh' dafür.

Ich schließ dir nicht auf meine Thüre,
Ich laß dich fürwahr nicht zu mir,
Geh' heim, und lege dich schlafen,
Ein ander Lieb ist bei mir.

Da wir nicht fern von der Bibliothek waren, so beschlossen wir unsere Wanderung mit einem Besuche daselbst und im botanischen Garten, der ganz nahe dabei liegt.

Die Bibliothek ist in der Kirche der alten Abtei von Bandeloo und macht einen großartigen Eindruck. In den Nischen, zwischen den Pfeilern der gothischen Kirche, sind die 66,000 Bände aufgestellt. Ich machte dort die Bekanntschaft des Bibliothekars, Baron Jules de St. Genois, welcher so freundlich war, mir alles zu zeigen, was mich interessiren konnte. Unter den Incunabeln befindet sich eine Mainzer Bibel von 1472, die aus Peter Schöffers Presse hervorgegangen ist, und an deren Ende eine lateinische Inschrift sich befindet, welche Zeugniß davon giebt, daß dieses Buch aus der „lieben Stadt Mainz" und aus der „berühmten deutschen Nation" hervorgegangen, welche Gott begnadigt hat, „allen übrigen Nationen voranzuleuchten", wozu wir aus voller Seele sagen: in Ewigkeit, Amen! —

Herr de St. Genois zeigte mir alle Manuscripte mit schönen Miniaturmalereien, daran besonders die Details mit außerordentlichem Fleiße ausgeführt sind. Um so auffallender war es mir, die Köpfe, namentlich die Frauenköpfe ganz nachlässig behandelt zu finden. Snellaert (der frühere Herausgeber des Kunst- und Literaturblattes), wollte die Ursache davon in der großen Frömmigkeit der geistlichen Maler finden, welche ihnen nicht erlaubt habe, sich viel mit Frauenschönheit zu befassen. In einem gro-

ßen alten Manuscript, welches Miniaturbilder und Randmalereien enthält, die durch ihren Farbenglanz in Erstaunen setzen, sah ich auf eine komische Weise die Versuchung des Heilands durch den Teufel dargestellt, namentlich den Moment, wo Satan den Heiland Huckepack durch die Luft trägt. Die Bibliothek besitzt das größte Lesepult, das ich je gesehen. — Am Eingang über der Thüre hängt ein großes Gemälde, welches den ergreifenden Augenblick darstellt, wo die schöne und junge Herrscherin, Maria von Burgund, um Gnade für ihre Räthe fleht, die dem Tod durch Henkers Hand entgegen sehen.

Jules de St. Genois, welcher bis vor wenigen Monaten in französischer Sprache schrieb, trat plötzlich mit einem flämischen Roman an's Licht, der den oben erwähnten Stoff behandelt und in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit Deutschlands verdient; ich hoffe ihn später meinem Vaterlande in deutscher Uebertragung vorzulegen. Er heißt Anna, historisch Tafereel uit de vlaemsche geschiedenis tydens Maria van Bourgonje.

Der botanische Garten ist sehr schön und freundlich. An Umfang ist er nicht groß, aber mit vielem Geschmack angelegt, und an exotischen Bäumen reich, die in der anmuthigsten Mannigfaltigkeit in Gruppen beisammen stehen. An der einen Seite fließt ein klares Wasser vorüber, und im Garten selbst bietet die Partie am See, welche ausländische Bäume von seltener Schönheit beschatten, einen angenehmen Ruhepunkt. Dieser botanische Garten ist

der ehemalige Garten der Benedictiner-Abtei von Bandeloo, und wird nach dem botanischen Garten in Paris für den vollkommensten jenseits des Rheines gehalten. Man zählt darin 14,000 Pflanzen verschiedener Art.

III.

St. Bavo. Die Krypte. Die Anbetung des Lammes. Die Kinder in St. Bavo.

Die Kirche St. Bavo in Gent trug ursprünglich einen andern Namen, aber als Karl V. die Abtei St. Bavo zu seinen Festungswerken verwendete, übertrug er Namen und Abtei auf diese Kirche. Sie ist übrigens keine der schönsten Belgiens; namentlich ist ihre innere Ausschmückung zum Theil sehr geschmacklos, wenigstens weiß ich kein passenderes Wort für die häßlichen schwarzen Marmormassen, die wie kolossale steinerne Coulissen den Chor fast ganz zuschließen. Im Chor bewunderte ich das Grabmal eines Bischofs in weißem Marmor, schön, wahr und lebendig von Duquesnoys. Oben am Chor sind in glänzender Reihe die Wappen des goldnen Vließes zu sehn, das hier zu Philipp's Zeit Kapitel hielt. Ein großes Gemälde von Rubens über dem Altar schien mir keins der besten des Meisters zu sein. Aus der Kirche stiegen wir in die Krypte hinab. Eine unterirdische Kirche hat immer etwas schauerliches, die ge-

heimnißvolle Dämmerung der Gewölbe, die alten Grabsteine im Boden, die uralten Pfeiler, welche diese Krypte tragen, und die weite Ausdehnung dieser halbdunkeln Hallen regen die Nachtseite der Phantasie an. In einer der unterirdischen Seitenkapellen wird die Kinderlehre gehalten. Es geschah vor zwei Jahren, daß drei Kinder, welche sich bei dem alten steinernen Sarkophage versäumt hatten, vom Küster in der Krypte eingeschlossen wurden; am Morgen hat man sie todt gefunden. Seitdem hat der Küster Befehl, immer dreimal in die Krypte zu rufen, und dreimal laut zu pochen, ehe er die Thüre schließt.

Eine Kapelle unter dem Chor wird als Begräbnißplatz der Gebrüder van Eyck und ihrer Schwester bezeichnet, doch Professor Serrure sagte mir, daß bei den Nachforschungen, welche man vor einigen Jahren auf seine Veranlassung gemacht, sich nichts von ihren Resten gefunden habe, woraus man schließe, daß diese Kapelle wie die ganze Kirche in den Unruhen der Kriege durchstöbert worden sei. Etwas beklemmt von dem schauerlichen Eindruck des Ortes stiegen wir hinauf, und betrachteten das herrliche Gemälde, womit die Brüder van Eyck die Kirche St. Bavo geschmückt haben. Als der Vorhang sich theilte, war ich ganz hingerissen von seiner wunderbaren Schönheit. Es kam eine stille Seligkeit über mich, es war mir, als wenn die Strahlen, welche, von dem heiligen Geist ausgehend, wie ein Goldnetz auf das Bild fallen, sich auch über meine Seele legten. Ich begriff den heiligen Geist, welcher alle diese Strahlen zusammenfaßt, ich war

ganz von ihm durchdrungen, von dem hohen heiligen Geiste der Poesie. Welche selige Momente muß jene von ihm erfüllte Maler-Dreieinigkeit vor diesem Bilde zugebracht haben, denn das Bewußtsein, welches so selten dem Künstler lohnen darf, erreicht zu haben, was er erstrebte, ist ihnen geworden. Wie ein Wunder, offenbart in Farbenglanz, strahlt das Bild von der Wand herab, unberührt vom Flügelschlag der Zeit, ungetrübt vom bleichenden Auge des Lichts. Die drei oberen Bilder, welche Maria zwischen Christus und Johannes dem Täufer darstellen, zogen mich weniger an, obgleich die Ausführung daran, zumal mancher Theile des Schmuckes, musterhaft ist.

Meine Augen hingen gebannt an der Anbetung des Lammes und der reichen Poesie dieses Gemäldes. Das göttliche Lamm ist von einer Gruppe schöner Engel mit Regenbogenschwingen umgeben, außerdem haben sich alle Heilige des alten und neuen Testamentes eingefunden, um es anzubeten. Ganz in der Mitte des Vordergrundes ist ein Brunnen mit springendem Wasser. Zur Rechten knieen die Patriarchen und Propheten des alten Bundes, zur Linken die Apostel und Bekenner des neuen Glaubens. In der Gruppe zur Rechten findet man die Köpfe der Malerbrüder. Am Rande der Hügel und Büsche, welche diesen Haupttheil des Bildes begränzen, zeigen sich nochmals zur Rechten und Linken zwei Gruppen heranwallender Betenden. Den Zug zur Rechten bilden Jungfrauen und Heilige, den zur Linken Bischöffe und Ordensgeistliche, welche Palmzweige in den Händen tragen. Die

Gruppe zur Linken, wie überhaupt die ganze linke Seite dieses oberen Theiles des Gemäldes, ist bei weitem schöner als die rechte Seite. Während zur Linken der leichtgewölbte Hügel, auf dessem grünem Rasen der Sonnenschein zu spielen scheint, mit seiner durchsichtigen Wand von Rosenbüschen, die lieblichste Verbindung mit der reichen und poetischen Fernsicht bildet, sind die Hügel zur Rechten schwer, die Gesträuche dunkel und undurchsichtig, ja die heranziehende Gruppe erhält dadurch, daß die Gestalten genau von Einer Größe sind, und die Köpfe eine gerade Linie bilden, etwas Steifes. Zu beiden Seiten eröffnet sich hinter den Hügeln und Büschen eine freie Aussicht. Gothische Thürme und Zinnen einer großen Stadt steigen zwischen hohen Bäumen empor, während dunkelblaue Berge das reiche Bild begränzen, aber nicht abschließen, denn das Gemälde eröffnet, wie manche tiefe Musik, ein weites Reich der Ahnung. Im Mittelpunkt, wo hinter dem Altare die Hügel zu beiden Seiten auseinandertreten und einen freien Blick in die sonnige Ferne gewähren, schwebt in blauer Luft der heilige Geist als Taube. Im Schnabel der Taube zusammengefaßt, breiten sich die Strahlen im Herniederfallen aus, und weben ein Goldnetz über das Bild. Das Ende des Lichtgewebes senkt sich auf die Heiligen im Vordergrund. Aus der Architektur der Thürme wollen viele die Stadt Cöln, andere Mastricht erkennen. Ich dachte unwillkürlich an Jerusalem; eine schlanke Palme, welche in der sonnigen Landschaft zur Linken steht, führte meine Seele nach Zion.

Der Umstand, daß die Architektur einiger Thürme dieser Ansicht widerspricht, stört mich nicht in meiner Auffassung, denn, wenn man die Werke älterer Maler mit Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man häufig Widersprüche dieser Art, sie rücken auf eine oft wunderbar naive Art die Erscheinungen verschiedener Jahrhunderte zusammen.

Folgende kleine Dichtung habe ich am Abende nach meinem Besuch in St. Bavo niedergeschrieben.

Die Kinder in St. Bavo.

Die Krypte St. Bavo's ist schwach erhellt
Vom Abendstrahl, der durch's Fenster fällt,
Die Kinder hören in frommer Ruh
Dem ernsten Worte des Priesters zu
In der Krypte von St. Bavo.

Der Priester, nachdem er den Segen sprach,
Stieg aus der Krypte — es sank der Tag,
Die Kinder verließen mit ihm den Ort,
Nun herrschet die graue Dämmrung dort
In der Krypte von St. Bavo.

Zwei Knaben mit ihrem Schwesterlein
Die blieben dort bei dem alten Stein,
Sie schauen die grauen Figuren am Rand,
Die alten, die kalten berührt ihre Hand,
In der Krypte von St. Bavo.

Der Küster schließet die Pforte und geht,
Nachdem er gesprochen das Abendgebet,

Und still ist's geworden im Heiligthum,
Und dunkel ist es und schaurig stumm
In der Krypte von St. Bavo.

Das Mägdlein voll Angst seine Brüder faßt,
Sie eilen zur Pforte in banger Hast,
Die weicht nicht — sie pochen, sie ringen die Hand,
Sie schmiegen sich zitternd und stumm an die Wand
In der Krypte von St. Bavo.

So still, man hört nagen den Todtenwurm —
Da horch! schallt die Glocke im alten Thurm,
Und zwölfmal schlägt sie — 's ist Mitternacht —
Beim zwölften Schlage ist Alles erwacht
In der Krypte von St. Bavo.

Es rollen die Leichensteine herab
Vom halbversunknen marmornen Grab,
Aus den Grüften erhebt sich die todte Schaar,
Die drunten schläft schon manch hundert Jahr,
In der Krypte von St. Bavo.

Die Ritter und Fraun ziehn Hand in Hand,
Die Bischöf' im prächtigen Chorgewand,
Und wie sie den Kindern vorüberwallt,
Da nickt mit dem Todtenkopf jede Gestalt
In der Krypte von St. Bavo.

Und aus der Kapelle unter dem Chor,
Da gehen die Brüder van Eyck hervor,
Im knappen Wamms und im Sammetbarett,
In der Linken die farbige Malerpalett',
In der Krypte von St. Bavo.

Und ihnen folgt eine Jungfrau hold,
Um's bleiche Antlitz wallt lichtes Gold,
Im knappen Mieder, im Sammetbarett,
In der Linken die farbige Malerpalett',
 In der Krypte von St. Bavo.

Sie schreiten gemessen, in ernster Ruh
Die Stufen hinan, und der Pforte zu,
Und sieh, die Pforte springt auf, und weicht,
Die selige Künstlerdreieinheit steigt
 Aus der Krypte von St. Bavo.

Und Johannes mit Hubert dem Bruder tritt
In die Seitenkapelle mit Geisterschritt.
Die Jungfrau folgt — und der Vorhang rollt
Herab von des Bildes Farben und Gold,
 In der Kirche von St. Bavo.

Da strömt ein Glanz durch die dunkle Nacht,
Da strahlt die Kapelle in Wunderpracht,
Still selig schauen die Künstler darein,
Da webt sich ein lichter Heiligenschein
 Um die Maler von St. Bavo.

Und wo ein Hälmchen sich trüber zeigt
Und wo ein Schimmer der Strahlen bleicht,
Da frischen sie treulich es auf zur Stell,
D'rum blieb das Gemälde so leuchtend und hell
 In der Kirche von St. Bavo.

Die Ritter und Frauen steh'n Hand in Hand,
Die Bischöf' im prächtigen Chorgewand,
Die Kinder ängstlich von Ferne schau'n,
In Entzücken halb und halb in Grau'n,
 In der Kirche von St. Bavo.

So still, man hört nagen den Todtenwurm,
Da rasselt das Uhrwerk im alten Thurm,
Die Glocke schlägt Eins — und mit dem Schlag
Muß enden das Werk — denn es naht der Tag —
Leer wird die Kirche St. Bavo.

Es leuchtet der Morgen in hellem Gold,
Der Vorhang ist über das Bild gerollt,
Das Lamm verhüllt er dunkel und dicht,
Doch droben schau'n es im ewigen Licht
Die Kinder in St. Bavo.

IV.

Kapelle unserer lieben Frau zum Schreyboom. Irrenanstalt. Institut für Greise. Taubstummenanstalt. St. Nikolas-Kirche. Sagen.

Wir haben Gent nachgerade in allen Richtungen durchstreift. Bei unserer letzten Wanderung machte mich Professor Serrure auf einige alte Gebäude aufmerksam. Der ehemalige Palast der Grafen von Flandern ist eines der ältesten Gebäude von Gent, eben so das Haus, worin die Fischer ihre Versammlungen hielten. An einem andern Hause sah ich in der Hausthüre die vier Haimonskinder auf dem Rosse Bayard in Holz geschnitzt. Die Kapelle der lieben Frau vom Schreyboom ist nicht so alt, sie wurde im 14. Jahrhundert gegründet. Sie ist unserer lieben Frau der sieben Schmerzen geweiht, und noch immer wird eine Anzahl armer Frauen in ihrem Hospitale gespeist. Die Kapelle ist mit hübschen Kinderbildern angefüllt, welche die Mütter der Maria opfern, wenn ihnen ein gesundes schönes Kind geschenkt wurde.

Sie lassen dann das Kind bis zum achten Jahre nur weiß und blau tragen. Diese Kleidchen sind immer

fertig in den Läden zu haben. Es ist viel Poetisches in dem Mariencultus, und ich wurde während meines Aufenthalts in Belgien oft davon berührt. Am lieblichsten aber erscheint dieser Cultus im Monat Mai, dem Monat der Maria. Dann wird die Himmelskönigin, die mystische Rose, mit unzähligen Rosen geschmückt; da geht keine alte Frau und kein Kind zur Kirche, das nicht der heil. Jungfrau einen blühenden Zweig zu Füßen legte; da erneuert jeder Morgen die blühende duftige Pracht. Der October-Abend bot mir dagegen ein Bild der Marien-Verehrung, das mir in seiner Einfachheit rührend war. Wir hatten, von einem Besuche nach Hause kehrend, die großen mit Gas erleuchteten Straßen verlassen, und durchschritten ein enges Gäßchen, das beinah dunkel war. Da sah ich über verschiedenen Thüren kleiner Häuser Marienbilder, welche durch Lichter hell beleuchtet waren. Unser Begleiter sagte mir, daß es eine alte Volkssitte sei, die Marienbilder Samstag Abend zu erhellen, und daß verschiedene Familien zusammenlegten, um die Kosten dieser kleinen Illumination zu bestreiten; arme Handwerker und Tagelöhner, fleißige Mädchen und Gesellen, alle liefern einige Cents zu den Lichtern, die am Samstag zu Ehren der Maria brennen. Herr de Decker hatte sich erboten, mir die verschiedenen Anstalten zu zeigen, welche unter der Aufsicht seines Bruders, eines angesehenen Geistlichen stehen. Wir besuchten die Taubstummen, die barmherzigen Schwestern, das wohlthätige Institut für Greise, ja sogar die Wahnsinnigen. Der Orden der barmherzigen Schwe-

stern ist gewiß die schönste religiöse Stiftung dieser Art; sie erschienen mir als überirdische Wesen, als echte Nachfolgerinnen des Heilands, des göttlichen Priesters der Liebe und des Erbarmens. Mit reinem heiligen Fuße wandeln sie mitten durch die Leiden und Sünden der Menschheit, sich selbst als Sühnopfer darbringend für die Gebrechen der Andern. Wie himmlische Schutzengel treten sie an das Lager des Kranken und Sterbenden, mit sanfter Hand pflegen sie seine Wunden und schließen sein brechendes Auge, dem ihr reines Gebet schon das Jenseits erschließt. Anbetungswürdig erschienen mir aber die barmherzigen Schwestern in der Irrenanstalt; diese Aufopferung übertrifft alle anderen. Eine Schwester, ein Mädchen aus einer reichen angesehenen Familie, lebt nun schon seit dreißig Jahren in dieser fürchterlichen Umgebung, der sie aus der reinsten Menschenliebe alle Kräfte ihres Wesens mit einer Ausdauer weiht, die unbegreiflich scheint. Als wir an der Kapelle vorübergingen, sangen die Schwestern ein wunderschönes lateinisches Lied, sie beteten für Alle, die da draußen in der Welt irren und sündigen. Wie schneeweiße Tauben stiegen die versöhnenden Worte empor, jede trug einen Oelzweig des Friedens. Wie klein erschien ich mir mit meinen luftigsten Träumen diesen Jungfrauen gegenüber, die in der tiefsten Zurückgezogenheit ihre großartigen Opfer bringen, die niemand sieht, niemand erkennt, als Gott. Aber dafür belohnt sie auch ein tiefer stillseliger Friede; das hörte ich an den Himmelstönen, in welchen sie für diejenigen beten, die in den Fesseln der Schuld

und des Irrthums gefangen sind. Glut und Sehnsucht, Kraft und Demuth, Liebe und Entsagung, Alles haben sie ergossen in den lautern Strom heiliger Barmherzigkeit, und ihre verklärte Seele weiß nichts von dem Hin- und Herwogen der Gefühle, von der unbefriedigten Sehnsucht, welche die Herzen erfüllt, die vom Leben das Glück und den Frieden verlangen, welche nur in der völligen Hingebung und Auflösung unsrer irdischen Liebe in den göttlichen Quell der himmlischen Liebe gefunden werden.

Die Irrenanstalt ist zweckmäßig und schön eingerichtet; die höchste Reinlichkeit in den inneren Räumen, freie Plätze und Gartenanlagen, welche Bewegung in frischer Luft gestatten, und vor allem die unermüdete milde Behandlung der barmherzigen Schwestern erleichtern so viel als möglich, den schrecklichen Fluch, der auf diesen Unglückseligen ruht. Dennoch machte mich dieser Gang durchs Irrenhaus für mehrere Tage unfähig, einen freudigen Eindruck zu erfassen. Am schmerzlichsten berührte mich die Erscheinung eines achtzehnjährigen deutschen Mädchens. Sie schien aus guter Familie und von feiner Erziehung. In einem eleganten, mit Blumenvasen geschmückten Zimmer, saß sie an einem runden Tisch und arbeitete an einer Stramin-Arbeit. In einen glänzenden Grund von Schmelz nähte sie die herrlichsten Blumen, in frischer Farbenpracht schlangen sich in harmonischer Ordnung die künstlichen Ranken durcheinander, sie verfehlte keinen einzigen Stich, der die Harmonie des Ganzen gestört hätte, und doch war es in ihrer jungen Seele Nacht, und alle Blüthenranken

ihres kaum entblühten Frühlings hingen zerstört und geknickt durcheinander. Als sie die Schwester erkannte, die uns führte, wiederholte sie die Bitte, welche sie jedesmal ausspricht, sobald sie eine der Schwestern erblickt: „Betet, betet, daß ich wieder ein Kind werde! Ist es denn nicht möglich, daß ich wieder ein Kind werde?“ — An den Rasenden ging ich mit Entsetzen vorüber; im entferntesten Winkel des Gebäudes glaubte ich noch ihre furchtbaren Töne zu hören. Beschwichtigend wirkte auf mein aufgeregtes Gemüth die Anstalt für Greise. In einem ehemaligen Kloster*) finden diese Alten, die nicht mehr im Stande sind, für sich selbst zu sorgen, das freundlichste Asyl. Ich sah ihre Schlaf- und Speisesäle, Alles war durch die höchste Reinlichkeit so hell und schimmernd, daß man gern darin verweilte. In einem mit bunten Herbstblumen besetzten Garten saßen in friedlichem Kreise, von den milden Strahlen der Abendsonne beschienen, die Greise, welche nicht mehr arbeiten können. Einer unter ihnen las den andern ein Zeitungsblatt vor. An wohlthätigen Anstalten dieser Art sind die Niederlande reich; und viele der geistlichen Orden haben den schönen Zweck, der jeder religiösen Gesellschaft so nahe liegt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Gent allein zählt viele Orden dieser Art: die Brüder von Jesus und Maria, welche die Kranken in der Stadt warten und pflegen, die schwarzen Schwestern, welche sich der Krankenpflege in den höheren Klassen der

*) Bilcke zu Gent; es wurde 1228 durch Johanna von Flandern gegründet. Noch zeigt man dort ein sehr altes Fresko-Gemälde, welches einen Christus darstellt, der eine Frau segnet.

Gesellschaft widmen rc. Außer diesen wahrhaft heilbringenden Brüder- und Schwesterschaften giebt es aber auch genug Wölfe im Schaafspelz, die unter der Maske der Heiligkeit den Frieden in den Familien untergraben und unablässig beschäftigt sind, jedem Strahl von Aufklärung den Weg zu versperren. Dies ist besonders anwendbar auf die Jesuiten, deren Macht in Belgien täglich zunimmt. Da mehrere öffentliche Schulen unter ihrer Leitung stehen, so bahnen die Kinder ihnen den Weg in das Innere der Familien, und welche Früchte daraus erwachsen, ist jedem klar, der nur einen flüchtigen Blick in ihre Lehrsätze geworfen hat. Auflösung der heiligsten und natürlichsten Bande, Anleitung zu jedem Laster und Verbrechen, sind die Grundlagen ihres furchtbaren Glaubenssystems. Durch die prachtvollen, ewig sich erneuernden Kirchenfeste und Ceremonien wird das Volk zerstreut und beschäftigt, und gutmüthig läßt es sich von der Geistlichkeit die Taschen leeren, wenn es nur dafür Buße, Ablaß und Unterhaltung erhält. Da nun die Geistlichkeit mit Recht fürchtet, die heranwachsende Generation könne sich ihrer Zwangherrschaft entziehen, so strebt sie aus allen Kräften, jeden Funken hellerer Erkenntniß im Keime zu ersticken.

Dieser Obscurantismus geht so weit, daß die geistlichen Vorsteher der Stadtschulen in Gent einen kürzlich daselbst als Lehrer angestellten jungen Geistlichen für einen Ketzer erklärten, weil er den Kindern das Sonnensystem auseinandergesetzt und bewiesen hatte, daß die Sonne ein Firstern sei. Für sich selbst wissen die geistlichen Herren

besonders gut zu sorgen; der neue bischöfliche Palast in Gent, welcher von der einen Seite die schöne Kirche ganz zudeckt, ist ein characteristischer Beweis davon wie das Pfaffenthum die Kirche zudeckt.

Wir beschlossen unsere heutige Wanderung mit einem Besuch im Taubstummen-Institut. Ueberraschend ist die Geschwindigkeit, mit welcher die barmherzigen Schwestern, die auch in dieser Stiftung die Aufsicht führen, sich mit den unglücklichen, zweier Sinne beraubten Geschöpfe zu verständigen wissen. Besonders interessant waren mir die Zeichen und Bewegungen, durch welche die Taubstummen die verschiedenen Zeitworte darzustellen suchten. Am bezeichnendsten erschien mir die Geberde, mit welcher sie „verzeihen" ausdrückten: sie strichen mit der rechten Hand über die innere Fläche der linken hin, als ob sie etwas auslöschen wollten.

Im Vorübergehen betrachteten wir die Kirche St. Nicolas, welche einige schöne Gemälde enthält. Man zeigt darin die versteinerten Brode; die Sage, welche Aufschluß über diese Verwandlung giebt, hat Prudens van Duyse volksthümlich bearbeitet.

Die versteinerten Brode. Die zwei Schwestern.

Sage nach Prudens van Duyse.

Dir leuchtet die Sonne so herrlich und klar,
Mir zeigt sie nur Schwermuth und Leid immerdar.
Der Herr gab dir Wohlstand und reichliches Brod,
Mich läßt seine Gnade in bitterster Noth.
Ach Schwester!

Dir wogen und wallen die Saaten im Feld,
Mir wird keine Aehre mit Körnern geschwellt.
Dir schlingen sich Reben voll Trauben um's Dach,
Doch ich hab' kaum Wasser, bin krank und bin schwach —
Ach Schwester!

Ein Kindlein, wohl lieb und wohl hold, ich bekam,
Ich sah' es verhungern, zu doppeln den Gram.
Wie oft hat mir Tröstung sein Vater gebracht,
Wie schaffte der Brave, nun deckt ihn die Nacht —
Ach Schwester!

Mein schwermüthig Lächeln, was frommt es dem Kind,
Dem einzigen Wesen, das hold mir gesinnt.
Gott gab dir nur Schätze, nicht Kinder, — wer gern
Thut Gutes den Armen, der leihet dem Herrn.
Ach Schwester!

Nur etwas dem Kind — sieh, wie bleich sein Gesicht,
Nur etwas, eh sterbend das Herze ihm bricht.
Gab Gott dir kein Kind, so denk, dieses wär' dein,
Es soll leben, soll wachsen, soll dankbar dir sein —
Ach Schwester!

Doch die And're blieb kalt, und als diese nun schwieg,
Da sprach sie: Wohl hoch euer Elend jetzt stieg,
Aber schlecht ist die Zeit und die Saat nicht geglückt,
Ich geh' von der Last schwerer Arbeit gebückt,
Meine Schwester!

Geh', grab' meinen Acker mit Eifer und Fleiß —
Ich kann nicht, ich sinke — mein Kind — ach wie weiß! —
Brod willst du — mein Schrank schließt jetzt keines mehr ein,
Ja, hab' ich — so sei es verwandelt in Stein!
Geh, Schwester!

Die Mutter schwieg traurig und zittert' und ging,
Verzweiflung mit Schauern sie eisig umfing;
Meine Brust hat nicht Milch mehr, mein Herze kein Blut,
Vergieb ihr, sie weiß nicht, o Herr! was sie thut:
Meine Schwester!

O Himmel! Gestorben! so früh schon in's Grab!
Du, einziges Gut, das der Himmel mir gab,
Ach rettet! ach rettet das Kind aus der Noth!
So es lebe, verschone mich nicht mehr der Tod.
Ach Schwester!

Ich sterbe! so rief sie, im tödtlichen Harm!
Umschließet das Kindlein noch liebend ihr Arm,
Mit Thränen benetzt sie sein bleiches Gesicht,
Da sprach eine Arme: zu retten ist Pflicht,
Komm, Schwester!

Ich backt' in der Asche heut Morgen ein Brod,
Es reicht für uns beide in äußerster Noth.
So komm, laß uns theilen so Freude, wie Schmerz,
Mir fehlt eine Schwester, komm sei für mein Herz
Eine Schwester!

Als jene Entartete öffnet den Schrank,
Und spottet des Leids, drin die Schwester versank,
Da schreit sie — O Himmel! Mein Brod all zu Stein!
Deine Rache — Vergebung — für mich nicht! ach nein!
Ach Schwester!

Die Zähne gedrückt in's versteinerte Brod,
So fand man verhungert die Grausame todt.
Ihre Schwester allein seufzt' in Mitleid und Schmerz;
Denn mild war und gütig ihr fühlendes Herz:
Ach Schwester! —

In der heiligen Nicolaskirche zu Gent,
Die versteinerten Brode ein Jeder wohl kennt,
Und feierlich mahnet des Priesters Gebot:
O Brüder, verlaßt nicht in Leid und in Noth
Eure Schwester!

Eine Sage, welche sich gleich den versteinerten Broden auf eine Hungersnoth bezieht, ist die folgende:

War eine arme Frauen, die hatte drei Kinder klein,
Sie konnt' ihnen nichts mehr kaufen, denn sie war ganz allein,
Ihr Mann, der mußte sterben, ließ sie in bitt'rer Noth,
Nun kann sie nicht erwerben den armen Kleinen Brod.

Mit Thränen in den Augen sprach sie: Ihr Kinder mein,
Ich kann euch nichts mehr kaufen, ich bin ja ganz allein,
Sie sprach mit betrübtem Sinne, und muß ich betteln geh'n,
Ob ich es auch beginne, ich werd' es schlecht versteh'n.

Die Frau ist hingegangen zu ihren Nachbarn dann,
Sie sprach mit Angst und Bangen: Seht meinen Jammer an:
Nichts hab' ich um zu leben, meine Kinder drückt die Noth,
Ich fleh' euch an zu geben den armen Kleinen Brod.

Die Nachbarn aber schauen mit kalter Miene drein:
Weib, ihr müßt Gott vertrauen, er wird euch gnädig sein.
Zum Armenmeister geht sie, und spricht dasselbe Wort,
Vergebens klagt und fleht sie, der Harte schickt sie fort.

Nach Haus ist sie gekommen, Verzweiflung faßt sie an,
Ein Messer hat sie genommen in ihrem wilden Wahn,
Gott, Gnade eurer Seele, ihr müßt noch heut ins Grab,
Ich schneid' euch jetzt die Kehle mit diesem Messer ab.

Als von den armen Schaafen das kleinste dieses sah,
Sprach es: Wir wollen schlafen, bis der August ist da,

Dann wollen wir stoppeln gehen, dann haben wir wieder Brod,
Dann Mütterlein sollst du sehen, ist's aus mit uns'rer Noth.

Und schlafen sind gegangen die Kinder drei zur Stund,
Sie liegen mit rothen Wangen, mit purpurrothem Mund,
Sie schlafen und sie schlafen, das Wunder wird bekannt,
Bald zu den armen Schaafen strömt Groß und Klein im Land.

Und alle die sie schauen mit hocherstauntem Sinn,
Die legen der armen Frauen viel reiche Gaben hin,
Als der August gekommen steh'n auf die Kindelein,
Sie haben ihr Glück vernommen von ihrem Mütterlein.

Da loben sie zusammen den Herrn wohlgemuth
In Jesu Christi Namen, der große Wunder thut.

An das Rathhaus in Gent knüpft sich eine der schauerlichsten Sagen der Niederlande. J. W. Wolf theilt sie in seinem Sagenkranze also mit:

Der Sohn als Henker seines Vaters.

Um das Jahr 1371 hatten zwei Edelleute aus Gent, Vater und Sohn, sich gegen den Grafen Louis de Macle aufgelehnt, weshalb sie von ihm zum Tode verurtheilt wurden. Doch stellte er ihnen die Bedingung, daß demjenigen von ihnen, welcher dem andern das Haupt abschlagen wollte, Gnade und Leben geschenkt sei. Anfangs erklärten beide, es sei ihnen unmöglich, um solchen Preis ihr Leben zu erkaufen, doch beredete endlich der Vater den

Sohn, in den Vorschlag einzugehen, und dieser meldete seine Einwilligung dem Grafen. Kaum aber hatte der unnatürliche Henker das Schwert erhoben, da sank es gebrochen zu seinen Füßen, und er selbst stürzte, von einer tödtlichen Wunde getroffen, gleichfalls hin.

Zum Andenken an diesen Vorfall errichtete man auf der Executionsbrücke ein Denkmal mit den Bildnissen der beiden Empörer.

Auf der Brust des Sohnes las man die Inschrift:

Dits die Wettelichede der stede van Gent,
Die boets hem die hier is omtrent.

Diese Bildsäulen sind jedoch nicht mehr vorhanden. Dagegen hat man noch ein uraltes Gemälde, worauf die Geschichte abgebildet steht. Unter demselben finden sich folgende Zeilen:

Ae Gandt le en Fandt fraepe sae pere se Taete Desuu Maeis se Heppe Rompe si Grace de Dieu.

(A Gand l'Enfant frappe son père sa tête dessus mais son epée rompe etc.)

Die Sage von der Römerin, welche ihren zum Hungertode verurtheilten Vater durch ihre Milch erhielt, findet sich auch hier wieder, nur daß sie noch poetischer erscheint. In Gent war es eine Jungfrau, an welcher der Himmel dies Wunder wirkte, um ihre kindliche Liebe zu krönen. Noch zeigt man das Gefängniß, darin der verurtheilte und so wunderbar gerettete Vater saß, de Mammelocker. Van Duyse hat dieser Sage eine schöne Dichtung geweiht.

V.

Flaemische Bewegung. Dichter und Schriftsteller in Gent. Flaemische Poesie. Nein! von Prudens van Duyse.

> Heil, ruf ich, Belgier euch, den freien,
> Daß neu euch blüht ein Vaterland,
> Daß Recht und Ruhm und Volksgedeihen,
> Euch lächelt an der Freiheit Hand.
> Weckt auf die Tugend unsrer Ahnen,
> Daß sie uns leuchte stolz und froh,
> Manch fremder Druck hemmt noch die Bahnen,
> Nicht Alles tilgte Waterloo.
>
> **Willems, aen de Belgen.**

Die flaemische Bewegung ist bekanntlich von Gent ausgegangen. Im Jahre 1820 forderte Willems, in einem Gedicht voll glühendem Patriotismus die Belgier auf, ihre Muttersprache aus den Fesseln des Franzosenthums zu befreien. Dem Gedicht „Aen de belgen" war zu größerem Verständniß eine französische Uebersetzung beigegeben, und seine kräftige Sprache, in welcher dem Flamänder die erhebendsten Züge seiner vaterländischen Geschichte vorgeführt wurden, war wohl geeignet, die eingeschlummerte Heimatliebe zu wecken. Willems ganze literarische Thätigkeit ist dieser Richtung zugewendet. Von seinem Eifer

und seinem Fleiß zeugt seine vortreffliche Geschichte der flaemischen Literatur, sein Rynhard de Vos, welcher tief ins Volk eingedrungen ist, und die Aufsätze, welche noch jetzt das belgische Museum von seiner Hand bringt. Van Duyse war nach Willems einer der ersten, welche in Gent strebten, ihre Muttersprache wieder empor zu bringen. Seine drei Bände, „Vaderlandsche poezy", enthalten manchen schönen Beweis davon.*) Gleichzeitig mit ihm trat Vervier 1840 mit einem Band Gedichte „Letteroefeningen" als warmer Vertheidiger der flaemischen Sprache auf. In diesem Büchlein spricht er unter Anderm beherzigende Worte über die Frage: „Welches sind die Ursachen des in Flandern zunehmenden Verfalls der niederländischen Sprache, und welches sind die geeignetsten Mittel, unter den gegenwärtigen Umständen ihr den alten Glanz wiederzugeben?" Philipp Blommaert schloß sich derselben Richtung kräftig an. Er entriß altfläemische Sprachdenkmale der Vergessenheit, und seine eigene Muse schlang manchen frischen Zweig darum. Die zwei Bände „altflaemische Gedichte" und „Theophilus", eine Dichtung des vierzehnten Jahrhunderts, enthalten vieles Interessante. Seine eigenen Gedichte behandeln meist nationale Stoffe. Eines derselben „Flanderns Leeuw", theilte das Morgenblatt schon vor zwei Jahren in flaemischer Sprache mit und knüpfte den Wunsch daran, daß sich ein Uebersetzer dafür finden möge. Als ich vor einigen Monaten eine Uebersetzung desselben an diese Zeitschrift abschickte, erhielt

*) Siehe am Schluß dieses Kapitels „Flanderns Poesie," „Nein!"

ich sie mit der Bemerkung zurück, daß das Morgenblatt zwar den Werth der Uebersetzung anerkenne, das Gedicht aber nicht in seine Richtung passe. — In den Jaerboekjes, welche 1834 zuerst erschienen, legte Rens seinen thätigen Eifer dar, welcher auch bis jetzt nicht ermattete; umsichtig strebt er darnach, dem Taschenbuch immer mehr Reiz und Gehalt zu verleihen. Rens hat einen Band eigener Gedichte herausgegeben, welche besonders von Gemüthlichkeit und Meisterschaft in Behandlung des Verses und der Sprache zeugen. Auch ist er einer von denen, welche zuerst anfingen, deutsche Poesieen zu übertragen. Hoffentlich wird das Jaerboekje auch in dieser Richtung einen Schritt vorwärts thun, und frische Eichenblätter Germaniens mit den seinigen verbinden. Bis jetzt haben Pfeffel, Gleim, Langbein und Kotzebüe hauptsächlich die deutsche Literatur in Belgien vertreten. Serrure, Professor an der Universität, widmet sich hauptsächlich dem Studium altflaemischer Literatur, das Kunst- en Letterblad, und der Messager des sciences historiques en Belgique enthalten manchen schätzbaren Beitrag von ihm. Le jeu d'Esmorée, ein Drama des dreizehnten Jahrhunderts, verdankt ihm eine gelungene Uebertragung ins flaemische. Le livre de Baudouyn, comte de Flandres, ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, gab er 1836 heraus. Pr. Serrure besitzt eine kostbare Sammlung flaemischer Volksbücher. Ich sah bei ihm die seltensten, prächtigsten und ersten Exemplare von Paris und der schönen Sienne, von Margarethchen von Limburg, von Karl und Eliast, von Gottfried von

Bouillon, von Ruelof dem Schmidt, die Geschichte des trojanischen Krieges, Jason, Saladin u. s. w. Das letzte hat er mit vielen Schwierigkeiten und Kosten erobert. Außerdem nennt er eine vollständige Sammlung altflaemischer Dichter sein, und sein Münzkabinet ist sehr bedeutend. In Deutschland hat sich Pr. Serrure durch seine Mittheilungen in Mone's Anzeiger einen Namen erworben.

In einer anderen Richtung, nämlich als Kritiker, hat Snellaert sich um die neuere flaemische Literatur verdient gemacht. Die hervorstechende Schärfe seines Verstandes, sein klarer Blick und seine vorurtheilsfreie, von den Fesseln der alten Schule unabhängige Einsicht, machen ihn zu dem Amte eines Kritikers besonders tauglich. In dem **Kunst en Letterblad** lieferte er manchen Beweis, wie tief er die junge Literatur, in ihren Vorzügen und Gebrechen durchschaue. Seine Wirksamkeit als Literarhistoriker ist anerkannt, seine Abhandlung über die Geschichte der Poesie in den Niederlanden bis zu Albert und Isabella, ist von der Akademie in Brüssel gekrönt worden. Spyers, ein geborner Holländer, wirkt auf seine Weise für die Erhaltung und Verbesserung der flaemischen Sprache. Schon früh trat er mit einer Uebersetzung der Iliade auf. Dieser folgten tiefe und schöne Abhandlungen über die Kunst der Alten, denen er mit Herz und Seele angehört. Als Redakteur der Gazette van Gent lieferte er für dieselbe neben politischen Uebersichten manche gute Kritik. In seinen Kritiken ist er eben so scharf als wahr; literarische Gegner drückt er mit einer Satyre zu Boden, der ich in solchem Grade

in den Niederlanden kaum zu begegnen dachte. Karl Ledeganck ist ein Dichter im wahren Sinn des Worts, eine harmonische Natur, und seine innere Harmonie giebt sich durch Klarheit der Gedanken und eine seltene Harmonie der Sprache kund. Bloemen myner lente, de zinnelooze, vor allen aber het burgslot Zomergem enthalten in der reinsten Form Empfindungen und Anschauungen einer tief poetischen Seele. Sämmtliche Dichter lernte ich nach und nach kennen; so gut ich kann, will ich sie portraitiren.

Willems, der Nestor der neueren flaemischen Schule, hat eine majestätische Gestalt und einen schönen Kopf. Seine etwas stolze Haltung erinnert unwillkürlich an Göthe's Statuette von Rauch. Sein geistreiches Haupt hat sich manchen Lorbeer errungen und weiß ihn mit Anstand zu tragen. Prudens van Duyse, Stadtarchivar von Gent, trägt in seiner Erscheinung das Gepräge flaemischer Abkunft; seine Unterhaltung dagegen entwickelt mehr die leichte Spiritualität der Franzosen. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen; außer den lateinischen und griechischen Klassikern hat er die ganze holländische und flaemische Literatur inne, und ist selbst der deutschen nicht fremd. Er hat ein beinahe unvergleichliches Gedächtniß, welches ihm erlaubt, in jedem beliebigen Augenblick einen Edelstein seines poetischen Schatzes glänzen und spielen zu lassen. Damit verbindet er eine große Leichtigkeit der Improvisation; aus diesem allem geht hervor, daß er ein angenehmer, lebendiger Gesellschafter ist. Blommaert ist ein gemüthlicher, liebenswürdiger, etwas indolenter

Mensch, welcher letzteren Eigenschaft seine dunklen, lebhaften Augen, und sein spanischer Teint zu widersprechen scheinen. In einer Unterhaltung, welche ich mit ihm hatte, wünschte er sich zwar das Meer zu sein, um in beständiger Bewegung bleiben zu können, doch ließen die Schwierigkeiten, welche er gegen eine Reise nach Deutschland aufwarf, keinen starken Glauben an seine Beweglichkeit in mir aufkommen.

Der gemüthliche Geist, welcher sich in den Dichtungen von Rens ausspricht, offenbart sich auch in seinem Wesen. Wir hatten manches Gespräch über deutsche Literatur und die Jaerboekjes der nächsten Jahre werden den Belgiern frische Blüthen deutscher Poesie bringen, welche er nach Belgien verpflanzen wird.

Bei Professor Serrure und seiner liebenswürdigen Frau verbrachten wir manche angenehme Stunde. Herr Serrure besitzt ein wahres Magazin von Kunstschätzen seines Vaterlandes, und es bleibt bei ihm keine todte Anhäufung; seine Unterhaltung zeigt, wie tief das Interesse für das geistige Gedeihen seiner Heimat mit seinem Leben verflochten ist.

Snellaerts äußere Erscheinung entspricht ganz dem geistigen Bilde, welches ich von ihm zu entwerfen suchte; der vorherrschende Ausdruck seiner Züge und seines Wesens ist Verstand.

Spyers ist in der Unterhaltung belebt und angenehm, sein Hang zur Satyre macht sie pikant, seine

Gelehrsamkeit interessant, und die Freundlichkeit, mit welcher er Fremden entgegentritt, ist nicht genug zu rühmen.

Ledeganck lernte ich in seinem eigenen Hause von seiner liebenswürdigsten Seite kennen. Beim ersten Zusammentreffen erschien er mir kalt, bald aber überzeugte ich mich, daß er ein Mensch von tiefer Gemüthlichkeit sei. Man muß ihn von der Sonne seines Familienglücks beleuchtet sehen, um sein Bild richtig aufzufassen. Alle Zeit, welche seine Schulberufsgeschäfte ihm übrig lassen, weiht er der Poesie und einem gemüthlichen Stillleben. Er hat eine anmuthige, junge Frau, die Tochter eines geachteten Dichters, und verlebt mit ihr mitten im Geräusch der großen Stadt Gent seine Tage in beglückter Liebe und Ruhe. Das Album der liebenswürdigen Virginie bewahrt manche duftige Blüthe der Liebe. Ich konnte mir's nicht versagen, einen kleinen Raub daran zu begehen.

Virginie, diese Blüthenglocken,
Sie können nicht durch Schimmer locken,
Durch Farbenpracht, des Kenners Blick.
Es liegt der Grund, darauf sie sprossen,
Im stillen Herzen eingeschlossen,
Dort blüh'n sie auf in stillem Glück.

Nicht biet' ich sie als stolze Blüthe,
Als Sprossen nur von dem Gemüthe,
Das einzig für dich lebt und glüht.
Als Früchte nicht, die zaub'risch golden,
Als Knospen nur, die in der holden
Luft deines Eigenthums erblüht.

In's Gebetbuch seiner Frau hat der gemüthvolle Dichter folgende Zeilen geschrieben:

O Geliebte! wenn durch Wolken
Feurig aufschwebt dein Gebet,
Trag' es mit empor das meine.
Unerhört bleibt kein Gebet,
Wo die Liebe für die Liebe,
Zu dem Gott der Liebe fleht.

Eine andere Dichtung, welche ein junger Poet, Bonchel, dem glücklichen Paare weihte, schien mir durch Zartheit der Empfindung der Uebersetzung würdig.

Es war im Winterabendschein,
Wenn glänzend Weiß die Erd' umschmieget,
Wenn auf dem kahlen Ast sich wieget
Gleichwie im Traum das Vögelein.

Wenn heller durch die stille Nacht
Der Glocken ehr'ne Töne klingen,
Sich durch die eis'gen Lüfte schwingen,
Gleich einer Stimm' die einsam wacht.

Wenn in dem weiten stillen Wald
Ein wenig Holz sich sucht der Arme
Und seufzet, daß der Lenz, der warme,
Verdrängt ward von des Frost's Gewalt.

Wenn um den Rand vom öden Teich,
Wo matt sich ließ der Vogel nieder,
Umhergestreut das Flaumgefieder,
Das ihn gedeckt so warm und weich.

Und wenn uns leis der Frost durchbebt,
Der Alles faßt mit bangen Schauern,
Wir gerne flüchten zu den Mauern,
Wo Harmonie und Liebe lebt.

Da strahlte mir aus Winternacht
Dein leuchtendes Asyl, o Dichter,
D'rin glänzten mir wie gold'ne Lichter
Der Lieb' und Leier Doppelmacht.

O wie ein solches Licht durchbricht
Die Dämmerung so zaubermächtig,
Es scheucht die Schatten, womit mächtig
Der trübe Winter uns umflicht.

Und wie so schön die Dichtung klingt,
Wenn treue Liebe die Accorde,
Gleichwie das Echo holde Worte,
Ihr nach mit süßer Stimme singt.

Ich schied, beglückt daß solch ein Paar,
Des Glücks so werth, solch Glück empfangen;
Der Mond war droben aufgegangen,
Stand bei dem Abendsterne klar.

Ein Vorhang wob der Nebel dort
Sich um ihr Licht; gerührt erhoben
Sich meine Augen fromm nach oben,
Und betend sprach ich dieses Wort:

O Liebe! Strahl voll reinem Heil,
Dir darf, wie unser'm Aug' auf Erden,
Nur halb das Räthsel sichtbar werden,
Der Engel sieht den schönern Theil.

Jules de St. Génois, Stadtbibliothekar von Gent, ist ein noch junger Mann von einnehmendem Wesen. Das Theater gab mir Gelegenheit zur Bemerkung, daß seine Kritik, von deren Richtigkeit ich manchen überzeugenden Beweis in dem Messager des sciences historiques de Belgique fand, auch in dieser Richtung eine gesunde ist. Daß alle diese Dichter nicht lebhaft untereinander verkehren, war mir auffallend, namentlich daß die Gesellschaft „Het tael is gansch het volk“ sie nicht zusammenführt. Da Gent eine von den Städten Belgiens ist, in welchen die Nationalität am meisten durch den französischen Einfluß gelitten hat, so müßten dort vor allen die wahren Freunde der Heimat zusammenhalten, um zu dem schönen Zweck ihrer Wiederlebung mit vereinten Kräften zu wirken. In dieser Beziehung ist Antwerpen weit voran, dort regt sich der flaemische Geist mächtig und schüttelt kräftig den französischen Staub von den Schwingen ab. Noch hat Gent keine Buchhandlung, welche flaemische Werke verlegt, die Dichter müssen den Debit ihrer Bücher selbst besorgen. Von deutschen Werken ist nichts dort aufzutreiben, nur französisch und abermals französisch in allen Buchhandlungen, in allen Salons, auf allen Arbeitstischen der Frauen. Wenn aber alle Kräfte in Gent zusammenwirken wollten, so müßte leicht ein Resultat erzielt werden können, wie in Antwerpen. In Gent sind unter anderen, zwei flaemische Theatergesellschaften; durch das Theater aber läßt sich kräftig auf's Volk einwirken. Im Dramatischen ist noch wenig geschehen. Warum sorgt man nicht vor allen Dingen

dafür, daß von der flaemischen Bühne der französische Geist verschwinde? Warum wenden sich die Dichter, wenn sie sich nicht selbst zum dramatischen Schaffen berufen fühlen, nicht nach Deutschland, und versetzen die besseren Erzeugnisse der deutschen dramatischen Muse auf den verwandten nachbarlichen Boden? Warum führen sie nicht statt des veralteten „Menschenhaß und Reue“, dem gesunden Sinn der Flamingen frische, lebendige Bilder vor, warum stellen sie nicht historische Gemälde statt des zerrissenen Räuber-Bilds auf? Der Hauptgrund davon ist wohl, daß Belgien bis jetzt fast ganz unbekannt mit unserer Literatur geblieben ist. Aber nun, wo von beiden Seiten das Band angeknüpft wurde, ist es an der Zeit, kräftig an der immer tieferen Verflechtung beider Literaturen zu arbeiten. Die Theater-Unternehmer und Direktoren müßten sich mit deutschen Dramaturgen in Verbindung setzen, sie müßten für gute Uebersetzungen unserer neueren dramatischen Werke Sorge tragen. Einstweilen möchte ich sie nur auf folgende Stücke aufmerksam machen, welche, wie ich glaube, dem Geschmack der Belgier am ersten zusagen dürften: Wallensteins Lager, Wallensteins Tod, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell von Schiller; Götz von Berlichingen, die Geschwister und Clavigo von Göthe; der Egmont würde ihnen glaube ich, nicht behagen;*) Patkul, Zopf und Schwert von Gutzkow; das Käthchen von Heilbronn von Heinrich von Kleist; Moritz von Sachsen von Prutz; Griseldis von Halm; den Sohn der

*) Siehe Brüssel. Egmont.

Wildniß, so viel Furore er bei uns gemacht hat, schlage ich ihnen nicht vor, denn ich halte die Parthenia für einen ganz verunglückten, unwahren Charakter. Ondereet und Frau van Peene würden in dem Käthchen von Heilbronn ganz an ihrer Stelle sein, und Frau Dahnens würde die einfache, gottbegeisterte Jungfrau von Orleans gewiß gut auffassen und wiedergeben. Aber freilich müßte bei solchen größeren Darstellungen auch jede kleinliche Trennung und Eifersüchtelei wegfallen, eine Gesellschaft müßte der anderen aushelfen, es müßte — aber ich verirre mich in das Reich der Phantasie. — — —

Flanderns Poesie.

Wir denken selbst beim Festesmahle
An deine Ehre, Vaterland,
Wir sind durchglüht vom Liebesstrahle,
Den Freudenbecher in der Hand.
Paris nahm unser Land — wir schwiegen;
Jetzt frei — klingt Jubelmelodie.
Mit Gott soll auch die Kunst jetzt siegen,
Hoch lebe Flanderns Poesie!

Der Wein blitzt helle Freudenfunken,
Trinkt, flaem'sche Barden in der Rund!
Nach Heimatsitte ausgetrunken,
Frei ist die Seele, frei der Mund.

Seid Alle uns'rer Sprache Rächer,
Zum Trotz des Bastards lebe sie.
Bringt Leier mir und Purpurbecher,
Hoch lebe Flanderns Poesie!

Umschlingt das Haupt mit Weinlaubranken
Vor denen selbst der Lorbeer bleicht,
Und für den Nektar laßt uns danken
Den Bilderdyk der Heimat reicht.
Ihr edle Preise unser's Strebens,
Dichtkunst und Wein, verlaßt uns nie.
Ihr seid der Freudenborn des Lebens,
Hoch lebe Flanderns Poesie!

Und du so hold, so zart und innig,
Dich freuet uns'rer Eintracht Band,
Du führst die Feder stark und minnig,
Sie leuchtet rein in deiner Hand.
Dir, die uns eine Moens gegeben,
Erschalle Jubelmelodie.
Laßt hoch die Gläser uns erheben:
Hoch lebe Flanderns Poesie!

Nein!

Sie sprachen: Fesseln diesem Niederlande,
Die Sprache selbst nehmt diesem flaem'schen Volke,
Zertretet es in Sklaverei und Schande,
Den Stern des Nordens hülle ein die Wolke.
Früh oder spät muß vor Paris sich neigen
Dies Volk, es leb' sein Name nur allein,
Franzosenthum soll listig ihm durchschleichen
Mark und Gebein: Der Barden Chor sprach: Nein!

„Nein, nein, so rief es rings im Vaterlande,
„Wir bleiben Belgier wie uns Gott geschaffen.
„Weg, Frankenkelch, vergiftet bis zum Rande,
„Dich soll der Abgrund in die Tiefe raffen.
„Und sollten wir dich Vaterland, wie Sklaven
„Verlassen, nun da Ruhm und Freiheit Dein?
„Nein, nein bei Gott! — Und aus dem Grab der Braven
„Von Waterloo, ruft stark ein Echo: Nein!"

So klang der Chor der hochgefei'rten Barden,
So tönte rings der Belgier frohe Stimme,
Da wehten stolz und freudig die Standarten,
Die Bastardschaar verstummt in bitter'm Grimme,
Die Allmacht sah auf Belgiens Fluren nieder,
Aus Gottes Blick floß milder Segensschein,
Da tönt' es laut und tausendstimmig wieder:
Kein Bastard macht uns zu Franzosen, nein!

VI.

Matschappyen. Prozession bei den Dominikanern.

Wir waren für den Abend zu einer Sitzung der Matschappy „De tael is gansch het volk“ eingeladen, deren Sitzungssaal sich im Hotel Courtray befindet, das wir bewohnen. Wolf führte uns ein; es waren sieben bis acht Mitglieder anwesend, unter ihnen Blommaert, Snellaert, Rens, Willems und van Duyse. Ich wunderte mich, weder Ledeganck noch Jules de St. Genois unter ihnen zu finden. Abhandlungen und Gedichte wurden vorgelesen, darunter eine ansprechende Bearbeitung der Gudrun, von Blommaert. Am Schlusse der Sitzung wurden wir zu Mitgliedern der Gesellschaft ernannt. Ich saß auf dem Platze, den kürzlich Hoffmann von Fallersleben, und nach ihm Uhland eingenommen hatten. Außer ihnen wurden früher aus Deutschland Ed. Duller und Grimm in die Matschappy aufgenommen.

Einige Tage darauf gab die Gesellschaft der Fonteinisten eine Vorstellung im flaemischen Theater, zu welcher sie uns einladen ließ. Diese Gesellschaft ist eine der ältesten

des Landes, und trug seit ihrer Stiftung nicht wenig zur Aufrechthaltung des Flaemischen bei. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verbreitete sie in Flandern und in Niederland jenen Geist religiöser und bürgerlicher Freiheit, welchem es endlich gelang, das spanische Joch abzuschütteln. Sie hatte im Wettkampf, der 1539 statt fand, die Frage aufgestellt: Was ist der größte Trost des Sterbenden? Neunzehn rhetorische Gesellschaften beantworteten diese Frage, und ihre spelen van sinne wurden in einem Quartbande abgedruckt, der noch jetzt die Aufmerksamkeit der Sprachforscher erregt. Diese Poesieen wurden sehr verbreitet, und bezeichnen die Tendenz, welche in den Niederlanden zu jener Zeit herrschte. Auch wurden sie gleich im nächsten Jahr nach ihrer Erscheinung verboten und unter die ketzerischen Bücher verbannt. Später verdammte sie Herzog Alba in seinem Index von 1570. Die spelen van sinne der Fonteinisten von Gent, heißt es darin, schließen kühne religiöse Vorschläge ein. Auf der anderen Seite trugen einige Ausfälle gegen die Allmacht Karls V. dazu bei, diesen Sammlungen die strenge Verfolgung durch weltliche und geistliche Gesetze zuzuziehen.

Wir fanden das Haus festlich erleuchtet und wurden von den ersten Dichtern und Schriftstellern empfangen und in die Loge des Gouverneurs geleitet. Als wir eintraten, spielte das Orchester das Volkslied: Waer kan men beter zyn, und lautes Beifallklatschen des Parterre's drang zu uns herauf. Es wäre mir gewiß nicht eingefallen, dies auf uns zu beziehen, hätten uns nicht die Herren van

Duyse und Rens darauf aufmerksam gemacht, und hinzugefügt, daß dieser Gruß im Volksliede die größte Ehre sei, welche die Stadt Gent uns erweisen könne. Es wurden zwei kleine Stücke gegeben, das erste, eine Art Melodram, die diebische Elster, wie einige behaupten wollten, ein Originalstück; andere wollten es dem Französischen entlehnt wissen. Das zweite Stückchen war Original; drei bekannte niederländische Maler waren die Helden desselben. Frau Dahnens, welche kürzlich in Brüssel den Preis gewonnen hatte, spielte im Melodram mit Wahrheit und Gefühl und wurde im Zwischenakt gekrönt. In der Pause, welche zwischen den beiden Stücken eintrat, geleitete man uns in einen Saal, der den Blumenreichthum Gents auf's lieblichste bezeugte. Dort wurde uns der Ehrenwein angeboten und Frau Dahnens vorgestellt, in welcher ich eine einfache, von Liebe für die Kunst warm beseelte Frau kennen lernte.

Den Sonntag darauf spielte die zweite Gesellschaft, de Matschappy van Toneel en Letterkunde, onder kenzin: Broedermin en Taelijver. Der Vorsteher der Gesellschaft, Herr Dr. van Peene, kam Tags zuvor, um mir mit der Einladung zur Vorstellung, das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes zu überbringen. Ich war begierig, Ondereet spielen zu sehen, der für den größten Schauspieler Belgien's gilt, und auch auf dem großen französischen Theater der bedeutendste ist. Aus dem Zettel sah ich, daß das erste Stückchen eine Uebersetzung nach Paul de Kock war, und da ich diesen Schriftsteller nicht

leiden kann, so beschloß ich lieber, während des ersten Theil des Abends einer Prozession in der Dominikaner-Kirche beizuwohnen. Sie wurde zum Gedächtniß eines vor Jahrhunderten errungenen Sieges über die Türken gehalten. Um 6 Uhr Abends bot die Kirche einen wahrhaft poetisch-mystischen Anblick dar. Die letzten Töne des Segens verklangen, als wir eintraten, Kopf an Kopf standen die Betenden. Duftige Weihrauchwolken verbreiteten eine ahnungsvolle Dämmerung, aber vom Altare herab, auf dem das festlich geschmückte Marienbild stand, ergoß sich ein Strom der Klarheit. Maria erschien heute als Himmelskönigin, in höchster Pracht. Sie trug einen blauen Sammtmantel mit Sternen gestickt, auf dem Haupt die Krone. Ihre Rechte hielt das Scepter, ihr linker Arm umfaßte das Christuskind. Sie stand auf einem Blumenthron, um sie her brannten zahllose Kerzen, welche sie mit blendendem Glanz umgaben. Hoch vom Kreuzgewölbe herab wallte in reichen Falten ein goldener Baldachin, und vom Altare bis zum Eingange der Kirche bildeten zwei Reihen mit bunten Fahnen geschmückte Lorbeerbäume eine grüne Allee. An allen Pfeilern waren Banner aufgepflanzt, vor allen Heiligenbildern brannten Kerzen. Aber hinten im Chor stand eine düstere, beinah schauerliche Gruppe, die Dominikaner. Die kleinere Litanei wurde angestimmt. Kirie eleison, Christe eleison, Christe exaudi nos, klang es feierlich vom Chore her, und die Prozession begann. Eine lange Reihe, brennende Kerzen tragend, bewegte sich nach dem Marienaltare. Ueber den Kerzen wogten die Banner,

dazwischen begleiteten langgehaltene Posaunentöne die mächtigen Worte: Pater de coelis deus, miserere nobis fili redemptor, mundi Deus, spiritus sancte Deus, sancta trinitas, unus Deus. Am Altare angelangt, hoben vier Jungfrauen, in der Tracht der Genter Waisenhäuser, das Marienbild auf eine Bahre und trugen es auf ihren Schultern. Die Feier wurde immer poetischer. Von durchsichtigen Weihrauchwolken umhüllt, schwebte das Marienbild hoch über den Häuptern der Menge. Der Zug wallte voran und zog dreimal durch die Kirche unter fortgesetztem Gesang. Sancta Maria, Sancta virgo virginum, Mater Christi, klang es von dort in hellen Tönen, mächtig und stark strömte das ora pro nobis der Menge dazwischen. Als der Zug an mir vorüberwallte, war ich ergriffen von seiner wunderbaren Schönheit. Besonders war die Gruppe, welche das schwebende Marienbild umgab, lebendige Poesie. Die vier Jungfrauen, die es trugen, waren ausgezeichnet schön, ihre Tracht hob die Feinheit der Gestalt und die Schönheit des Angesichts noch mehr hervor. Sie trugen carmoisinrothe, knapp anschließende Mieder, dazu niederländische Häubchen von schneeweißem Musselin und himmelblaue Schürzen. Eine dieser Jungfrauen war ein so wunderliebliches Wesen, daß sie vor Allen würdig war, die jungfräuliche Maria zu tragen. Die unschuldsvolle Demuth und bezaubernde Anmuth auf dem liebreizenden Gesichtchen waren um so anziehender, als dicht hinter dem Mädchen die finsteren Dominikaner schritten. Sie trugen Kerzen in der Hand und sangen mit tiefer Stimme: Rosa

mystica, Turris davidica, Turris eburnea. Das sich bekreuzende Volk fiel jedesmal mit den Worten ein: ora pro nobis. Im Vorübergehen streifte die Kutte eines Dominikaners mein Kleid; ein kalter Schauer durchrieselte mich; der Gedanke, welche schreckliche Rolle die Dominikaner in den Glaubensverfolgungen der letzten Jahrhunderte spielten, beengte mir die Brust; ich konnte sie nicht ohne Grauen ansehen. Die langen weißen Kutten mit den schwarzen Skapulieren und die vom Kerzenlichte blaß beleuchteten markirten Physiognomieen gaben ihnen ein geisterhaftes Ansehen; sie schienen mit ihren Kerzen dem Grabe entstiegen, um noch einmal unter dem Schilde der Religion die Fackel in die Scheiterhaufen zu schleudern. Einer derselben warf mir im Vorübergehen einen durchdringenden Blick zu, vielleicht weil ich das Zeichen des Kreuzes nicht machte. Die schmetternden Posaunentöne, welche jetzt dem Allerheiligsten voranzogen, das unter einem purpurnen Baldachin getragen wurde, drangen mir durch Mark und Bein. Immer mehr jener geisterhaften fanatisch blickenden Mönche wallten kerzentragend an mir vorüber, ihnen schloß sich nach und nach eine bedeutende Menge an, denn alle, die dem ganzen Umgang durch die Kirche folgen, haben vollständigen Ablaß. Es war ein merkwürdiger Anblick, die ganze Kirche war in Bewegung, die Banner wehten, die Kerzen flammten, der Weihrauch wogte, die Posaunentöne drangen von Zeit zu Zeit durch, wie ein Grabesruf, das ora pro nobis schlug, wie entfernte melodische Wogen an mein Ohr, ich hatte keine rechte

Besinnung mehr; da wurde ich plötzlich dieser seltsamen Scene entführt, und kaum wußte ich selbst recht, wie mir geschehen war, als ich mich wenige Minuten darauf in der festlich erleuchteten Loge des flaemischen Theaters wieder fand.

VII.

Flaemisches Theater. Gesangvereine in Belgien.

Flaemisches Theater! Dieser Titel spricht den Geist und die Form aus, die sich dort offenbaren sollen. Auch haben der Direktor Ondereet und der Sekretair van Peene sich wesentliche Verdienste um die Erhaltung der flaemischen Sprache und Nationalität erworben. Dem ersten verdankt man „de Gallomanie", „de Kapitein van Waterloo"; dem zweiten „Keizer Karel" und „Jacob van Artevelde", deren nationale Stoffe jedesmal die lebhafte Theilnahme des Publikums erregen. An diesem Abende wurde „Kaiser Karl" gegeben, aber ich kam noch früh genug, um das elende Machwerk Paul de Kocks mit anzusehen. Das Stück heißt „Alles oder Nichts", und gleich die ersten Scenen beginnen mit so gewaltsamen Emotionen, daß ich erwartungsvoll war, wie der Effekt sich durch die drei Akte steigern werde. Nachdem sich Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag aufeinander gefolgt hatten, endete das Ganze auf würdige Weise mit einem Pistolenknalleffekt. Ondereet

und Frau van Peene hatten ihr Möglichstes gethan, um etwas Leben in die verschobenen Charactere zu bringen, aber ich war recht froh, beide hernach in einem natürlichen Element zu sehen.

Im Zwischenakt unterhielt ich mich mit dem eben erschossenen Ondereet, der beschäftigt war, seine Lebensgeister mit einem Glas Punsch zu erfrischen. Wir sprachen vom flaemischen Theater; Ondereet sagte mir, daß er die Aussicht habe, mit seiner Gesellschaft nächstens vor dem König zu spielen und gründete darauf die Hoffnung, das Interesse Sr. Maj. einem größeren Unternehmen zuzuwenden. Ondereet und van Peene beabsichtigen nämlich, ein großes Nationaltheater zu gründen, diesem Unternehmen setzen sich aber, wie allem, was die Aufrechthaltung der flaemischen Sprache betrifft, bedeutende Hindernisse entgegen. Ich erlaubte mir, den beiden Herren zu bemerken, daß es, meiner Ansicht nach, im Geist ihrer Unternehmung liege, nicht nur die französische Sprache, sondern auch die französische Tendenz auszuschließen, und namentlich keine solche Stücke, wie das eben gesehene, zu geben. Auch war es offenbar keine Kost für den gesunden Magen der ehrlichen Flamänder, sie wußten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten. „Kaiser Karl“ begann, da trat eine andere Stimmung ein: gespannte Aufmerksamkeit, tiefes Schweigen, welches manchmal durch donnernden Beifall unterbrochen wurde, wenn eine oder die andere Beziehung das Volk elektrisch berührte. Das kleine Singspiel behandelt einen Zug aus dem Leben Karl's V. und hat durch seine echt nationale Färbung,

Anspruch auf Originalität. Der Kaiser ist darin dargestellt, wie er noch jetzt im Volke lebt, nicht blutig düster, sondern mit dem leutseligen Wesen, welches ihn so beliebt in den Niederlanden macht. Der Umstand, daß er in Gent geboren, dort manchen Beweis lieferte, daß er mit den Sitten und Neigungen des Volks vertraut war, unter welchem er seine Jugend verlebte, erhöhte das Interesse des Genter Publikums. Werden doch so viele Erinnerungen an Karl V. durch die alten Gebäude und Denkmale hervorgerufen, die dem Volke täglich vor Augen stehen. Noch erhebt sich groß und stark der alte Belfried, und der Thurm St. Nicolas, die am Tage, wo das glänzende Gestirn der Welt aufging, eine luftige Galerie verband, von welcher herab Posaunenklänge ihre Freudentöne schmetterten. Der berühmte Drache, der auf der Zinne des Thurmes Feuer gespieen, ist noch jetzt in Gent zu sehen; noch steht der Prinzenhof, worin einst des Kaiserkindes Wiege stand, und die halbversunkenen Wälle der spanischen Festungswerke zeugen noch von dem mächtigen Feldherrn, der sie gegründet.

Die Spuren seiner Despotie haben sich verwischt, aber mancher Zug freundlicher Herablassung ist lebendig geblieben, und so kam es, daß die Vorstellung dieses kleinen Drama's mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Das Motiv des Stückes ist kurz folgendes: ein ehrlicher reicher niederländischer Bauer hat eine hübsche Tochter Lysje, die vom Knecht des Hauses, einem frischen kräftigen flaemischen Burschen, geliebt wird. Verlegen und ängstlich bringt er

seine Werbung beim Vater an, welcher, nachdem er den Verliebten ein wenig geneckt hat, seine Einwilligung giebt. Nun ist Alles Fröhlichkeit. Lysje deckt den Tisch, der Vater setzt sich zwischen die Liebenden, die bei aller Liebe einen glücklichen niederländischen Appetit zeigen. Der Bierkrug steht mitten auf dem von einer Lampe erhellten Tisch, die nationellen Kostüme, die flamaendischen Gesichter bilden eine niederländische Gruppe. Sie haben, um ungestört in ihrer behaglichen Häuslichkeit zu bleiben, die Thüre verschlossen. Es pocht. Der niederländische Harun Alraschid erscheint mit zwei Begleitern, die er bald entläßt. Erst nach mehrmaligem Pochen hat ihm Lysje die Thüre gegeöffnet, vorher aber sehr naiv gefragt: Seid Ihr auch keine Diebe? Die Speisenden lassen sich in ihrer Behaglichkeit nicht stören, bieten aber dem Kaiser einen Stuhl an Vater Pieter sagt: Lysje! einen Teller für den Herrn, oder wollt Ihr lieber ein Stück in die Hand?

Der Kaiser.

Ich danke, Freund! ich bin nicht hungrig.

Pieter.

Nun, nun, wenn man unterweges ist, kann ein Stück Schweinefleisch nicht schaden — Kommt, ich schneid' Euch eins.

Der Kaiser.

Nein, ich versichere Euch.

Franz (der Knecht).

Der Herr ist was besser's gewohnt.

Pieter.

Kommt, kommt, macht keine Umstände! (Er legt ein Stück Fleisch auf des Kaisers Teller.)

Lysje.

Hat der Herr kein Messer im Sack? u. s. w.

Der Kaiser fängt nun an, mit Lysje schön zu thun, Franz wird eifersüchtig, und Lysje tritt ihn unter dem Tisch.*) Vater Pieter schenkt dem Kaiser ein, dem das Bier nicht zu schmecken scheint. Pieter nimmt das übel und sagt, der Kaiser selbst habe kein besseres Bier im Keller. Karl V. protestirt und erklärt den Kaiser für einen Kenner, worauf Pieter erwiedert: Noch mehr ein Kenner der schönen Mädchen.

Kaiser Karl.

Haltet Ihr das für ein Verbrechen?

Pieter.

Nein, Freundchen, so bald es in Ehren geschieht — Aber das Kaiserchen, das Kaiserchen —

Kaiser Karl.

Was soll das heißen?

Pieter.

Ja, der hat wieder eine saubere Geschichte geliefert — das ist ein lockerer Zeisig — aber der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht.

Kaiser (aufstehend).

Wie so, wie so?

*) Diese allzugroße Naturtreue ist mit Recht von den Rezensenten gerügt worden.

Pieter.

Lysje, räum' den Tisch ab! und Du, Franz! hol' im Keller einen frischen Krug.

Pieter erzählt nun die neueste Liebesgeschichte des Kaisers, Karl kann nicht umhin, dem Kaiser unrecht zu geben, dann geräth Pieter auf das Kapitel der Steuern und setzt auseinander, wie die Bauern geschunden würden, und wie schwer sie von den Lasten gedrückt seien. Der Kaiser scheint ungläubig, da fragt ihn Pieter, über seine Unwissenheit verwundert, welches Handwerk er treibe? Der Kaiser erklärt sich für einen Staatsdiener, und sagt: Warum die Frage?

Pieter.

Weil die Herren eures Schlags gewohnt sind, aus der allgemeinen Schüssel zu essen, und sich wenig darum kümmern, ob die Lasten schwer oder leicht sind. Nicht genug, daß wir durch all das Soldatenspiel ruinirt werden, müssen wir noch obendrein Zehnten und Accis bezahlen. Accis auf das gute Bier! Steuern auf den Trank. Auf die erste Nothwendigkeit des Lebens. Pfui!

Kaiser Karl.

Aber weiß wohl der Kaiser dies alles?

Pieter.

Der Kaiser ist ein guter Kerl, das ist wahr; aber er hat so viel mit seinen Liebeshändeln zu thun. — Wäre ich nur vierundzwanzig Stunden an seinem Platz.

Kaiser.

Nun, was dann?

Pieter.

Ich wollte rein fegen. Ich finge damit an, all den Herrchen in Brüssel den Laufpaß zu geben. — Meine Geschäfte würde ich selbst besorgen, statt ganze Tage umher zu schweifen — mich überzeugen würd' ich, ob die Lasten schwer sind oder nicht. Anstatt zehn Geliebten hätt' ich nur Eine, eine mag sein — denn ihr seht wohl, ein Kaiser ist ein Mensch, wie ein anderer.

Kaiser Karl.

Aber, dies abgerechnet, lieben die Bauern ihren Kaiser?

Pieter.

Oh, was das betrifft, auf die Belgier kann er rechnen, sie sind getreue Unterthanen, aber sie vertragen keine Sclaverei.

Der Kaiser nimmt bald darauf Abschied, nachdem er Lysje auf die Stirn geküßt, Franz hat eine Laterne geholt, und Pieter schickt sich an, ihn zu begleiten. Der erste Akt schließt mit der berühmten Anekdote: Halt die Latern' — — —

Im zweiten Akt erscheint die Bauernfamilie am Hof zu Brüssel, wohin sie beschieden ist. Ihr Benehmen bei diesem Besuch ist sehr komisch und naiv. Nachdem Karl den Pieter über seine kühnen Reden von neulich in die Enge getrieben und gehörig geängstigt hat, schließt das Stückchen damit, daß der Kaiser den Pieter auf Lebenslang von allen Lasten und Steuern freispricht. Franz nimmt sich vor, eine Schenke zu gründen. Der Kaiser macht zur

Bedingung, daß auf das Wirthshausschild der Spruch kommen soll: „Karl, halt' die Latern!“ — Diese und ähnliche Anspielungen waren freilich derb genug, aber sie wurden mit einer Naivetät gegeben und aufgenommen, von welcher wir keinen Begriff haben, und die nicht mit französischer Leichtfertigkeit verwechselt werden darf. Es liegt im offenen, derben, sehr natürlichen Charakter dieses Volkes, solche Dinge mit der größten Unbefangenheit hinzunehmen. Selbst die durch höhere Kultur verfeinerten Klassen haben eine gewisse naive Art, über natürliche Hergänge zu reden, die mich anfangs, zumal bei den Frauen, in Erstaunen setzte. Auch dieser Abend lieferte mir manchen Beweis dieser Art. — Frau van Peene war als Lysje allerliebst, das Naive scheint ihr eigentliches Element zu sein. Ondereet stellte den Pieter van Eecken ächt national dar, auch der Komiker, welcher den Franz gab, war gut, kurz das Stückchen war ein abgerundetes Ganzes. Als am anderen Morgen die Herren Ondereet und van Peene mich besuchten, machte ich sie auf unsere deutsche dramatische Literatur aufmerksam. Obgleich es nicht zum erstenmal war, daß mir die gänzliche Unbekanntschaft der Belgier mit unserer Literatur auffiel, so konnte ich dennoch mein Erstaunen, zwei so gebildeten Männern gegenüber, nicht ganz unterdrücken. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß Kotzebue an der Tagesordnung ist, und „Menschenhaß und Reue“ im höchsten Flor steht. Von Schiller waren den Herren nur die Räuber bekannt, die in's Flaemische übersetzt sind, den Fiesko

kannten sie aus der Pariser Uebersetzung. Von Göthe hatten sie den Faust kennen gelernt, von Lessing wußten sie nichts, von unseren neueren Dramatikern Kleist, Gutzkow, Halm, Grillparzer, Prutz, Hebbel u. s. w. gar nichts. Wie sehr wünschte ich, der flaemischen Sprache ganz Meister zu sein, um meine Dankbarkeit für das freundliche Entgegenkommen der Belgier dadurch beweisen zu können, daß ich ihnen einen würdigen Begriff unserer Literatur verschaffte. Vielleicht wird es mir mit der Zeit gelingen. Von unserer Oper sprachen sie mit Anerkennung. Die deutsche Gesellschaft, welche im vorigen Jahre in Gent war, hat sehr gefallen, besonders Mad. Pirscher und Herr Reichel. Von unseren deutschen Chören sind die Belgier entzückt. In den größeren Städten haben sich Gesangvereine gebildet, in welchen sie gesungen werden. Kreuzer hat bei seiner Anwesenheit in Belgien der Orpheus-Gesellschaft in Gent einen Chor geschrieben. Karl Mangold's Chöre werden dort viel gesungen, doch gilt er in Belgien für einen Pariser. Zur Aufnahme deutscher Chöre in den Niederlanden hat besonders der Gesangverein von Köln beigetragen, der bei dem letzten Konkurs der Melomanen Gent's die erste goldene Medaille davon trug, und seit dieser Zeit in lebhafter Verbindung mit den größeren Gesangvereinen in Belgien steht. Für den letzten Sonntag der Genter Kirmeß dieses Jahres nämlich hatte die Gesellschaft der Melomanen einen Konkurs für Männergesang ausgeschrieben, zu welchem sich, außer fünfzehn belgischen Sangvereinen, auch der Kölner Männergesang-Verein gemeldet hatte. Nachdem

die deutschen Sänger, begleitet von dem Direktor des Orpheus und der Melomanen-Gesellschaft in's Hotel Courtray zurückgekehrt waren, und fröhlich beim Mahle saßen, trat J. W. Wolf auf und schlug den versammelten Deutschen vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um mit den belgischen Vereinen einen engen Sängerbund zu schließen. Die beiden Gesellschaften Gent's sagten alsbald ihren Beitritt zu, das Brüsseler Gomberts Genootschap war durch einen Freund vergegenwärtigt, der dessen Beitritt ebenfalls versprach. In Antwerpen gab es damals noch keine flaemische Chorgesellschaft, doch Wolf dem guten Sinne, der in Antwerpen herrscht, fest vertrauend, verbürgte den Versammelten, daß in kurzer Zeit auch diese Stadt durch einen neu zu schaffenden Verein beitreten werde. Dieser Vorschlag wurde mit lebhafter Freude aufgenommen, und Dr. Weiden sagte im Namen des Kölner Vereins zu, wie freudig sich derselbe anschließe. Wahrscheinlich werden wir bald den Verein, seine Statuten entwerfen und kräftig wirken sehen, jedenfalls kann ich versichern, daß im künftigen Jahre schon die Kölner Gesellschaft für die belgischen Vereine einen großen Konkurs zu Köln ausschreiben wird, und daß von den belgischen Gesellschaften bereits Vorbereitungen getroffen werden, um daran Theil zu nehmen. Antwerpen hat Wolf's Worte schon wahr werden lassen: in diesem Augenblick besitzt es außer dem Vereine der Eleven seiner Akademie, den wir durch die Bemühungen des feurigen Conscience entstehen sahen, noch einen, an dessen Spitze van Kerkhoven steht.

Und so spinnen sich denn immer mehr Fäden zu dem schönen Bande einer geistigen Vereinigung. Möchte es mir selbst vergönnt sein, einige dauernde Fäden diesem Gewebe einzuflechten, und mich so Schiller's Wort werth zu zeigen, womit mich ein Flamänder begrüßte:

So mag denn ein ewiges zartes Band,
Die Frauen, den Sänger umflechten.
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

VIII.

Dichterinnen der Niederlande: Maria van Ackere. Frau Courtmans. Maria d'Huggelare. Frau de Cock. Louisa Stappaerts.

> Klingt hell ihr vaterländ'schen Töne,
> Zum Ruhm der stillen Heldensöhne,
> Die in erhab'nem Siegeslicht,
> Im Kranz, den Kunst und Sprache flicht,
> Stehn in der ernstern Muse Mitte.
> Ich auch wag' mich mit kühnem Schritte
> Auf Helmer's Bahn. Wie mich's durchglüht!
> Ich darf mein Vaterland besingen,
> Begeistrung fühl ich stolz durchdringen
> Mein vaterländisch treu Gemüth.
>
> **Maria van Ackere, geb. Doolaeghe.**

Die Geschichte der Niederlande enthält manches Beispiel der Energie, Treue und Vaterlandsliebe der Niederländerinnen. Die Sage erzählt uns, wie die Burgfrau von Harlem durch Treue und Klugheit ihren Mann befreit; die Geschichte hat die edle Enschlossenheit und rührende Aufopferung der Maria van Reigersberg in ihre Blätter gezeichnet, und Schiffe mit flatternden Wimpeln tragen ihren Namen zu den Küsten der fremden Welttheile. Kennau van Hasselaer ist ein glänzendes Beispiel

heroischer Vaterlandsliebe, eine belgische Johanna tritt sie mit bewaffneter Hand dem Feinde entgegen, der ihre Heimat in Schmach und Banden hält. Auch jetzt ist in den Niederlanden eine Frau aufgetreten, welche von warmer Begeisterung für den Ruhm ihres Vaterlandes erfüllt, Fahne und Schwerdt erhebt, zur Vertheidigung seiner unterdrückten Tochter, der Sprache. Maria Doolaeghe vermälte van Ackere, ein einfaches Landmädchen, hat sich als energische Verfechterin ihrer Muttersprache erhoben. Ihr Banner entfaltet ruhmvolle Heimatbilder, darunter das schönste: Egmonts Tod; ihr Wort trifft als scharfes Schwert fremde Anmaßung und Unterdrückung. Mit Begeisterung sind ihre Gedichte von ihren Landsleuten aufgenommen worden. In dem Gedicht aen Lebrun widerlegt Frau v. A. das Vorurtheil gegen dichtende Frauen, mit folgenden Worten:

O, glaubt es mir, die Frau verfehlet
Die Pflicht um ihre Zither nicht;
Je höher sie der Geist beseelet,
Je fester hängt sie an der Pflicht.

Frau v. A. durfte dies mit Wahrheit sagen, die allgemeine Stimme giebt ihr das Zeugniß einer vortrefflichen Mutter und Hausfrau. Die gewissenhafte Sorge für die Zukunft ihrer Kinder hat sie dazu bestimmt, ein Geschäft anzufangen, welches ihr wahrscheinlich selten Muße zum Dichten übrig lassen wird. Die niederländischen Kritiker stellen Frau v. A. an die Spitze ihrer heimischen Dichterinnen,

und ich glaube, daß sie es nach dem niederländischen Maßstab verdient, denn sie ist ganz und gar niederländische Dichterin. Ihre Heimatliebe, die Begeisterung mit welcher sie den Ruhm ihres Landes singt, die Wahl ihrer Stoffe und die Art ihrer Behandlung lassen sogleich erkennen, auf welchem Boden diese Dichtungen entsprossen sind. Die Poesie der van Ackere, wie die niederländische Poesie überhaupt, spiegelt die Wirklichkeit ab; ihre Gedichte, dem häuslichen Leben entnommen, sind als eben so viele liebliche Genrebilder zu betrachten. Zum Flug ins Reich der Ideale gelangt sie aber nicht.

Als Dichterin steht Frau Courtmans, meiner Ansicht nach, eben so hoch als Frau van Ackere, aber sie ist nicht so ausgesprochen eine niederländische Dichterin. Vielleicht erreicht sie auch Frau v. A. nicht in Vollendung der Form, aber dafür hat sie einen größeren Reichthum der Phantasie, mehr Poesie in Wahl und Ausarbeitung ihrer Stoffe und einen höheren Schwung. Frau de Cock ist ein gewöhnliches Talent: wenig Gedanken, meist nur gereimte Prosa. Das beste, was ich von ihr sah, war ein „Schiffbruch" in den Jaerboekje's mitgetheilt. Von Fräulein Maria d'Haggelare ist noch tieferes zu hoffen, da sie noch sehr jung scheint; bis jetzt sind ihre kleinen Poesieen nur anmuthig zu nennen. Indessen haben sie einen Vorzug, den man selten in der niederländischen Poesie und Literatur antrifft: den der Kürze.

Fräulein Louisa Stappaerts ist ein vielversprechendes Talent. Der ganze Reiz der Jugend ist über

ihre liebenswürdigen Poesieen ausgegossen, die zarteste jungfräuliche Grazie ist es, welche sie so anziehend macht. Die flaemische Sprache hat sich leider dieses Triumphes nicht zu rühmen, denn Louisa Stappaerts dichtet in französischer Sprache. Sie hat, wie fast alle Belgierinnen der höheren Stände, eine französische Erziehung erhalten, und es ist deshalb natürlich, daß ihre **Poésies réligieuses**, wie ihre **Pâquerettes** in der Sprache entstanden, welche ihr zum Verständniß ihrer ersten Anschauungen und Empfindungen geholfen hat. Doppelt wünschenswerth ist es darum, daß die beiden Frauen, welche schon so manchen schönen Beweis ihres Talentes gegeben, nicht in ihrem Streben ermatten, wie dies die neueren Verhältnisse der Frau van Ackere, und das im letzten Jaerboekje erschienene Gedicht der Frau Courtmans, befürchten lassen. Möchten Beide es doch recht lebhaft erkennen, daß ihr Vaterland ein Recht hat, noch vieles Schöne von ihnen zu erwarten.

IX.

Eine Soiree bei Willems.

Ha! dat moet men bekennen, niets gelykt aen de fransche politesse.
Karel Ondereet, de Gallomanie.

Herr Willems hatte uns für den gestrigen Abend eingeladen. Ich freute mich, bei dem ruhmvollen Verfechter der flaemischen Sprache einen Kreis ehrlicher Flamänder anzutreffen. Ich trat in einen schönen Zirkel von Herren und Damen, und wurde sogleich auf das Sopha festgepflanzt, zwischen zwei Damen, von welchen die eine die Frau des Hauses war. Sie stellte mich meiner Nachbarin zur Linken vor. Mein neu erlerntes Flaemisch so schnell als möglich zu einer kleinen Anrede zusammensetzend, drückte ich ihr meine lebhafte Freude aus, eine Anhängerin der flaemischen Bewegung in ihr begrüßen zu dürfen. Meine Anrede wirkte aber anders, als ich es erwartet hatte; offenbar erschrocken, sah mich die Dame mit Augen an, in welchen das höchste Erstaunen zu lesen war.

Wenn es einer Dame in unseren Salons einfiele, plötzlich odenwälder Deutsch zu sprechen, so könnte die Bestürzung nicht größer sein. Sie murmelte einige undeutliche französische Worte, worauf ich sie in derselben Sprache fragte, ob sie es denn nicht vorziehe, sich in der Landessprache zu unterhalten? Mais le français c'est la langue du pays erwiederte sie mir, et c'est bien la votre aussi car je sais bien qu'en Allemagne on parle le français comme chez nous, c'est chose connue. Ich erlaubte mir, ihr zu wiedersprechen, worauf sie mit ziemlicher Zuversicht sagte: Mais les représentations de théatre, les discours des chambres, les déclamations tout cela se fait en français. Abermaliger Widerspruch von meiner Seite. Mais si la langue française n'est pas votre langue de préférence, comment cela se fait il que vous avez l'habitude de la parler? Ich sagte ihr, daß wir Deutsche alle Sprachen lernten, und nachdem wir sie alle erfaßt hätten, um so freudiger zu unserer Muttersprache zurückkehrten. Darum sei ich erstaunt, zu hören, daß die Belgier die ihre so ganz verachteten. Ah, que voulez vous, c'est une langue entiérement gatée, c'est la langue du peuple et vous excuserez Madame que je ne puis revenir de ma surprise de vous l'entendre parler. Das war ein Mißgriff, diese Dame hatte keinen Antheil an der flaemischen Bewegung.

Es wurde Musik gemacht. Herr Willems ist ein liebenswürdiger Hausherr, und verbindet mit seiner Ge-

lehrsamkeit das immer seltener werdende Talent, ein liebenswürdiger Gesellschafter zu sein. Er war frischer und jovialer, als alle unsere modernen jungen Männer. Herr Willems ist sehr musikalisch und hat die Freude, in seinen beiden Kindern zwei schöne musikalische Talente aufblühen zu sehen. Vater, Tochter und Sohn sangen bald zusammen, bald allein. Fräulein Willems hat eine schöne Altstimme, der Knabe jene hellen Töne, welche uns Engelgesang ahnen lassen. Willems sang allerliebste altflaemische Volkslieder vom zwölften und dreizehnten Jahrhundert, am meisten aber freute ich mich, ihn unsere deutschen Lieder so rein und schön vortragen zu hören.

Eine junge Klavier-Künstlerin ließ darauf alle Kunstfertigkeit der modernen Schule los und entwickelte eine Kraft und Gewandtheit der Finger, welche bei 15 Jahren immer erstaunenswerth waren. Doch ihr Spiel ließ meine Seele kalt. Ledegank dagegen, der mit seiner Frau anwesend war, schien sehr davon ergriffen und versicherte, daß, wenn er sein Gedicht an's Klavier nicht schon geschrieben, das Spiel der jungen Künstlerin ihn gewiß dazu begeistern würde. Ich theilte bei dieser Gelegenheit dem verehrten Dichter die Uebertragung mit, welche Maria in diesen Tagen versuchte, und er hatte später die Güte, sie genau mit ihr durchzugehen und ihr einige kleine Veränderungen anzugeben. Im Ganzen war er sehr zufrieden damit, was Willems veranlaßte, Original und Uebersetzung vorzulesen.

Das Klavier.

Künstler! wenn die Finger fliegen
Ueber glatte Tasten hin,
Töne sich vereinigt schmiegen
Wechselvoll in Melodie'n;
Weißt du, daß in den Akkorden
Wundersam, gleich Zauberworten,
Eine süße Sprache weht;
Eine Sprache, die uns rühret,
Die den Geist der Erd' entführet,
Die das Herz allein versteht.

Oft an schönen Lenzestagen
Wall' ich in das weite Feld,
Wenn der Sonne goldner Wagen
Noch des Westens Rand erhellt.
Längs der frischen grünen Wiesen
Hör' ich sanft das Bächlein fließen,
Murmelnd zieht's den Wald entlang;
Und ich lieb' beim Abenddüstern
In den Blättern leises Flüstern,
Wie ein Seufzer, schwermuthbang;

Oder wo die Heerde irret,
Glöcklein klingt mit hellem Schall,
Wo die Taube klagend girret
Bei des Echo's Wiederhall;
Wo aus nimmer müder Kehle
Mir das Lied der Philomele,
Gleich lebend'ger Orgel schallt,
Das vor allen Sängerchören
Wunderbar und rein zu hören
Strömet durch den weiten Wald.

Bei dem tausendfachen Leben
In den Stimmen der Natur,
Die als Weihrauch aufwärts schweben
Zu der blauen Himmelsflur,
Fühl' ich seliges Entzücken,
Nicht durch Worte auszudrücken;
Und herab zum Erdenland
Ziehst du, was in höhern Räumen,
Mir nur lebt in schönen Träumen,
Rührt die Saiten deine Hand.

Ja, wenn deine Finger fliegen
Ueber glatte Tasten hin,
Töne sich vereinigt schmiegen
Wechselvoll in Melodie'n,
Dann enttauchen den Akkorden,
Wundersam, gleich Zauberworten,
Bilder, nun in lichter Schöne,
Dann, gleich wildem Sturme wetternd,
Bald versöhnend, bald zerschmetternd,
Nach dem Machtspruch deiner Töne.

Hold, wie Apfelblüthen kosen,
Womit sich der Garten schmückt,
Wie die Blüthe süßer Rosen,
Die bei Lilienschnee entzückt:
Oder schwarz, wie nächtig Dunkeln,
Klar dann, wie der Sonne Funkeln,
Die im Ost beginnt die Bahn;
Wie des Sommerabends Lüfte,
Bringt der Westwind Blumendüfte,
Oder wild wie der Orkan.

Leichte Klänge! helle Töne
Wie des Kindes hüpfender Gang,
Eh'rner Tritt der Heldensöhne
Folgt der Scherze heiterm Klang.
Leiser dann und langsam tönend,
Wie ein Herz, das angstvoll stöhnend,
Unter Kummer, Sorgen bebt;
Oder ähnlich dem Chorale,
Der im blauen Himmelssaale
Feurig zu dem Höchsten schwebt.

Oft beschwören deine Lieder
Liebesgrüße, traulich mild,
Bringen mir in Träumen wieder
Längst vergang'ner Tage Bild.
Freudig hoffen, bang erbeben
Fühl' ich neu den Busen heben,
Und die Wonne taucht empor;
Doch zumeist auf meinen Wangen
Fühl' ich Wehmuthsthränen hangen
Um das Glück, das ich verlor.

Kannst du mir den Zauber künden
In der Macht der Melodie,
Das Geheimniß mir ergründen
Deiner Kunst und Harmonie?
Nein, Natur schenkt ihnen Seele,
Wie dem Sang der Philomele,
Der empor zum Himmel zieht;
Wie des Zephyrs leisem Tone,
Säuselnd durch die Pappelkrone,
Wie dem Quell, der murmelnd flieht!

Und finden Sie nicht, fragte ich eine andere Dame, nachdem sie Ledeganck's Dichtung gehört, daß die flaemische Sprache reich genug ist, um das Starke, wie das Weiche, schön und würdig auszudrücken? Ich verstehe nicht genug flaemisch, war die Antwort, um mir ein Urtheil zu erlauben, aber das Deutsche klang so schön, so melodisch, ich werde Deutsch lernen, und auch Du, mein Kind, sollst es mir lernen, sagte sie zu ihrer Tochter. Maria wurde nun gebeten, eine deutsche Composition zu spielen, sie wählte ihr Lieblingsstück, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn. Die seelenvolle Komposition ergriff die Zuhörer um so mehr, da ihnen diese Art Musik noch ganz fremd war.

Wolf feierte einen Triumph, das deutsche Lied und deutsche Spiel so gut aufgenommen zu sehen und fing in seiner Herzensfreude eine flaemische Unterhaltung an; es ging ihm aber, wie mir. Uebrigens ist viel Affektation bei dieser scheinbaren Unwissenheit des Flaemischen mit im Spiel, denn ich habe mich überzeugt, daß in den ersten Häusern flaemisch gesprochen wird, wenn man unter sich ist. Nur so bald sie in die Welt treten, werfen sie das Flaemische ab, wie einen alten Flausrock, und behängen sich mit französischem Flitter. Unter dem eigentlichen Volk herrscht das Französische weniger, als man es glauben sollte, sie verstehen es zwar fast alle, aber sie radbrechen es auf schauderhafte Weise. Ein junger Maler Antwerpens begrüßte vor einiger Zeit den Gouverneur der Provinz mit den drolligen Worten: comment vous portes tu? Nicht

selten geißeln die Schriftsteller die Gallomanie der höhern Stände, so Ondereet in seiner „Gallomanie," Conscience in „Liska van Rosemael" ꝛc.

Doch ich vergesse meine Soiree, die ihrem Ende zueilt. Die junge Klavier-Virtuosin entfaltete noch einmal alle ihre schimmernden Vorzüge, und als sie unter donnerndem Beifall ihrem Sitze zuschwebte, belohnte ein mütterlicher Kuß auf die Stirne ihre glänzenden Leistungen und von allen Seiten klang es: adorablement, c'était un concert des cieux, prodige étonnant, talent admirable, so schloß sich der Abend bei dem Verfasser des Gedichtes aen de Belgen.

X.

Eine pauvre honteuse.

Sie streifte die goldnen Locken
Von ihrem Angesicht,
Sie hob so süß erschrocken
Ihr blaues Augenlicht;
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.
L. Uhland, die deutsche Poesie.

Ich saß in der Dämmerung in meinem Zimmer ganz vertieft in Willem's Gedicht aen de Belgen:

Ein Belgier bin ich auch und darf zu Belgiern sprechen,
Ich darf mein Vaterland und seine Ehre rächen,
Die Zither stimm' ich kühn auf vaterländ'schen Ton,
Und Waffen such' ich mir für unverdienten Hohn,
Ich will die freie Sprach' der Ahnen wieder adeln;
Wer mag die treue Glut für die Geliebte tadeln?
Ich sog sie mit der Milch, las sie auf Bruders Grab,
Grüßt' sie im Vaterton, der mir den Segen gab.

Da pocht es leise an meiner Thür. Ich vergaß, daß ich in Belgien unter Fransquillons war, und rief herein

Eine hohe Gestalt trat vor mich hin, es war eine Frau, von Kopf bis zu den Füßen in die schwarze Mantille oder Faille gehüllt, welche unter den flaemischen Bürgerklassen so viel getragen wird. Mit einem gewissen schüchternen Stolz trat sie dicht vor mich hin und aus der dunklen Faille sahen mich ein Paar große bekannte blaue Augen an. Wer bist Du, fragte ich erstaunt, denn die Gestalt flößte mir Achtung ein. Du kennst mich, erwiederte sie, ich bin eine Verstoßene, Verbannte, Geächtete, die Gewaltigen im Lande haben mich verurtheilt und verwiesen, die Reichen und Vornehmen treten mich mit Füßen, aber das treue Volk hat mich nicht verlassen, in der Hütte der Armuth habe ich eine Zuflucht gefunden, und die kleinen Kinder lieben mich und holen mich heimlich in die Kinderstube, wenn die Eltern aus sind und die französische Bonne in den Geheimnissen von Paris sich verloren hat. Dann erzähle ich ihnen die schönen Sagen von „Gottfried von Bouillon“, von dem lieben „Margarethchen von Limburg“, von „Roeloff dem Schmied“, und von all den ritterlichen Helden, mit denen ich einst auszog zu Kampf und Sieg, und wenn dann die Kleinen alle an mir hangen und nicht müde werden zu hören, da wird mir wohl und warm um's Herz, dann lege ich sie in ihr Bettchen, falte ihnen die kleinen Hände und sage ihnen das Gebetchen:

O Maria, zoete vrouwe!
Ik bid u met opregte trouwe,
Dat gy bidt Jesus onzen heere,
Dat hy my van zonden tot deugden keere.

Manchmal, wenn die Eltern unter sich sind und die Bonne in's Theater geht oder auf den Ball, dann erlauben sie wohl, daß ich mich in der Wohnstube am Kamin niedersetze, dann sind sie auch wohl freundlich mit mir und denken an die Zeit, wo sie auch klein waren und ich sie auf den Armen trug. Aber wenn mir dann das Herz aufgeht und die Thränen mir in's Auge treten, dann erscheint einer jener verhaßten Fransquillons mit glatten Handschuhen und glatten Worten, dann ist's aus mit mir, der Hausherr stößt mich aus dem Zimmer, die Hausfrau wirft mir grimmige Blicke zu und ruft nach der Bonne, ich aber flüchte an den Feuerheerd kauere in die warme Asche nieder und murmele vor mich hin:

Ik geloof niet dat men een vrouw ter wereld vinden mogt,
Die meer droefheid en rouw in haer huwelyk overbrogt,

und wenn ich dann seufzend verstumme, dann tritt die rothwangige Lysje zu mir und tröstet mich mit den Worten:

Als dese vrouwen dede, naer all haer groot ellend,
hebben zy in prys en vrede alzoo hun leven g'end.

Aber ein Zufluchtsort ist mir geblieben, dort flüchte ich hin, wenn der Kummer mein Herz erdrücken will. Die Gottestempel waren ja immer die Freistatt der Verurtheilten, dort falle ich auf meine Knie und bete inbrünstig zu Gott und unsrer lieben Frauen, daß sie mein armes Volk aus den Banden der Eindringlichen befreien wollen, und wenn dann die Orgel stark und feierlich ihre Klänge brausen

läßt, und Gottes Wort in meinen eigenen Lauten zu mir spricht, dann fasse ich Muth und gehe mit leichtem Herzen zurück in meine Hütte, und wenn dann der Schlaf meine Augen schließt, dann grüßt mich oft ein wunderschöner Traum. Dann ziehen die alten Ritter und Helden heran, auf ihren Schilden heben sie mich empor, von den Bannern sieht mich vertraut der flandrische Löwe an, und unter Siegesmusik tragen sie mich durch die Straßen. Sie schwieg, ihre blauen Augen strahlten, im Feuer der Rede war sie immer schöner geworden, die Wolken, welche auf ihrer Stirne gelegen, waren verschwunden, die Faille war ihr vom Haupt gefallen, und lang und golden wallten die Locken ihr um Brust und Schulter, sie war nicht zu verkennen, die Schwester der holden Germania.

Es ist kein Traum, sprach ich bewegt, es ist Ahnung der schönern Zukunft, auch ich sehe dich getragen auf den Schilden deiner kräftigen Söhne, wie Posaunenklänge schmettern die Feuerworte de Laet's, kühn voran trägt Conscience das Banner mit dem Löwen von Flandern und der muthige Ryswyk singt mit starkem Ton:

Und mag auch ihre Blitze schmettern
Auf mich herab die freche Schaar,
Frei klingt mein Lied aus Sturm und Wettern,
So wie es klang durch vierzehn Jahr.

Darum verzage nicht, denn deine Schwester Germania bietet dir hülfreich die Hand, ihre Söhne werden sich für dich waffnen, schon trägt der deutsche Rhein dir ihre Grüße und Lieder herüber. Hat nicht

unser größter Barde Uhland dich aufgesucht in deiner Niedrigkeit, er, der einst mit erweckendem Harfenklang die deutsche Poesie ihrem Zauberschlaf entriß, führt dich freundlich der hohen zu, und die Wogen des alten Rheins rauschen jubelnd dem neu bestätigten Schwesterbund.

Ihr aber, ihr unnatürlichen Kinder der Verlassenen, die ihr euch eurer Mutter schämt, die ihr euch nicht scheut, ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen, und in das Hohnlied des Unterdrückers zu stimmen, ihr seid nicht werth, daß ihr ein Vaterland habt, nicht werth, daß Kinder euch Vater und Mutter nennen, nicht werth, in der Heimatherde zu ruhen, aber werth, daß die Franzosen euch verspotten und verachten, euch Affen und Beduinen nennen.

XI.

Mariken von Nymwegen; die Sage vom weiblichen Faust der Niederlande. (Antwerpen 1615.)

Aus dem Titel ist schon zu entnehmen, daß hier von einem weiblichen Faust die Rede ist. Diese Sage ist in der That sehr poetisch, und ich wünschte, daß ein tüchtiges Talent Geschmack daran fände. Mariken lebte bei ihrem Oheim, einem frommen Priester, dem sie Haus hielt. Sie wohnten drei Meilen von Nymwegen, und Mariken mußte die gewöhnlichen Hausbedürfnisse von dorten holen. Eines Tages schickte sie der Oheim mit einer Summe von acht Stübern fort, um Essig und Oel, Salz und Schwefelfaden zu holen. Er empfiehlt ihr an, da es leicht über die vielen Einkäufe Nacht werden könnte, doch lieber bei seiner Schwester über Nacht zu bleiben, denn es schicke sich nicht für eine schöne lustige Maid wie sie, allein bei Nacht zu gehen. Die Schwester des Priesters, an welche Mariken gewiesen wurde, ist eine heftige Politikerin, und hält eben eine Art von poetischem Klubb; sie schien, so drückt sich

die Sage aus, eher eine wüthenden Teufelin als ein Christenmensch. Mariken grüßt sie eintretend mit den Worten:

Christus mag dir versüßen jed Leid
Und die du lieb hast beschützen vor Qual alle Zeit.

Die Politikerin erwiedert mit Flüchen und Schimpfen Marikens Gruß, und schlägt ihr Gesuch um ein Nachtlager rund ab. Mariken ist durch das unheimliche und gehässige Wesen der Muhme so aufgeregt und empört, daß sie mit den Worten scheidet:

Ich frage nach keinem Lebendigen mehr,
Und käme der Teufel selbst zu mir her.

Sie tritt nun mit der sinkenden Nacht allein den Rückweg an, und wie sie so verlassen und einsam draußen im öden Felde ist, wandelt sie die Lust an, sich zu erhängen; zuletzt bricht sie in die Worte aus:

Komm her zu mir, und steh' mir bei,
Gott oder Teufel, 's ist mir einerlei.

Der Teufel erscheint nun, und ob Mariken anfangs sehr über die unheimliche Gestalt erschrickt, so geht sie doch nach und nach auf seine verführerischen Vorschläge ein, zumal da er ihr verspricht eine, Frau der Frauen aus ihr zu machen. Sie fragt ihn, wie er heiße; er sagt Moene, (Moon, Dämon) und bittet sich aus, daß sie ihren Namen Mariken gegen einen andern vertausche. Er verspricht ihr, da sie einen besonderen Hang zu den Wissenschaften zeigt:

Willst du werden mein süßes Lieb,
Sollst du noch heute sonder gleichen
Die sieben freien Künste, Rhetorika,
Musik, Logik, Grammatika,
Geometrie und Arithmetika
Und Alchymie erreichen.

Er fügte hinzu:

An Gold und Perlen und Edelstein
Soll nimmer Mangel bei dir sein.

Mariken fordert von dem einäugigen Moene, daß er ihr eine Kunst lehren solle, die er unerwähnt ließ.

Negromantie ist eine Kunst, die unvergänglich ist.
Mein Ohm ist darin erfahren und klug;
Er thut manchmal Wunder, er hat auch ein Buch,
Darnach weiß er den Feind zu besiegen,
Daß er durch ein Nadelöhr muß kriechen;
Die Kunst müßt ihr mich lehren auch.

Moene bringt sie durch den Vorwand, daß diese Kunst zu gefährlich sei, davon ab. Auf sein wiederholtes Verlangen, verspricht Mariken, ihren Namen gegen den Namen Emmeken zu vertauschen, und das Zeichen des Kreuzes nicht mehr zu machen; sie begiebt sich alsdann mit Moene auf die Wanderschaft.

Indessen nun Mariken mit dem Bösen schwelgt und praßt, und alles durch ihre Gelehrsamkeit in Erstaunen setzt, ist daheim der Ohm sehr besorgt um sie. Er erkundigt sich bei seiner Schwester nach ihr, die aber nichts von ihr wissen will, und bald darauf ihre verdiente Strafe

findet. Der Oheim kehrt betrübt nach Hause. Mariken und Moene erscheinen nun in Antwerpen, im Wirthshaus zum Baum. Sie setzt die daselbst versammelten Gäste in Erstaunen durch ihre Gelehrsamkeit.

Sollte es Geometrie nicht sein,
Daß ich weiß wie viele Tropfen Wein
Sich in dieser Kanne finden?

Moene.

Ja Lieb, der Kunst kannst du dich rühmen,
Ich lehrte sie dich gestern erst.

Emmeken.

Logica lernt ich auch darnach
Darin bin ich feste.

Das Erstaunen der Wirthsgäste wächst und steigt auf's höchste, als ihnen Moene kundgiebt, daß sie die sieben freien Künste kennt,

Astronomia und Geometria,
Arithmetika, Logika und Grammatika,
Musika und Rhetorika ist die allerälteste;
Darin kann sie auch disputiren,
Gleich Einem, der thät in Löwen studieren.

Die Gesellen verlangen eine Probe der allerältesten Kunst zu sehen. Emmeken macht darauf einen sehr künstlich verschlungenen Reim, der indessen nicht zu übersetzen ist. Der Schluß desselben ist:

Von jeher gab es gar viele Thoren,
Durch Unkunst geht die Kunst verloren.

Emmeken wandelt indessen nach und nach eine unheimliche Ahnung über das eigentliche Wesen ihres Be-

gleiters an. Doch er weiß die aufsteigenden Gedanken immer wieder zu verscheuchen, und so bleiben sie sechs Jahre in Antwerpen. Da aber bekommt Emmeken Lust, ihren Oheim und ihre Freunde zu besuchen. Nach manchen Einwendungen geht endlich Moene darauf ein. Sie ziehen nun nach Nymwegen, wo sie just am Ommeganysdag ankommen. An diesem Tage finden Aufführungen und Spiele statt. Mariken sagt zu Moene:

Mein Ohm pflegt dazu her zu kommen.
Ich hörte ihn sagen manchmal schon,
Dies Stück sei besser als mancher Sermon.

Dem Moene wird es unbehaglich, das Stück beginnt mit der Klage Masschero's: „Breherio Masschero, Advokat von Lucifer, bringt die Klage vor den obersten Richter, daß Gott sich der sündigen Menschen mehr denn der armen Geister erbarmt.“ Lucifer wendet sich nun kühn an den Höchsten mit der Frage: Warum er sich der täglich sündigenden Menschheit mehr erbarme, als der Geister? Der Herr antwortet: Wer bei Zeiten bereut, findet Gnade in Ewigkeit. Lucifer sagt darauf: Das war anders zu Zeiten des alten Bundes. Worauf der Erlöser einwendet: Warum wäre ich am Kreuz gestorben, als um den Menschen Gnade zu bringen? Darauf folgt die Antwort: Darum mußt du jetzt strenger sein als zuvor, denn was die Menschen sonst nicht gewagt haben, das dürfen sie jetzt kühnlich thun. Dem Herrn scheint dies einzuleuchten, denn er sagt: So sie sich nicht bessern, soll mein Schwert der Gerechtigkeit hineinfahren. Unsere liebe Frau tritt zur Vertheidigung des

Menschengeschlechtes auf, und ersucht ihren Sohn doch, wie er es schon manchmal in ähnlicher Noth gethan, Sonnenfinsternisse, Erdbeben und Kometen dem Menschengeschlechte zur Warnung zu schicken. Der Erlöser spricht Worte der Barmherzigkeit, und Emmeken wird dadurch so gerührt, daß sie Moenes Wunsch sich zu entfernen, nicht nachgiebt. Masschero bittet nun den Herrn, ihm zu erlauben, daß er die Menschen züchtige, worauf die Muttergottes in echt weiblich versöhnender Weise, eintritt:

Denk an die Brust, daraus du einst gesogen,
Denk an den Leib, der liebend dich getragen,
Denk an das Leid, das du am Kreuz erduldet,
Denk an das Blut, das all du ausgeströmt.
War das nicht Alles um der Menschheit willen,
Auf daß sie sollte zu dem Vater kommen?
Denn selbst hast du gesprochen: Alle Sünde
Hat jetzt ein einz'ger Mensch auf sich genommen,
Er ruft euch zu mit himmlischem Erbarmen,
Ihr sollt empfangen sein mit off'nen Armen.
Dies war dein Wort — die Menschheit kann's bezeugen.

Christus.

Ich sprach's, vergessen hab' ich's nicht Frau Mutter,
Und noch sag' ich: hätt' ein Mensch so viel Sünden
Begangen, als den Bau des Uebels gründen,
Kehrt er zurück, soll er erkoren sein.
Ich litte eher doppelt noch die Pein,
Die mir die Juden vormals angethan.
O Menschenherz geh' in dich, denk daran!

Immer reumüthiger wird Emmeken, immer unruhiger

Moene; zuletzt, da all sein Dringen auf Entfernung vergebens ist, faßt er sie mit Gewalt, und fliegt mit ihr in die Luft. Der fromme Oheim erscheint zu rechter Zeit, und auf sein wirksames Gebet, läßt der Teufel die Beute fallen. Emmeken ist trostlos, der Oheim sagt zu ihr: Niemand ist verloren, der sich nicht selbst verloren giebt.

Der Böse wird indessen wieder dreister, und der Oheim verscheucht ihn mit dem Brevier. Der geistliche Herr führt nun Mariken, das seinen Namen wieder angenommen, zum Dekan, aber kein Priester will sie von der großen Schuld absolviren. Sie ziehen deshalb zum Bischof nach Köln, und der Oheim nimmt das Hochwürdigste mit, welches ihm auch sehr zu Statten kommt, denn Moene folgt ihnen auf dem Zuge nach. Er darf sich zwar nicht nähern, reißt aber Eichen aus, und wirft sie nach ihnen. Auch der Bischof in Köln wagt nicht, das arme Mariken zu absolviren; sie zieht deshalb mit dem Oheim zum Papst nach Rom. Dort bekennt sie, daß sie des Teufels Buhle sieben Jahr gewesen. Der Papst sagt: Soll ich so tief greifen dürfen in den Schatz der Barmherzigkeit? Endlich trägt er ihrem Oheim auf, drei eiserne Ringe schmieden zu lassen, und sie ihr um Hals und Arme zu legen. Zur Zeit wenn die Ringe vertragen seien, oder abfielen, solle sie entsündigt sein. Mariken verläßt Rom und geht nach Mastricht in's Kloster, wo sie strenge Buße thut. Da sendet ihr nach Jahren Gott einen Engel, der ihr die Ringe abnimmt. Sie sagt:

Mir träumt', ich sei in den Himmel gezogen,
Da kamen viel weiße Tauben geflogen,
Die schlugen die Bande mir ab mit den Schwingen.
O Gott! soll die Gnade Erlösung mir bringen?
Ja, ja, 's ist kein Traum, denn hier liegen die Bande,
Und die Seele fliegt jubelnd zum himmlischen Lande.

Man sagt, in Mastricht sei Marikens Grab, an drei eisernen Ringen kenntlich, zu finden.

XII.

Einige Auszüge aus holländischen Dichtern. Hooft. Bilderdijk. Helmers. Spandaw.

Ich habe heute in den Dichtungen Pieter Hooft's, eines Zeitgenossen Vondels gelesen, welche in ihrer graziösen Spielerei mit der Sprache, an unsern Rückert erinnern. Man urtheile selbst:

Schönheits-Attribute.

Leuchtend weiße zarte Händchen,
Feine Diebchen, Feuerbrändchen,
Herzen, die ihr eingefangen,
Euch an jedem Finger hangen.
Ihr rubindurchglühte Spitzen,
D'raus verborg'ne Funken blitzen.
Süß geschwellte, holde Lippen,
Zähnchen, Alabasterklippen,
Die dem schwankend leichten Boot
Meines Herzens Schiffbruch droht.
Blitzeleiter, Augensonnen,
Die so manchen Sieg gewonnen.

Deren leuchtend heller Schimmer
Ueberstrahlt der Sterne Flimmer.
O, den Tag könnt ihr erwecken,
Daß sich muß die Nacht verstecken.
Stärker ihr als Sternenlicht,
Denn der Sonne weicht ihr nicht.
Meine Welt dürft ihr verklären,
Wie die Sonn' die Hemisphären.
Euren Perlenmutter-Schein,
Schließt durchsichtig Elfenbein,
Doch geschlossen oder offen
Wird durch Euch mein Herz getroffen.
Brauen, wunderholde Bogen,
Die Cupido's Hand gezogen,
Schmal und edel, fein und stolz,
Dunkel, wie von Ebenholz.
Nette Ränder von dem Schrein,
Der da schließt Juwelen ein.
Wangen zart von Eis und Glut,
Lilienmilch und Rosenblut.
Mund der von Granaten stammt,
Kohle die mein Herz entflammt.
Stirne, offen schön und wahr,
Leuchtend wie die Lilie klar,
Wie des Meeres Spiegelbahn
Ziehst du meine Augen an.
Ihr anmuthig goldne Flocken,
Feingekräuselt helle Locken,
Zart durchsichtig Labirinth
Wie's der Seidenwurm nicht spinnt,
Duftgewebe, Zauberfädchen,
Dran mich lenkt das süße Mädchen,

D'raus sie Schlingen dreht zu fangen,
Netze, d'rin so manche hangen.
Flöckchen, Löckchen zum Entzücken,
Schelme seid ihr voller Tücken,
Leicht gelockte gold'ne Flocken,
Leicht gelockt um leicht zu locken,
Schiffbruch habt ihr mir geschworen,
Denn die Bahn hab' ich verloren.
Wie soll ich mich noch erretten,
Da ihr webet Sklavenketten,
Die mit Banden mich umwanden,
Daß ich stranden muß und branden;
Ach, an einem einz'gen Riff
Scheitert schon ein schwaches Schiff.
Gern versengen Schmetterlinge
An umtanzter Glut die Schwinge,
Und wie schnell ist der gefangen,
Der so gern in's Netz gegangen.

Bilderdijk der so hoch gestellt wird, ist durch seine endlose Breite für uns ungenießbar; seine kleineren Lieder, die er nach klassischen Vorbildern dichtete, sind anmuthig, z. B.

Amor und der Dichter.

Amor.

Dichter, singe mir zu Ehren,
Sing' ein einzig Liedchen mir!
Was auch sein mag dein Begehren
Alles, alles schenk ich dir.

Dichter.

Dir zu Ehren! Ach ich habe
Nichts von dir als herbe Pein.
Sage, du vermess'ner Knabe,
Welcher süße Lohn wird mein?

Amor.

Meiner Mutter Siegeswagen
Zieh'n zwei wunderschöne Tauben,
Singe mir, so will ich's wagen
Eine dir davon zu rauben.

Dichter.

Von den Tauben eine rauben
Die so treue Lieb' umflicht,
Die so innig, lieb und minnig,
Nein, Despot, das darfst du nicht.

Amor.

Nun, ich schenk' dir meinetwegen
Ihren stolzen Schwanenzug,
Der dich kühn dem Licht entgegen
Trägt im luftigen Wolkenflug.

Dichter.

Dichter braucht nicht fremde Schwingen
Ihn zu tragen himmelan,
Auf sich schwingen, wird er, singen
Selber muß ein weißer Schwan.

Amor.

Nun, ich schenk' dir meine Binde,
Die gewebt der Mutter Hand,
Fühle Freund, wie zart, gelinde
Dieses weiche Seidenband.

Dichter.

Nein, kein Schleier soll mich blenden,
Keine Binde vor's Gesicht!
Frei will ich die Blicke senden
In Selenen's Augenlicht.

Amor.

Sieh den Pfeil der rasch beschwinget
Noch im gold'nen Köcher ruht,
Der die schönste Brust durchdringet
Mit der Liebe Schmerzensglut.

Dichter.

Nein, behalt' ihn, herbe Schmerzen
Weckt er, und mir graut davor;
Keine Schmerzen ihrem Herzen,
Das ich liebend mir erkor.

Amor.

Nun, so nimm denn eh' ich scheide
Meine beste Gabe an:
Meines Bogens starke Saite
Spann auf deine Zither, Mann!

Dichter.

Gieb! daß meine Hand die Saite
Auf die gold'ne Laute zieht.
Wie dem Pfeile, so ertheile
Schwungkraft jetzt sie meinem Lied.

Friedrich Helmers, der auf Bilderdijk folgte, scheint mir seinen Vorgänger bei weitem überflügelt zu haben. Viel reicher an schöpferischer Kraft, an Gedankenfülle,

an Poesie, vereint er mit diesen Haupteigenschaften eines Dichters, auch noch die schöne Form. Sein Heldengedicht, „die holländische Nation,“ verdiente ganz übertragen zu werden; ich theile einstweilen die Einleitung dazu mit.

Die holländische Nation.

Ich jauchze, sank auch uns're Sonne Schein,
Daß, Niederland, ich deinem Grund entsprossen,
Daß von dem Glanz ein schwacher Schimmer mein,
Der einst die Welt mit seiner Pracht umschlossen.
Daß von dem Ruhm, der kränzt der Ahnen Reih'n
Als Erbtheil uns noch grüne Zweige sprossen.
Ich schwör's bei ihm, die Tugend uns'rer Ahnen
Soll mich an Dank, an Lieb' und Treue mahnen.

Ja, Niederländer will ich stolz mich heißen,
O Vaterland! mein ganzes Leben lang,
Ich neige mich dich huldigend zu preisen,
Verschmähe nicht den kunstlos schwachen Sang.
Der Väter Tugend singen meine Weisen,
Die Heimattreue, so sie stark durchdrang;
Die Seefahrt die sich stolzes Ziel erkoren,
In Unermeßlichkeit des Meers verloren;

Den großen Sinn, der unbestochen stand
Stolz in Gefahr, in Stürmen unerschüttert,
Der klug im Rath mit Ruhm der Welt bekannt;
Den Muth zur See, vor dem der Feind gezittert;
Den Schöpferblick, der drang in's Sternenland,
Den Geist, daran der Stürme Wuth zersplittert,
Die Palmen, die ihr Haupt mit Ruhm erglänzen,
Das Themis, Phöbus und Minerva kränzen.

Ihr, die mein Singen hört, bei den Gebeinen
Der Väter huld'gend ihrer Wahrheit denkt,
Ihr, die vermögt aus Dankbarkeit zu weinen,
Ihr, deren Brust der Ahnen Sinn geschenkt.
Für euch nur sing' ich, Ihr seid werth der Reinen,
Ihr, die mit mir das Haupt erröthend senkt
Um Hollands Schmach — Ihr würd'ge Heimatsprossen,
Euch nur erkennt mein Herz als Landsgenossen.

Ihr, die mit Weib und Kind in stiller Nacht
Um's Trauerloos des Vaterlandes klaget,
Erhebt euch! schwand zur See auch uns're Macht,
Noch glänzt die Spur, die einst so hell getaget.
Des Namens Ruhm zu wahren seid bedacht,
Nicht unter'm Drucke unser's Weh's verzaget,
In jungen Herzen sucht den Stolz zu nähren,
Auf daß sie, Niederland! dich neu verklären.

Die jungen Pflanzen pflegt! Einst werden's Bäume,
Die stark und fest trotzen des Sturm's Gewalt,
In ihrem Schatten reifen uns're Träume,
Wir suchen Trost darunter, wenn wir alt,
Bis unser Geist entflieht in schön're Räume.
O Phantasie! dich ruf' ich nicht, Gehalt
Soll sich mein Lied durch Wahrheit nur erringen,
Sie ruf' ich an, sie spornet mich zu singen.

Ja Phantasie, nicht deinen Glanz, den reichen
Ruf' ich herab auf dies mein Heimatlied,
Wohl Zauberschlösser hieß durch dich entsteigen
Ariost der Dichtung leuchtendem Gebiet;
Doch ich verschmäh' dich jetzt — nur Wahrheit zeigen
Soll mir die Bahn darauf michs mächtig zieht.
Für strenge Wahrheit, für mein Vate:land
Ist stark und tief mein Dichterherz entbrannt.

O Heimathliebe, tief dem Herzensgrund
Als stärkster Zug der Seele eingegossen,
Dein Gottesruf giebt überall sich kund;
Der Kamtschadale, den das Eis umschlossen,
Dem Wallfischthran erhellt den nächt'gen Grund,
Wähnt sich von Enna's Sonnenstrahl umflossen,
Sieht einen Himmel in der matten Küste,
Und trägt nach Südens Auen kein Gelüste.

Beseele mich, auf daß mein glühend Hangen
Am Vaterland, durchlod're was ich singe,
Schweb' mir als Genius voran, empfangen
Laß mich den einz'gen Lohn darnach ich ringe,
Daß durch mein Lied, in Herzen aufgegangen
Der Keim zu edlen Thaten stolz entspringe.
Wenn ihm zu Theil wird solch ein reicher Segen,
Kann ich getrost zur Ruh' in's Grab mich legen.

Der „seligste Augenblick des Lebens," von Spandaw, zeichnet sich durch selten Wahrheit und Tiefe der Empfindungen aus, ich füge darum dieses Gedicht, dem kleinen Kranze bei.

Der seligste Augenblick des Lebens.

Tiefempfindender Mann und Vater
Im Besitz von Weib und Kind,
Dem durch jede Lebensader
Hochgefühl von Wonne rinnt,

Der, was Seel' und Sinn entzücket,
Alles was uns hier beglücket
Dankt der Liebe und Natur,
Sage mir, was dir im Leben
Reinste Seligkeit gegeben,
Zeig' mir jener Stunde Spur.

War's als dir im jungen Herzen
Glühte unbekannte Glut,
Als dir wallten sel'ge Schmerzen
Durch das jugendliche Blut?
Als du zogst um Wald und Auen
Lieb und Leiden zu vertrauen,
Und das Echo aufzusuchen?
Als des theuren Namens Klang
Bach und Wasserfall durchdrang,
Du ihn schnittest in die Buchen?

War es, als dir freundlich tagte
Süßer Hoffnung Morgenschein,
Als ein Blick der Jungfrau sagte:
Daß ihr Herz in Liebe dein;
Als du neben ihr gegangen
Sahst erglühen ihre Wangen,
Als sie floh, gesenkt das Haupt;
Du sie fandst im Schattengrunde,
Und von ihrem lieben Munde,
Halb geschenkten Kuß geraubt?

War's, als von der Lippe Beben
Ihr das süße Wörtchen floß,
Das der Wünsche höchstes Streben
In dem sel'gen Klang verschloß?

War's, als Hymen euch verbunden,
Als dein Arm beglückt umwunden
Deine Gattin sanft und hold?
Oder, als mit Herzensschlagen
Sie dir stammelnd kam zu sagen,
Daß sie Mutter werden sollt'?

Ja, ich rufe mir im Herzen
Jugendliebe warm zurück,
Doch die Stunde höchster Schmerzen
Barg zugleich mein höchstes Glück.
Als sie rang mit Schmerz und Beben,
Vaterwonne mir zu geben,
Gottes herrlichstes Geschenk;
Dieser schönsten aller Stunden
Die mir Qual und Glück verbunden,
Bin ich ewig eingedenk.

Mann und Vater, dich verstehen
Kann ich, denn dies angstvoll Glück,
Diese Hoffnung, Furcht und Wehen
Ruf' auch ich mir jetzt zurück.
O, wer kann die Qualen nennen,
Die im Männerbusen brennen,
Wer die schmerzenvolle Lust,
Die zerrinnt in Glutakkorde,
Weil die Sprache keine Worte
Für das heil'ge Glück der Brust.

Bald will Hoffnung dich begrüßen,
Dein Gebet stieg himmelan,
Doch das kurze Glück zu büßen,
Faßt dich jetzt Verzweiflung an.

Horch! ein Ton dringt dir zu Ohren,
Gott! dort wird ein Mensch geboren.
Mann! dein Kind den Ton erhebt;
Jauchze! Klag' ist Lebenszeichen,
Angst und Bangen mußten weichen,
Jauchze! Kind und Mutter lebt!

Mann, dein Kind wird dir gegeben,
Fühle jetzt dich selber nur,
O, sein trüber Gruß an's Leben
Ist der Hymnus der Natur.
Ob die Tön' in's Herz dir sanken?
Ob du kannst der Gottheit danken,
Ob dein Wort den Schöpfer preist?
Nein, zu stark was dich durchwühlet,
Heil'ge Vaterwonne fühlet
Stumm nur dein entzückter Geist.

Dichter, die Ihr Ideale
Schildert in dem schönsten Licht,
Glühend vom Begeist'rungsstrahle
Diese Stunde malt Ihr nicht.
Jüngst ein Abgrund noch der Leiden,
Nun ein Himmel sel'ger Freuden.
Jüngst ein Weib in Weh' und Schmerz
Schon dem Tode preisgegeben,
Nun das schönste Bild im Leben
Schließt das Kind sie an ihr Herz.

O das Weinen von dem Kinde,
O des Auges Freudenstrahl!
Letzte Thräne fließt gelinde,
Denn es trinkt zum erstenmal.

O du hochbeglückter Vater,
Himmelsruh' in Seel' und Ader,
O du Wunder der Natur!
In der Seele Hochentzückung
Nach der tiefsten Qual Entrückung,
Zeigt euch diese Stunde nur.

XIII.

Brügge. Monumente, Kirchen, Theater-Vorstellung, Volkslieder. Das Taubstummen-Institut des Abbé Carton.

O Brügge! Stolz vom Niederland
In jener schönen Zeit,
Wo uns're Ahnen weltbekannt,
Durch Ruhm und Tapferkeit.
Du bist die weit berühmte Stadt
Von Glanz und Ruhm erhellt,
Der man mit Recht gegeben hat
Den Namen goldne Welt.
Renier.

Wir fuhren mit der Treckschuyt auf dem Kanal von Gent nach Brügge. Es war acht Uhr des Abends als das Schiff abging. Ein Mann zu Pferde, der es zog, und von Zeit zu Zeit in ein Horn stieß, ritt am rechten Ufer in der klaren Dämmernacht voran. Es war ein herrlicher Abend, sternhell, nur zu kühl, um auf dem Verdeck zu bleiben. So nahmen wir das Pavillon, welches wir für uns gemiethet hatten, in Beschlag. Es war nett eingerichtet, wie die Kajüte in den Dampfschiffen, nur kleiner. Unser Schiff glitt wie ein Geisterschiff über das stille Wasser des Kanals. Die Landschaft lag in den Armen

der Nacht und des Schlafes, wie ihr eigener Schatten da, die Sterne blickten aus der schwarzen Flut noch geheimnißvoller als da droben aus der Höhe. An einsamen Mühlen kamen wir vorüber, deren Bewohner wahrscheinlich in ihren friedlichen Träumen die lang gehaltenen Töne des Hornes hörten, welche der flaemische Bursche in die Nacht hinein blies. Es ging so langsam vorwärts, so ganz wie ein Geisterzug, daß es schon heller Tag war, als wir in Brügge anlangten. Nachdem wir von der durchwachten Nacht uns durch ein Frühstück etwas erholt hatten, begannen wir unsere Wanderung. Brügge trägt mehr denn andere flandrische Städte ein mittelalterliches Gepräge, wir sahen aber in kurzer Zeit zu viel, als daß ich eine klare Erinnerung davon behalten hätte. Am meisten imponirten mir die prachtvollen Grabmäler der Maria von Burgund und Karls des Kühnen, deren in Bronze gegossene Statuen auf den mit Wappen und Inschriften verzierten Marmorsärgen ruhen. Maria von Burgund hat mich immer interessirt, so jung, schön und unerfahren, sollte sie die Zügel der Herrschaft über ein kühnes, gährendes Volk führen, das stärkere Hände nicht zu bändigen vermochten.

Eine Kirche, welche genau dem heiligen Grabe nachgebildet ist, war mir interessant als Resultat einer durch fromme Beharrlichkeit ausgeführten Idee. Ein Bürgermeister der Stadt Brügge hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seiner Vaterstadt ein getreues Bild des heiligen Grabes durch eine Kirche zu geben; in welcher der gläubige Sinn sich an das wirkliche Grab des Heilands ver-

setzen könnte. Er pilgerte mit seiner Ehefrau nach Jerusalem, um sich selbst auf's genaueste von der Kirche zum heiligen Grabe und ihren inneren Verhältnissen zu unterrichten, und stiftete bei seiner Rückkehr die eben genannte Kapelle. Die Sage erzählt, daß er zum zweitenmal die mühevolle Wanderung nach Jerusalem unternommen, weil er vergessen habe, sich die Zahl der Nägel in den Thüren genau zu bemerken. Als er von seiner zweiten Pilgerschaft glücklich wiedergekehrt war, und sein Werk vollendet hatte, fand seine fromme Seele Ruhe, und ihm wurde der einzige Lohn, den er verlangt hatte, mit seiner Ehefrau, die mit gleicher Innigkeit sich seiner Idee angeschlossen hatte, in der von ihm gestifteten Kapelle zu ruhen. Aus dieser dunkeln, kleinen, ungeschmückten Kirche, wo man in den Eingang zu dem heiligen Grabe kriechen muß, traten wir bald darauf in die helle, glänzende, elegante Kirche der englischen Nonnen. Der Kontrast jenes Jahrhunderts, in welchem einfache Frömmigkeit die Menschen so begeistern konnte, daß sie an die Durchführung einer frommen Idee ihr ganzes Leben, Gut und Blut setzten, mit der jetzigen nüchternen Zeit konnte nicht frappanter dargestellt werden, als durch die beiden ebengenannten Kirchen. Die Kirche der englischen Nonnen machte mir eher den Eindruck eines modernen, höchst eleganten kleinen Opernhauses, eines Salons- oder Konzert-Saals. Das Licht fällt von oben herab aus einer Kuppel. Vier und zwanzig Arten von Marmor schmücken die Kanzel, welche eben so gut ein Kapellmeister einnehmen könnte, und glänzendes Gitterwerk

trennt die Orgel von dem Kirchenraum. In die Wand sahen wir mehrere Marmortafeln eingefügt, welche die Grabstätte heimgegangener Nonnen bezeichneten. Auf einer derselben las ich den Namen der Tochter des Sir Thomas More, (nicht zu verwechseln mit dem irischen Anakreon Thomas Moore). Thomas Morus war bekanntlich Großkanzler von England unter Heinrich VIII. und ist eines der Opfer, welche die blutige Despotie des Tyrannen dem Tode durch Henkershand überlieferte. Die Leidenschaft des Königs für Anna Boleyn war der Grund seiner Entzweiung mit Thomas Morus, und den Gegenstand seiner Liebe wie seines Hasses brachte er unter das Beil. Die Tochter scheint sich nach diesem blutigen Riß durch ihr Leben in dieses Kloster zurückgezogen zu haben. Als ich darüber nachdenkend vor ihrem Grabsteine stand, veranlaßte mich ein leises Rauschen, aufzusehen, und ich bemerkte hinter dem Gitter eine schneeweiße Nonnengestalt, die wie ein Schatten an der Orgel vorüberstrich, und an der anderen Seite der Mauer verschwand. Wäre der Ort nicht so hell und freundlich gewesen, so hätte ich geglaubt, das blutige Ereigniß, welches ich heraufbeschworen, habe die schlummernde Tochter noch einmal an's Tageslicht gelockt.

Von so viel Schönem, welches ich an einem Tage gesehen, war der berühmte Kamin von Brügge mir besonders merkwürdig. Man hat lange dieses Kunstwerk für ein Denkmal zu Ehren Karls des Kühnen gehalten, jedoch haben die neuesten Forschungen bewiesen, daß es der Verherrlichung Karls V., und zwar der Erinnerung seines Sieges

bei Pavia geweiht ist. Die Statue des Kaisers, den seine Ahnen im Herrscherpomp umgeben, ist majestätisch und imposant, sein weltbeherrschender Arm ist gebietend erhoben, sein Haupt ist noch nicht unter der Last der Krone gebeugt. Von allen anderen Kunstschätzen Brügges ist mir kein besonderer Eindruck geblieben, weil ich zu viel in kurzer Zeit und deshalb nichts sah. Van Eycks und Memlings, die Chatte de St. Ursule und der weiße Bär, Kapuzinerkirche und Rathhaussaal, eins wurde von dem andern verdrängt; nur das Institut des Abbé Carton riß mich aus der Blasirtheit, in welche ich durch die Uebersättigung von Kunstwerken gerathen war.

Für den Abend waren wir zu einer Theater-Vorstellung von der Maetschappy van Tonneel en Letterkunde eingeladen. Sehr überrascht war ich, als am Schlusse der Vorstellung ein Vorhang plötzlich ein sehr geschmackvolles Tableau enthüllte, in welchem die belgische Muse, ihrer deutschen Schwester, die Hand reichte. Der flanderische Löwe und der deutsche Adler waren natürlich nicht vergessen. Zuletzt verklärte sich die Gruppe in griechischem Feuer, zugleich traten von beiden Seiten weißgekleidete mit Rosen bekränzte Kinder vor, welche uns die Diplome als Mitglieder der Gesellschaft überreichten. Einen sehr warmen Anhänger der flaemischen Sprache und Literatur in Brügge lernte ich in Herrn de Jonghe kennen, der schon 1820 Gedichte in flaemischer Sprache herausgab. In Brügge bestehen zwei Vereine, welchen ähnliche Vaterlandsgefühle zu Grunde liegen. Der eine

ist der Erhaltung nationaler Monumente geweiht, der andere „société d'émulation" hat die Veröffentlichung historischer Memoiren und Dokumente zum Zweck. Brügge erforderte einen längeren Aufenthalt und verdiente eine bessere Schilderung seiner Denkwürdigkeiten als ich sie hier zu geben vermag. Die Eindrücke drängten sich, ein Bild verjagte das andere, und so kam ich zu keiner klaren Anschauung.

In Brügge habe ich einige hübsche Volkslieder erobert:

Ich stand auf hohen Bergen
Schaut' auf das Wasser hin,
Ein Schifflein sah ich treiben,
Drei Reiter saßen darin,
Der eine, der stand in meinem Sinn.

Der allerjüngste Reiter,
Der in dem Schifflein war,
Der reichte mir zu trinken,
Den Wein im Glase dar,
Gott lohn's ihm, der das war.

Ich trinke dirs zu, du Kleine!
Du hast nicht Gut und Hab'
Und weil du ein armes Mägdlein bist,
So laß ich von dir ab,
Denn du hast ja keine Hab'.

Ob ich ein armes Mägdlein bin,
Verlassen bin ich nit;
Ich reite nach einem Klösterlein,
Gott lohn's ihm, der mir's rieth,
Daß ich von allen Freuden schied,

Ach Jungfrau, wollt ihr in's Kloster geh'n
Und dorten empfangen die Weih',
Wie gerne möchte ich wissen,
Wie euch die Nonnenkleider steh'n,
Da ihr nun wollt in's Kloster gehn.

Doch als sie in das Kloster kam,
Da war ihr Vater todt.
Im ganzen Land kein Kind man fand
Von solchem Reichthum groß,
Jetzt nicht mehr habelos.

Das hat der Reiter vernommen.
Auf! sattelt mir mein Pferd!
Daß sie ins Kloster gekommen,
Die so mein Herz begehrt,
Das ist wohl reitenswerth.

Und als er an das Kloster kam,
Da klopft er an dem Ring:
Wo ist das jüngste Nönnelein,
Das zuletzt die Weih empfing?
's ist ein so schönes Kind.

Das allerjüngste Nönnelein
Euer Auge nie mehr schaut,
Es sitzt in seiner Zelle,
Erhebt als Jesu Braut
Sein Stimmlein hell und laut.

Das allerjüngste Nönnelein
Trat vor den Reitersmann,
Ihr Haar war abgeschnitten.
Um die Liebe war's gethan,
Sie hatt' den Schleier an.

Du magst wohl heimwärts reiten,
Du stolzer Reitersmann,
Magst dir eine andre suchen,
Um's Lieben ist's gethan,
Ich hab' einen andern Bräutigam.

Als ich ein arm klein Mägdlein war,
Tratest du mit Füßen mich,
Weil ich ein arm klein Mägdlein war,
Schiertest du dich nicht um mich,
Gieb nun zufrieden dich.

Es kamen drei Reiter geritten,
So ferne aus deutschem Land.
Ihre Kleider waren schlechte,
Keine bessern Reiter man fand.

Sie kamen vor einer Wirthin Haus,
Wo man zapfte den kühlen Wein,
Frau Wirthin, wir tränken so gerne
Schenkt ohne Geld uns ein.

Worauf sollt' ich euch borgen,
Ihr kommt aus fremdem Land,
Eure Kleider, die sind schlechte,
Habt weder Geld noch Pfand.

Da sprach das Mägdlein schnelle:
Zapft nur den Reitern den Wein,
Für alles was sie verzehren
Dafür will ich Bürge sein.

Da sprach die Wirthin schnelle:
Nun sprich mir nicht so stolz,
Sie werden dir helfen verzehren
Dein Silber und auch dein Gold.

Da sprach das Mägdlein wieder:
Ich wollt' der jüngste Reiter wär' mein,
Und ich könnte mit ihm ziehen
Von hier bis Straßburg an den Rhein.

Der Jüngste warf den Mantel ab,
Und in des Mägdlein's Schoos;
Da stand der edle Reiter,
In einem Wamms von Golde roth.

Aus meinem Tagebuche.

Tief ergriffen kehre ich so eben von der herrlichen Anstalt zurück, in welcher der Abbé Carton, wie ein segenbringender Geist die unglücklichsten Geschöpfe der Menschheit mit ihrem Schicksal zu versöhnen sucht. Leider fanden wir den Abbé nicht zu Hause. Eine Nonne empfing uns, und führte uns in den Speisesaal, in welchem die Taubstummen und einige blinde Mädchen bei Tische saßen, Außer den Taubstummen und Blinden befindet sich ein unglückseliges Geschöpf, Anna mit Namen, in der Anstalt, welches die Natur mit beinahe unerhörter Grausamkeit in's Leben stieß, denn Anna wurde stumm, taub und blind geboren. Dieses dreifach arme Kind, noch obendrein durch

das Schicksal in beschränkte Lebensverhältnisse gesetzt, brachte in einem Eckchen am Feuerheerd sein dunkles stummes tonloses Leben zu. Achtzehn Jahr war sie alt, als der Abbé Carton von ihr hörte und es dahin brachte, sie in das Taubstummen-Institut aufnehmen zu dürfen. Durch beinah unbegreifliche Ausdauer und die scharfsinnigste Anwendung seiner durch die reinste Menschenliebe erworbenen Studien gelang es ihm, das Mädchen aus einem ganz thierischen Zustand zu dem vernünftigen menschlichen Wesen heranzubilden, welches sie jetzt geworden ist. Als das Mittagsmahl beendigt war, forderte die Nonne, welche uns eingeführt hatte, Anna auf, sich mit uns zu unterhalten. Diese Nonne ist eine wahrhaft liebenswürdige Erscheinung, eine echte barmherzige Schwester. Ihr Ausdruck ist so mild und klar, ihre schönen braunen Augen sind so sanft und verständig, daß es mir wahrhaft wohl that, eine so edle Natur als Schutzgeist diesen Armen zur Seite zu wissen. Welch' schöne Bestimmung! Wie ein Wesen höherer Art durchwandelt diese reine Gestalt ihren irdischen Lauf, unberührt von den Stürmen der Erde, vom versengenden Hauch der Leidenschaft, segenbringend, barmherzig versöhnend, in heiliger himmlischer Liebe. Anna weigerte sich, auf die vorgeschlagene Unterhaltung einzugehen; die Nonne zog sie mit sanfter Gewalt an den Tisch, aber nur wiederstrebend ließ sie sich dazu bewegen; es war offenbar etwas, was sie störte. Auf meine Frage zeigte die Nonne lächelnd auf das Halstuch des Mädchens, welches sie bei Tisch mit Wasser oder Suppe naß gemacht hatte. Sie schämte sich

deshalb wie ein kleines Kind und wollte sich unseren Blicken entziehen. Die Nonne beruhigte sie und erklärte ihr durch Zeichen: daß ein Mann und zwei Frauen gekommen seien, sie zu sehen. Darauf zog Anna einen kleinen Schlüssel hervor und öffnete ein Pultchen, welches in Fächer eingetheilt ihre kleine Mosaik von Worten enthält, die sie nach Belieben zusammensetzt. Dies sind kleine Kärtchen, welchen die Worte mit einem Stift oder einer Nadel erhaben aufgeprägt sind. Anna suchte ziemlich schnell die verschiedenen Kärtchen, und setzte dann genau in einer Linie auf eine kleine Tafel, welche vor ihr lag, die Worte: **Ik groet u Mynheer** (Ich grüße Sie, mein Herr). Wolf reichte ihr die Hand, und sie streifte sogleich den Ring, welchen er am Finger trug, ergriff dann schnell die Hand der Nonne, vereinigte sie mit der Hand unseres Begleiters, und legte ihre gleichsam segnend darauf. Es war ein Moment, von dessen Sonderbarkeit das arme Mädchen keine Ahnung hatte; die Nonne war aber offenbar von der seltsamen Situation berührt, vergebens hatte sie die Vereinigung ihrer Hand mit der des fremden jungen Deutschen zu vermeiden gesucht, und mit hoher Röthe auf dem schönen Angesicht sie zurückziehen wollen. Anna beharrte auf ihrem Sinn, sie wollte eigentlich nur damit sagen, daß der fremde Mann einen Ring trage, wie ihr Schutzengel. Sie hatte keinen Begriff von den total verschiedenen Kreisen, in welche diese beinah gleichen goldenen Ringe ihre Eigenthümer für's Leben bannten, und doch waren es zwei Verlobungsringe; nur galt der eine dem Himmel, der andere der Erde. Um

dem seltsamen Moment ein Ende zu machen, zog Wolf sanft seine Hand aus der weißen der Himmelsbraut, und gab der armen Anna eine Silbermünze. Sie war sehr erfreut darüber, und nachdem sie lange mit ihrer irdischen Vorsehung berathen hatte, was sie dafür kaufen wolle, beschloß sie, dieses zu einem Taschentuch zu benutzen. Ich dachte ihr eine Freude zu machen und gab ihr das meine, aber nachdem sie es prüfend durch die schmalen feinen Finger gezogen, und den Batist und Spitzenbesatz erkannt hatte, weigerte sie sich durchaus, es anzunehmen, und erklärte: es passe sich nur für Damen, die Hüte trügen. Sie hält sehr darauf, nur solche Dinge zu tragen, die sich für ihren Stand eignen, und ist darin unerschütterlich, so gern sie wie jedes Kind, Geschenke annimmt. Frau v. A., die Gemahlin des preußischen Gesandten wollte ihr vor einiger Zeit eine seidene Schürze schenken; sie nahm sie aber durchaus nicht an. Nachdem wir uns noch eine Weile mit Anna unterhalten, bat eine andere der jungen Taubstummen uns durch Zeichen, vor die große schwarze Tafel zu treten, welche an der Wand des Saales hing. Pfeilgeschwind hatte sie auf den schwarzen Grund mit weißer Kreide in schönen klaren Schriftzügen die Worte geschrieben: Je vous prie, Madame, de vouloir bien nous faire le plaisir de noter votre nom. Wolf schrieb darunter: Madame de Ploennies, poète allemande, et sa fille, sie antwortete schnell: J'ai l'honneur de vous remercier de votre bonté; dans quelle contrée de l'Allemagne habitez vous? Auf unsere Antwort Dans le Grand-Duché de Hesse-Darm-

stadt, war sie nun offenbar orientirt, ja diese taubstummen Mädchen scheinen mir fester in der Geographie zu sein, als manche der unsrigen, die mit fünf Sinnen begabt sind. Die schöne Nonne führte uns in den anstoßenden Saal, in welchem ein Klavier stand. Dort traten die blinden Mädchen zusammen und sangen einstimmig mit heller Stimme und ergreifendem Ausdruck den schönen Choral: O Sanctissima. Die Vorsängerin, ein junges Mädchen von 18 bis 20 Jahren, hauchte ihre ganze Seele in den Gesang, sie schwebte auf den reinen Tönen, sah über ihrem dunklen Erdenlauf wie eine Lerche dem Morgen entgegen, der ihr auf diesem Sterne nicht tagte. Es war rührend zu hören, wie diese vier Stimmen mit einander in das Reich der Melodieen emporflogen. Nachdem der Choral beendet war, setzte sich die Vorsängerin an's Klavier, präludirte und sang dann ein Schweizerlied, die drei anderen fielen von Zeit zu Zeit ein. Aber dies machte einen so schmerzlichen Eindruck, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Sie sang von Sonnenschein und Frühling, von Blumen und Sternen, von Liebe, Glück und allen Freuden der Erde, — der Kontrast war herzzerreißend. Marie steckte ihr leise einen Ring an den Finger, obgleich sie ihn nicht sehen konnte, so goß doch die Freude einen sanften Schimmer auf ihre Wangen. Wir entfernten uns schweigend, die liebliche Nonne begleitete uns zur Pforte, schloß sie auf, und zog sich wie eine wohlthätige Gottheit in ihr stilles Heiligthum zurück.

XIV.

Brüssel. Ein Abend bei Alfred de Laet. Geefs Atelier. Das Monument der Freiheit. Die Gudula-Kirche. Die Bibliothek von Burgund. Herr de Reiffenberg.

Es war schon spät, als wir in Brüssel ankamen. Kaum aus den Waggons gestiegen, klangen uns schon herzliche Willkommsgrüße entgegen. Ohne eigentlich zu wissen, von wem wir so freundlich empfangen wurden, überließen wir uns der Leitung der uns begrüßenden Männer, und ehe wir es uns versahen, standen wir in einem festlich erleuchteten Saale. Eine anmuthige Frau trat mir mit schwesterlicher Herzlichkeit entgegen, es war die Gattin Alfred de Laet's, unseres liebenswürdigen Wirthes. Ein bedeutender Kreis von Schriftstellern und Gelehrten war bei dem Redakteur von Vlaemsch Belgie versammelt und nach und nach wurde ich mit den Männern bekannt, deren Namen mich schon lange interessirten.

Johann Alfred de Laet, trägt in seiner ganzen Erscheinung das Gepräge einer kräftigen offenen flamän-

dischen Natur. Wohlwollend und herzlich bewillkommnete er uns ohne allen Zwang, so daß wir uns bald heimisch in seinem Hause und dem Kreise fühlten, in welchen wir so unerwartet versetzt waren. Besonders zog mich das gemüthliche Wesen von Conscience an. Ganz so hatte ich mir den Verfasser des Löwen von Flandern und der Siska von Rosemael gedacht. Conscience, ein Mann im Anfang der dreißige ist wie die meisten Flamänder von kräftiger untersetzter Gestalt, hat eine wohlwollende Physiognomie und sehr lebhafte braune Augen, die im Feuer seines Vortrags Blitze schießen. Van Kerckhoven dagegen ist schmal und schlank, man könnte ihn für einen achtzehnjährigen Jüngling halten. Sein Kopf ist echt dichterisch, besonders die dunklen Augen mit dem Ausdruck schwärmerischer Begeisterung. Interessant war mir die Bekanntschaft Sleeks, welcher kürzlich auf eine so glänzende Weise die Rechte des Flaemischen vertheidigte und Descourts, der obgleich Wallone von Geburt, doch der flaemischen Bewegung mit Herz und Seele zugethan ist. Als Mitarbeiter an dem Noordstar von Antwerpen lieferte er mehrere interessante Aufsätze und gab erst neuerdings eine tief durchdachte Abhandlung heraus, in welcher er auf eine Verschmelzung der sämmtlichen Platt- oder Niederdeutschen und Niederländischen Dialekte zu einem einigen Niederdeutschen hinwies. Er ist einer der wenigen Flaeminger, welche durch längere Anwesenheit in unserm Vaterland es recht haben erkennen und würdigen lernen, daß nur Deutschland der Punkt ist, auf den Belgiens Auge

gerichtet sein muß, daß von anders her kein Heil für Flamland erblühen kann. Neben de Laet standen an der Redaktion von Vlaemsch Belgie zwei junge Männer, die gleich ihm von echter Begeisterung für die Sache erfüllt, derselben ihre ganze Carriere geopfert hatten. Es waren Sleeks und Jack van de Velde. Der erste war als Lehrer in seiner Vaterstadt Antwerpen angestellt, der andere arbeitete als Notariats-Candidat im Hause seines Vaters, dessen Stelle er vielleicht bald ganz hätte übernehmen können; beide konnten auf diese Weise ruhig in die Zukunft schauen, welches besonders für den ersten als Familienvater von noch größerer Wichtigkeit war, doch schwanden alle diese Rücksichten, als eines Tages Conscience ihnen den Vorschlag machte, mit sehr bescheidnem Gehalte an der Redaktion des neuen Blattes sich zu betheiligen. Mit viel Geschick und Talent vollbrachten sie ihre Sendung und lassen uns nur bedauern, daß sie in jüngster Zeit das Journal den Händen der jesuitischen Partei übergaben. Auch Dr. Coremans befand sich in unserm Kreise; sein Name war mir längst bekannt, und daher die persönliche Bekanntschaft doppelt erfreulich. Dr. Coremans, ein Brüsseler von Geburt, kam im eilften Jahre in Wien zu den Benediktinern, verbrachte seine Jugend in Deutschland, und erlangte die Doktorwürde auf der Universität zu Erlangen. Später wurde er in politische Angelegenheiten verwickelt, namentlich in den bekannten Aufstand von Nürnberg.

Nach einer Haft von achtzehn Monaten auf der

Festung mußte er Bayern verlassen, nachdem ihm schon früher Oesterreich verboten war. Er zog mit seiner Frau, welche ihm in allen Schicksalen mit rührender Anhänglichkeit zur Seite gestanden, in die Schweiz nach St. Gallen, und kehrte, nachdem die Revolution Belgien von Holland getrennt, die Brust voll freudiger Hoffnungen für sein Vaterland, in dasselbe zurück. Außer den Kerkerblumen, die er aus den Fenstern des Gefängnisses seiner Frau zugeworfen hatte, gab er noch sein Epheukränzchen und eine Sammlung Novellen heraus. Zuletzt sahen wir von ihm la presse libre, ein in Brüssel während eines Jahres sonntäglich erscheinendes Blatt.

In dieser Zeitschrift erhob er kräftig seine Stimme gegen die Gallomanie in Belgien, doch das Blatt ging aus Mangel an Theilnahme des Publikums allzubald wieder unter. Als Ordner des deutschen Staatsarchives in Brüssel hat Coremans sich hohe Verdienste erworben, wie dies auch von den bedeutendsten Geschichtsforschern Deutschlands, Hollands und Dänemarks gebührend anerkannt worden ist. Herr van de Voot, Verfasser des Maximilian von Oesterreich und die Herren Karl André und Weiden aus Deutschland waren ebenfalls anwesend. Aus allen diesen kräftigen Gesichtern sprach mich ein heiterer frischer Geist an, lebendiges Interesse, wohlthuende Wärme für alles Schöne beseelte ihre Unterhaltung.

De Laets Feuerworte wurden mit stürmischer Begeisterung aufgenommen; ich selbst war so davon ergriffen,

daß ich sie am nächsten Morgen in einem Zug übersetzte. Der Schluß der Worte ist besonders schön.

Die Riesenaufgab' wurde euch gegeben,
Des Volkes kalten, bleichen Leichnam zu beleben,
Wie Christus Lazarum erweckt aus Todesnacht,
Das todte Vaterland vom Grabtuch zu befreien,
Auf's Neue Seelenglut dem starren Leib zu leihen,
Den frischen Lorbeerzweig ihm wiederum zu weihen,
Nun eine neue Schaar von Helden ihm erwacht.
Groß, Brüder, ist das Werk, es heischt, daß ohne Wanken
Als Priester ihr den Geist des Gottes in euch fühlt,
Ihr Sänger habt, als Lohn der innersten Gedanken,
Verläugnung nur und Spott dem Volke zu verdanken,
Das seelenlos und kalt zu euren Füßen wühlt.
Wie Moses sollt ihr ziehn auf öder Wüste Wegen
Mit eurer Brüder Schaar dem Kanaan entgegen,
Doch euer Fuß betritt die heilge Erde nicht.
Nicht hier wird euch der Lohn — einst fliegt emporgetragen
Ihr gleich Elias auf im goldnen Feuerwagen,
Und leuchtend immerdar lebt euer Nam' im Licht.

Schnell war der schöne Abend hingeschwunden. Frau de Laet geleitete uns in unser Schlafzimmer, welches hoch gelegen uns am nächsten Morgen einen weiten Blick über die Eisenbahn hinweg nach der Umgegend von Brüssel gewährte. Brüssel ist eine der schönsten Städte, die ich kenne, großstädtisch und doch freundlich, luxuriös und voll poetischer Punkte, unter welche ich namentlich die Stelle am Ende der rue vogele rechne, wo man die weite Stadt wie ein herrliches Panorama zu seinen Füßen sieht. Um

12 Uhr wohnten wir einer Sitzung der tael en letterkundig genootschap im Regierungsgebäude bei. Der Präsident, Herr de Jonghe empfing uns, der Sekretair Herr van der Voort eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die National-Einheit Deutschlands und Belgiens; zum Schluß wurden wir zu Mitgliedern ernannt.

Wir haben heute Geefs Atelier und die Gudula-Kirche besucht. Vorher betrachteten wir das große Monument, welches die Nation den 1830 gefallenen errichtete. Es ist ebenfalls von Geefs, und imponirt auf den ersten Blick durch seine großartigen Verhältnisse. Doch bei längerer Anschauung sank meine Bewunderung statt zu steigen. Die kolossale Statue der siegreichen Freiheit, um welche sich die Katakomben der Gefallenen im Quadrat reihen, ist zwar in ihrer Form schön ausgeführt; dagegen schien mir ihr siegreicher Charakter nicht hervorgehoben. Sie blickt nicht begeistert empor, sondern herab, und wenn ihr Fuß nicht auf zerbrochenen Ketten stände, so könnte man sie eben so gut für eine andre allegorische Figur halten. Der Löwe und die Attribute machen sie zur Freiheit, nicht aber der Ausdruck ihrer Erscheinung. Außerdem stören die an den vier Ecken angebrachten sentimentalen Engel gar sehr. Die Freiheit, meine ich, müsse allein stehn. Groß und stark hat sie die Ketten gebrochen,

nicht blos die Bande der politischen Zwangherrschaft, sondern auch die Fesseln der irdischen Trauer, sie ist frei. In der Erfüllung ihrer göttlichen Idee sind die Schatten der Erde untergegangen und sie blickt mit strahlendem Auge empor nach dem Reiche, in welchem einst diese Idee sich in der höchsten Vollendung offenbaren wird. In Geefs Atelier sah ich verschiedene Statuen, welche mich mehr anzogen. Besonders schön war ein gefallener Engel. Auf der herrlichen Gestalt und den edlen vollendeten Zügen ruhte noch der Widerschein der göttlichen Schönheit, aber die Seligkeit war gewichen. Der Fluch hatte seinen Stempel auf diese schöne Stirne gedrückt, unter welcher die Augen düster ja drohend hervor blickten. Wie ist es möglich, daß Augen ohne Augäpfel einen solchen Ausdruck tragen können?

Das in Flandern häufig benutzte Motiv der Genovefa von Brabant, hat auch Geefs zu einer sehr schönen Composition veranlaßt; das Kind zumal, welches der Mutter im Schoose ruht ist meisterhaft ausgeführt. Schillers Gedicht, „An der Quelle saß der Knabe“ und de Lacts Zelinde fand ich hier als Marmorpoesie wieder. Wunderschön war das Grabmonument einer todten Jungfrau; Byrons Medora fiel mir dabei ein: Each extended tress, long, fair, but spread in utter lifelesness. Ich sah an diesem Tage noch zwei Grabmonumente von Geefs, das eine in der Gudula-Kirche ist dem Grafen Merode geweiht, welcher in der belgischen Revolution fiel. Es stellt den verwundeten Grafen in halb sitzender Lage dar, das Pistol in

der Hand; die Haltung ist edel und leicht, der Kopf paßt zu dem Wahlspruch **Plus d' honneur que d' honneurs.** Vom Monumente wegtretend zog die geschnitzte Kanzel unsre Aufmerksamkeit an: das verlorene Paradies, aber in der barockesten Auffassung. Ueber Adam und Eva, welche mit tiefgesenkten Häuptern stehn, schwebt der Rache-Engel mit dem feurigen Schwerte. Auf den gebeugten Nacken des ersten Menschenpaares ruht der Fluch der Sündenlast, versinnlicht durch die Kanzel. Eine bedeutende Ironie herrscht offenbar in dieser Composition, in welcher die verbotene Frucht in allerlei neckischer und humoristischer Weise angebracht ist. Die Kanzel selbst stellt die kolossale hölzerne Schale der Sündenfrucht dar. Dies wurde mir durch den derben Kern, der sie im Augenblicke erfüllte, erst recht anschaulich. Ein boshafter Hohn ist in alle Geschöpfe Edens gefahren. Zur Linken des Menschenpaares beißt ein grinsender Affe kräftig in den verbotenen Apfel. Es knirscht dem verhöhnten Paar in die Ohren; es wendet sich verblüfft rechts, da widerholt ein neckisches Eichhorn den ominösen Apfelfraß. Geärgert senkt es das Auge, da entfaltet ein Radschlagender Pfau vor seinem Blick die Eitelkeit der Welt. Dieser hölzerne Humor ist ausnehmend lebendig. Die Kirche durchwandelnd betrachteten wir die alten Glasmalereien, gegen welche die neuern Fenster nicht vortheilhaft abstechen. Sie entbehren ganz der Vorzüge deren die neuere Glasmalerei, zumal in München sich rühmt, namentlich den einer edlen und freien Composition. Johannes der Evangelist mit seinem verdrehten Bein

ist besonders häßlich; der Evangelist sitzt da wie in einem Tableau, Falten und Draperieen sind schwer und unschön. In der Geburt Christi hebt Maria die beiden Arme steif empor wie eine Puppe. Wie herrlich sind dagegen die Glasmalereien in der Au-Kirche von München, in welchen Genialität der Composition mit dem höchsten Farbenzauber vereinigt erscheint. Die Gudula-Kirche ist ein prächtiges Gebäude, das Portal mit den beiden Thürmen ist von imposanter Wirkung.

Wir benutzten die Zeit, welche uns bis zum Diner übrig blieb zu einem Besuche der burgundischen Bibliothek. Diese bedeutende Sammlung werthvoller Manuscripte verdankt ihre Gründung Philipp dem Kühnen, welcher große Summen darauf verwendete. Künstler und Gelehrte wurden von ihm herbeigezogen und besoldet, um die Bibliothek mit kostbaren Werken zu bereichern. Vier Jahre lang waren die Brüder Manuels beschäftigt die Bilder zu einer herrlichen Bibel zu vollenden. Auf Philipps Veranlassung schrieb die gelehrte Christina von Pisa die Geschichte Karls des Fünften, Königs von Frankreich. Diese interessante Dichterin, Tochter eines berühmten Astrologen, ist im vierzehnten Jahrhundert in Bologna geboren, sie folgte ihrem Vater 1368 nach Paris und vermälte sich daselbst mit Etienne Castel, der sie, nach einer zehnjährigen Ehe, als 25jährige Wittwe zurückließ. In der Erziehung ihrer drei Kinder, und in den Armen der Muse suchte Christina von Pisa Trost und Zerstreuung in ihrem tiefen Kummer. Doch weht ein Hauch der Wehmuth durch alle lieblichen Blüten

ihrer Poesie, wie z. B. durch die folgenden Zeilen, welche ich ihres altfranzösischen Gewandes so gut als möglich zu entkleiden suchte.

Einsam bin ich, und einsam will ich leben,
Einsam hat mich mein süßer Freund gelassen,
Einsam der düstern Schwermuth hingegeben,
Einsam fühl' ich die Trauer mich durchbeben,
Einsam vermag ich nicht, mich zu erheben,
Einsam steh' ich wie Keine sonst im Leben,
Einsam seit mich mein süßer Freund verlassen.

Einsam bin ich, ob draußen, ob zu Hause,
Einsam, von Thränen nähret sich mein Leben,
Einsam, mag stärker auch das Herz mir toben,
Einsam, dem Gram zum Raub dahingegeben,
Einsam wird mich die Dunkelheit umweben,
Einsam hat mich mein süßer Freund gelassen.

Ein Buch dieser geistreichen Frau, welches ihr Bild enthält, zeigte man mir in der burgundischen Bibliothek. Durch die Werke, welche Philipp der Kühne mit der Verlassenschaft seines Schwiegervaters, des Grafen von Flandern, Louis de Male, erbte, wurde die Bibliothek bedeutend vermehrt. Unter Johann ohne Furcht, dem Sohn und Nachfolger Philipp's des Kühnen, sind mehrere kostbare Werke angeschafft worden, namentlich ein französ. Manuscript, Valère le Grand, welches 2,250 Fr. kostete. Das segensreiche Scepter Philipps des Guten, war für Flanderns Künste und Wissenschaften ein erweckender und schützender Zauberstab. Auch die burgundische Bibliothek bereicherte

sich im Laufe seiner langen und friedlichen Regierung so sehr, daß verschiedene Schriftsteller der damaligen Zeit sie für die reichste der Christenheit erklären. David Aubert sagt in seiner Chronique abrégée des Empereurs: „Très renommé et très vertueux prince Philippe, duc de Bourgogne, a dès longtems accoutumé de journellement faire devant luy lire les anciennes histoires; et pour être garny d'une librairie non pareille à toutes autres, il a dès son jeune aige eu à ses gaiges plusieurs translateurs, grands clercs, experts, orateurs, historiens et écrivains, et en diverses contrées en grand nombre diligemment labourans tant que aujourd'hui, c'est le prince de la chrétienneté, sans reservation aucune qui est le mieux garni de authentique et riche librairie, comme tout se peut pleinement apparoir. Auch Karl der Kühne, trotz seines kriegerischen Sinnes, war den Künsten und Wissenschaften hold; unter ihm verbreitete sich die Buchdruckerkunst in den Niederlanden, der Bibliothek von Burgund wandte er seine besondere Theilnahme zu. Nach seinem tragischen Tode fielen die Zügel der Herrschaft in die Hände seiner jugendlichen Tochter Maria. Ihre Vermählung mit Maximilian von Oesterreich war dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften nicht günstig, im Gegentheil, veranlaßten Geldverlegenheiten den Herrscher zu manchem Eingriff in die durch seine Vorfahren aufgesammelten Kunstschätze. Mehrere schöne mit Edelsteinen verzierte Decken der Manuscripte wanderten in jener Epoche aus der burgundischen Bibliothek in die Hände der Juden.

Die beiden Kinder der Maria von Burgund und Maximilians, Philipp der Schöne und Margaretha von Oesterreich, zeigten früh einen entschiedenen Hang zur Wissenschaft und bestrebten sich die Unordnungen ihres Vaters wieder gut zu machen. Besonders wurde Margaretha, welche die Provinzen als Vormünderin ihres Neffen Karls des Fünften beherrschte, ein glänzendes segenreiches Gestirn für die Literatur jener Tage. Wie dreihundert Jahre später die deutsche Fürstin Amalie von Weimar, zog sie Schriftsteller und Gelehrte an ihren Hof, und that als Regentin weniger Provinzen mehr für Kunst und Wissenschaft als manche Kaiser in ihren ausgedehnten Reichen. Erasmus von Rotterdam, Cornelius Agrippa und Andre rühmten sich ihrer Theilnahme und Freundschaft, und die Burgundische Bibliothek bereicherte sich unter ihrem wohlthätigen Einfluß mit Manuscripten und gedruckten Büchern. Maria, verwittwete Königin von Ungarn, ihre Nichte, von ihrem Bruder Karl dem Fünften, nach dem Tode Margarethens zur Statthalterin der Niederlande ernannt, trat in die Fußstapfen ihrer Tante. Ihr verdankt die Burgundische Bibliothek mehrer kostbare Manuscripte, unter andern das Missale des Ungarn-Königs Mathias Corvinus, und ein prachtvolles Gebetbuch, welches dem Grafen von Flandern Louis de Male gehört haben soll. Nach der Abdankung Karls des Fünften trug Philipp von Spanien mehr als man glauben sollte, Sorge für die Erhaltung und Vermehrung det kostbaren Bibliothek. Der gelehrte Vigelius wurde zum Bibliothekar von ihm ernannt,

doch im Verlauf der politischen Unruhen welche seine Regierung begleiteten, traten natürlich Stockungen im Felde der Kunst und Literatur ein. Albert und Isabella nahmen sie wieder friedlich in Schutz, und auch ihre Nachfolger ehrten und schätzten die herrliche Sammlung, aber im Jahre 1731 zerstörte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Manuscripte. Man rettete was man konnte in die Gewölbe des Palastes, und hier lagen sie verborgen und vergessen bis 1746 der Marschall von Sachsen sie entdeckte und einen guten Theil derselben als Siegestrophäen mit nach Paris nahm. Diese Manuscripte wurden zwar später von Frankreich wieder an die Burgundische Bibliothek zurückgeliefert, aber später wurde dieselbe unter der französischen Republick nochmals von französischen Händen geplündert. Kamen auch 1815 mehrere der auf diese Art entführten Manuscripte in rothen Saffian-Einbänden und mit Napoleons Chiffre gezeichnet, zurück, so sollen doch einige der kostbarsten das Pariser Bürgerrecht, das sie in der Revolution empfangen, nicht aufgegeben haben. Brüssel besitzt indessen einen reichen Schatz in der Burgundischen Bibliothek, sie soll 20,000 Werke enthalten, deren Katalogisirung Herr Marschall mit viel Umsicht und Beharrlichkeit zu Stand gebracht haben soll. Diese Aufgabe bot besondere Schwierigkeiten dar, denn als Herr Marschall die Burgundische Bibliothek übernahm, waren alle Manuscripte in der höchsten Unordnung auf der Erde durcheinandergeworfen. Sie sind jetzt in schönen dazu bestimmten Schränken aufgestellt, und die Schnelligkeit, mit welcher unsere Wünsche

erfüllt wurden, zeugte für die geregelte Ordnung der Aufstellung.

Herr Marschall zeigte uns mit der größten Zuvorkommenheit die bedeutendsten Manuscripte. Vorzüglich zog uns das schon erwähnte mit prächtigen Miniaturen ausgestattete Missale an. Es ist in Bezug auf Kunstwerth die bedeutendste der Handschriften, nie sah ich eine so zarte und meisterhafte Ausführung. Historischen Werth hat es noch dadurch, daß Albert und Isabella bei ihrem Regierungsantritt den Eid darauf leisteten. Dies geschah unter freiem Himmel, die Luft war umzogen und es fiel ein feiner Regen, welcher die Wasserfarben der Miniaturen erweichte. Als Albert schwörend den Zeige- und Mittelfinger auf die Handschrift legte, drückten sich die beiden Finger darauf ab. Man that nichts, um die hierdurch entstandenen Flecken zu restauriren, und so blieben sie bis zu unsern Tagen. Nebst dieser Handschrift sehen wir noch das oben genannte Gebetbuch Ludwigs von Male, des schon sehr verwälschten letzten Grafen von Flandern, der 1354 starb. Es ist weniger schön als reich, ganz in Gold und Azur geschrieben, und mit den schimmerndsten Miniaturen so blendend geschmückt, daß man das Auge unwillkürlich schließen muß. Wohl hätte ich gewünscht, ein Mezzofanti zu sein, um ein japanesisches Manuscript, welches man uns zeigte, entziffern zu können. Dieses erotische Räthsel ist auf verschiednen hölzernen Blättchen aufgezeichnet, welche durch einen Faden zusammengehalten sind. Doch den geistigen Faden, welcher aus diesem Buch-

staben-Labyrinth führen könnte, hat noch keiner gefunden. Die Sammlung der Autographen ist geeignet, die verschiedensten Betrachtungen zu wecken. Welche Charaktere sind hier friedlich neben einander gestellt. Der Schriftzug, welcher fast immer zum Todesurtheil wurde, dem Hunderttausende zum Opfer fielen, färbt sich nicht blutig roth neben den friedlichen Zügen des Priesters der Liebe: Alba's vernichtender Federzug neben denen des seelenbelebenden Thomas a Kempis. Die charakteristischen Federzüge des Mannes, der einst Europa Gesetze diktirte, der seinen Namen in den glühenden Sand Arabiens und in die Schneegefilde von Rußland schrieb, bis sein welthistorischer Griffel an dem glatten starren Felsen St. Helena's zerbrach, tauchten neben den raschen entschiedenen Buchstaben des Mannes auf, der die Klinge noch besser als die Feder zu führen wußte: Napoleon's und Tilly's, der Feldherren des 17ten und 19ten Jahrhunderts. An Beider Ferse schien die Siegesgöttin gebannt, Beide rühmten sich einer glänzenden Reihe glorreicher Siege, Beider Gestirn ging unter in der verhängnißvollen Nähe von Leipzig. Die Zerstörung Magdeburgs war für Tilly, der Brand Moskaus für Napoleon zum Wendepunkt des Glücks geworden. Die Erinnerung an die von ihm heraufbeschwornen Gräuel bei Magdeburg soll Tilly's letzte Stunden verbittert haben und über den nächtlichen Horizont von St. Helena mögen wohl oft die Flammen von Moskau ihren blutigen Schein ergossen haben, während die Schatten so vieler jugendlicher Krieger, welche die Beresina verschlang, seufzend am verdüsterten

Auge des gefesselten Adlers vorüberstrichen. Aber auch Federzüge feiner weiblicher Hände zeigten sich hier neben den kräftigen männlichen. Vor allen zogen mich die Schriftzeichen der deutschen Fürstin Maria Theresia an. Wie sehr das Andenken der geistvollen Herrscherin in Flandern ein gesegnetes ist, beweist unter anderm folgende Thatsache: Vor einigen Jahren wurde das Lob Maria Theresia's zum Gegenstand einer Preisfrage von den „Rhetorik-Kammern" gewählt. Als das Gedicht erschien, war die Auflage so schnell vergriffen, daß alsbald eine neue gemacht werden mußte. Bei der letzten soll die Zahl der Exemplare an 20,000 betragen haben. Doch auch Maria Theresia's starker Geist konnte sich nicht ganz der Gallomanie des achtzehnten Jahrhunderts, als deren Hauptrepräsentant ihr großer Gegner Friedrich von Preußen erschien, entziehen. Nicht genug, daß sie am liebsten französisch schrieb, sie begünstigte auch in den Niederlanden das französische Element, und stiftete in Brüssel eine französische Akademie. Wäre ihr sonst klarer Blick in Beziehung auf Frankreich ein klarer und prophetischer gewesen, sie würde sich von dem Lande gewendet haben, in welchem ein so furchtbares Loos ihre anmuthige Tochter erwartete. Aber der Purpur des Königthrones verhüllte das Schaffot, die Lilien Frankreichs bedeckten das Beil. Die leichten Federzüge der Marie Antoinette lagen vor mir, und ich konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. **Ah Madame, ce soupir s'attache à la mémoire de la plus malheureuse des femmes**, sagte Herr Marschall, dessen

Blick sinnend auf der Handschrift ruhte. Der alte Herr erzählte mir, daß er durch einen Vetter, welcher als Mitglied des National-Konvents der königlichen Gefangenen manchen Dienst geleistet, vielfache Details aus dieser traurigen Epoche ihres Lebens erhalten habe. Marie Antoinette habe schon öfters vergebens ihr Verlangen nach einem Fortepiano und Noten ausgesprochen, da gelang es endlich dem genannten Bürger, ihrem Wunsch durch List Eingang beim Konvent zu verschaffen. Er stellte demselben vor, wie es an der Zeit sei, dem Dauphin, welcher das Gefängniß seiner Mutter theilte, revolutionaire Gesänge zu lehren. Die Aussicht, der Königin hierdurch eine neue Kränkung zu bereiten, bestimmte den Konvent ein Instrument in das Gefängniß bringen zu lassen; zugleich war dem Bürger ** der Befehl zugekommen, für eine Auswahl patriotischer Gesänge zu sorgen. Als der treue Anhänger seiner Königin sie zum erstenmal allein sah, fand er sie in bitteren Thränen vor dem Klavier; vor ihr lag aufgeschlagen die Marseillaise. Schweigend öffnete ** eine verborgene Tasche des Notenbuchs, und Marie Antoinette fand darin ihre Lieblingslieder. Von den beiden schönen Marieen, welche die Krone mit der Binde des Henkers vertauschen mußten, hat mich die Tochter der Maria Theresia immer mehr angezogen, als die schottische Maria. Die hohe Schönheit der Letzteren hat wohl die verklärenden Strahlen auf ihr Bild gegossen, welche noch nach dreihundert Jahren unseren Schiller so erwärmten, daß er sie zu einer Märtyrerkrone um ihr Haupt zusammenflocht.

Auch Vondel hat ein Trauerspiel Maria Stuart geschrieben, welches indessen dem Schiller'schen sehr nachsteht. Maria erscheint darin als Märtyrerin des katholischen Glaubens. Besonders schön ist die Scene, in welcher Maria Abschied nimmt.

Wäre Maria Stuart nicht wunderschön gewesen, man sähe nicht so leicht über die tiefen Schatten ihres Lebens hinweg, aber in der blendenden Sonne ihrer Schönheit lösen sich alle diese Nebel auf, und es hätte ihres tragischen Endes nicht bedurft, um uns ganz mit ihr auszusöhnen. Wie viel höher und reiner steht aber Marie Antoinette da; dennoch ist sie noch zu keiner poetischen Gestalt geworden, und obgleich die Geschichte ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt, so glaube ich doch kaum, daß die Poesie so bald ihr Bild erfassen und wiederbeleben wird, denn der Geist unserer Zeit wird sich eher einen Helden auf der anderen Seite suchen. Unter den weiblichen Autographen befand sich auch das der Kaiserin Josephine, welches mich um so mehr anzog, als ich vor einigen Tagen in Gent ein herrliches Portrait von ihr gesehen. Ein wunderschönes Auge muß sie gehabt haben and oh, her eye was in itself a soul. Josephine hat immer meine Sympathie erregt. Ihre tiefe Liebe zu Napoleon, ihr echt weiblicher Geist, ihr feiner Takt und ihr edles Benehmen bei der Trennung von dem Manne, den sie anbetete, ziehen mich zu ihr hin. Welch bitteres Geschick ihren Helden, dem sie vom ersten Morgenrothe seines Ruhmes bis zur strahlenden Sonnenhöhe mit klopfendem Herzen gefolgt war, ver-

lassen zu müssen, weil staatskluge Rücksichten es geboten. Mit welchen Empfindungen mußte sie die Stelle an seinem Herzen einer jungen Fürstin einräumen, die nichts vor ihr voraus hatte, als die Jugend, die von dem Glück das Josephinens innere Welt erfüllte, Nichts faßte als die glänzende Schaale, die stolz war auf die Vermählung mit dem Kaiser, aber den Bonaparte nicht begriff. Die arme Josephine! als der Wendepunkt seines Schicksals eintrat, und mit ihm der Moment, wo ihre Liebe, dem Geschick zum Trotz, ihr älteres Recht hätte fordern können, wo sie, vor den Verbannten, Entthronten hintretend, hätte sprechen können: „dem Kaiser mußte ich entsagen, der Bonaparte ist mein, meinen Theil an dem Thron konnte ich fahren lassen, aber die einsame Meeresklippe verlange ich mit ihm zu theilen," als dieser Moment eintrat, konnte sie ihn nicht mehr erfassen; der Tod hatte ihr einst so strahlendes Auge geschlossen.

Die Burgundische Bibliothek enthält seit einer neueren Eintheilung nur Manuscripte und bildet bekanntlich eine Abtheilung der königlichen Bibliothek, deren Conservateur en chef der Baron von Reiffenberg ist. Baron von Reiffenberg ist als ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vielseitigen Talenten anerkannt. Eine gewisse glänzende Leichtigkeit, die Spiritualität, welche die Werke der Franzosen auszeichnet, macht seine Bücher zu einer angenehmen Lektüre. In seinem 1839 erschienenen Werke: Souvenirs d'un pélerinage en l'honneur de Schiller, erklärt der geistreiche Verfasser von vorn herein:

„oui, j'aime l'Allemagne, je l'aime d'un amour fervent et sincère." Unsere Freude darüber erhält aber Pagina 25. auf dem **Damschift** einen kleinen Stoß, denn dort heißt es: „les bons allemands, qui ne lisent point nos journaux, et que des publicistes intéressés trompent aisément sur notre compte, s'imaginaient que nous en étions toujours aux convulsions de 1830. Reiffenbergs Charakterisirung der Deutschen ist übrigens echt französisch pikant: „Les Allemands sont des êtres à deux pieds, qui ont une âme, qui raisonnent et qui fument." An einer anderen Stelle heißt es: „Les Allemands viennent au monde et en sortent la pipe á la bouche." Das Auskunftsmittel, welches Herr von Reiffenberg vorschlägt, um die belgische Nationalität und zugleich die französische Sprache zu bewahren, will mir gar nicht einleuchten, denn, wenn es gewiß ist, daß die Sprache sich dem Gedanken anschmiegt, wie die Hülle der Seele, wenn jede Nation darum eine mehr oder weniger selbstständige Sprache hat, so weiß ich nicht, wie etwas Ganzes, Tüchtiges daraus werden könnte, wenn der Vorschlag des Barons durchginge: Écrire dans la langue des Français et penser en Belges, n'est ce pas un moyen de demeurer nous-mêmes sans divorcer avec le monde? Die Sprache eines Volkes ist kein Gewand, das sich wie eine Modetracht abschütteln läßt, wie die Rinde die den starken Stamm der Eiche bekleidet, aus ihren innersten Säften gebildet wird, so geht die Sprache aus dem inneren Leben des Volkes hervor. Man kann aber die Rinde des Baumes

nicht verletzen oder abschälen, ohne daß der Baum krank wird oder abstirbt; eben so wenig kann man ein Volk aus der Sprache schälen, die mit ihm verwachsen ist, die sich innig und schützend seinem Leben nach allen Richtungen hin angeschmiegt hat. Die französische Sprache ist aber nur ein glänzender Firniß, der über die Rinde der deutschen Eiche gezogen ist. Der deutsche Kern steckt darunter und regt sich frisch und freudig. Schon haben starke junge Zweige sich der fremden Hülle entrungen, und überall keimt es und treibt es in ursprünglicher Kraft. Jener Ausspruch des Herrn von Reiffenberg hat natürlich bei allen Vertheidigern der Muttersprache in Belgien lebhaften Unwillen erregt. Verschiedene Widerlegungen erschienen in der **Revue de Bruxelles**, im Januar 1840 entgegnete Herr P. de Decker, als Autor rühmlichst bekannt, durch seine in französischer Sprache geschriebenen religiösen Poesieen:

„Gern," sagt er, „erkennen wir an, daß die Rede, welche Herr von Reiffenberg bei Gelegenheit des Schillerfestes in Stuttgart hielt, manche geistreiche Bemerkung enthält, geeignet bestehende Vorurtheile schwinden zu lassen, aber was wir ihm nicht vergeben können, sind die Ausfälle gegen die flaemische Sprache, welche er hineinmischte. Wir wollen uns nicht als Volks-Repräsentant, einseitig und unverträglich zeigen, wir fordern nicht, daß das Flaemische das Französische verdränge; aber wir haben wenigstens das Recht, Freiheit für eine Sprache und Literatur zu verlangen, welche dies in mehr denn einer Beziehung verdienen. Wenig gilt uns der veraltete Streit zwischen der

deutschen und romanischen Sprache, was wir wissen ist: daß die flaemische Sprache die unserer Vorfahren war, welche ihr Achtung schenkten, daß sie von der Kanzlei der französischen Könige angenommen wurde; daß sie Urkunden des höchsten Alters besitzt, manche Meisterwerke und geehrte Namen großer Dichter, und endlich, daß sie noch heute, wie eine starke steinerne Säule, die Stütze unserer Nationalität ist. Wenn Herr von Reiffenberg denkt, daß wenig Ruhm dabei zu gewinnen sei,*) Schriften in einer Sprache zu schreiben, welche durch keine bedeutende Anzahl von Personen gelesen werden, sollte er wenigstens klug genug sein, uns diese Ansicht nicht mitzutheilen, und die weniger hochfahrenden, weniger ruhmsüchtigen, aber mehr ihr Vaterland liebenden Schriftsteller, nicht entmuthigen, Schriftsteller, denen es wenig um eitle Ehre zu thun ist, wenn sie die Hochachtung ihrer Mitbürger erringen, und Nutzen in dem Lande stiften können, wo sie

*) *Un pélerinage en l'honneur de Schiller.* Pag. 188. Le flamand, je le crierai sur les toits, mérite d'être cultivé, mais plutôt comme instrument archéologique qu'autrement: il est abondant, souple, poétique, je l'accorde; qu'importe? il ne suffit pas d'avoir du talent, il faut que les autres soient disposés à le croire et cherchent à s'en assurer; *on n'arrive pas à la renommée* en n'écrivant que pour soi, son père, sa mère, sa cousine, l'ami de la maison et les gens de son quartier; la littérature a besoin de la circulation, de l'échange des idées: ne parler que flamand, c'est s'abstraire de l'Europe, sans excepter l'Allemagne où cette langue occupe exclusivement les philologues, et n'est qu'un jargon pour le reste.

das Licht erblickten. Auch war diese ungerechte Verachtung der flaemischen Sprache bei einer Gelegenheit besonders unpassend, bei welcher der Redner eine Nation repräsentirte, von welcher drei Fünftel diese Sprache sprechen, während er die Rede vor Männern hielt, deren Liebe für die deutsche Grundeigenthümlichkeit und Abneigung gegen das Franzosenthum selbst, hinlänglich bekannt ist. Man bemerke wohl, daß es der Zweck des Redners war, Deutschland von dem Vorurtheil zu heilen, Belgien sei ein von Frankreich erobertes Land, und daß er diesen Zweck zu erreichen glaubt, indem er den Beweis zu führte, daß die französische Sprache ausschließend die Sprache der flaemischen Literatur werden müsse! In dieser Handlungsweise finden wir Ungerechtigkeit und Unklugheit zugleich."

Herr de Decker hat eine besondere Abhandlung herausgegeben: une pétition pour la langue flamande.

Aber kehren wir zu dem Werke selbst zurück. Die aus Schiller gewählten Mottos sind nicht gerade geeignet, den noch wenig mit ihm vertrauten Belgiern eine hohe Idee von ihm beizubringen. (Pag. 15. Räuber) Geräusch wie von Schnarchenden. Hörst du nicht was? (Pag. 19. Wilhelm Tell) Da ist der Kahn! (Pag. 57. Jungfrau) Nein, ich ertrag es länger nicht. (Pag. 151. Jungfrau) Ich kann nicht länger bleiben u. s. w. Das zweite Kapitel, welches den Kolossen Schiller und Göthe geweiht ist, enthält manche scharfsinnige Bemerkung, doch möchten wohl die wenigsten Deutschen mit dem Endurtheil des

Barons übereinstimmen, welches Göthe mehr Feinheit und Talent, Schiller aber mehr Genie zuerkennt.

So viel ich weiß, ist das Gegentheil längst anerkannt, und wenn es mir erlaubt ist, nach so vielem Gediegnerem und Tieferem, was darüber gesagt worden, meine Empfindung darüber auszusprechen, so möchte ich sie eben nur als solche und nicht als Urtheil betrachtet wissen.

Göthe erscheint mir wie eine klassische Göttergestalt des Alterthums; in eine blaue und goldene Höhe hat er seinen Thron gestellt, und blickt von da oben groß und ruhig in's reiche Leben hinab, das er in allen seinen Höhen und Tiefen durchdringt. Er steigt herab von seinem Thron, und durchstreift das Leben nach allen Richtungen, als goldner Regen sinkt er in den Schoos der Danaé, als schäumender Stier entführt er die jugendliche Europa, als Apoll durchstreift er die Lorbeerhaine Italiens und zählt die Hexameter auf dem Marmornacken der Römerin, als Gott endlich erlöst er die Bajadere, er durchlebt und durchfühlt die tiefsten Momente des Lebens, aber als Gott, sie werden ihm nur neue Quellen des göttlichen Schaffens, und befriedigt schwingt er sich zurück in den heiteren Olymp, wo Hebe ihm den Trank der unsterblichen Jugend reicht. Anders ist es mit Schiller. Mit warmer, hochklopfender Brust liegt er an dem kalten Herzen der Erde, Stürme des Lebens ziehen durch seine flatternden Locken, und das Leid der Menschheit treibt ihm die Thränen in's Auge. Da naht ihm errettend der Genius und entfaltet seine göttlichen Schwingen, die ihn hoch hinwegtragen in

das Reich der Ideale, wo er in seliger Entzückung schwelgt, bis er zurücksinkt in die kalte Wirklichkeit. Da schauert er zusammen, und dem Leid zu entfliehen, stürzt er in den Tempel der Geschichte; die Schicksale großer Menschen lebt er noch einmal durch, als Carlos kämpft er gegen Despotie und Fanatismus, als Posa entwickelt er die ganze Tiefe seiner metaphysischen Schwärmerei. Es ist nicht der spanische Carlos, nicht Posa, welcher uns entgegen tritt, es ist der deutsche Schiller selbst, den wir kennen und lieben. Auch seine Frauen, Leonore und Beatrice, Agnes Sorel und Maria Stuart tragen mehr oder weniger das Gepräge des deutschen Charakters. Am größten tritt uns Schiller im Wallenstein entgegen, und in Max Piccolomini und Thekla hat er für alle Zeiten ein herrliches Bild deutscher Liebe aufgestellt. Darum steht uns auch Schiller näher, und es ist sein verdienter Lohn, wenn er einen stärkeren Anklang im Herzen des deutschen Volkes findet; darum ist Schiller der Dichter Deutschlands, Göthe aber der Dichter der Welt.

XV.

Ein Spaziergang nach Laeken. Egmont. Die Auffindung der Gruft der Grafen Egmont und Hoorn. Geusenlied. Das Rathhaus. Der Leu von Waterloo. Besuch bei einem deutschen Dichter.

Wir haben heute einen schönen Spaziergang nach Laeken gemacht, einem Dorf, welches eine kleine Stunde von Brüssel gelegen ist. Wir kreuzten die Eisenbahn, die Allée verte, die Lieblingspromenade von Brüssel, und gingen in einer flachen Ebene dem Orte zu. De Laet führte uns auf den Kirchhof, der durch freundliche Anlagen und schöne Monumente ein lockender Ruheplatz zu nennen ist. Wäre mir die Gabe geworden, welche der kürzlich verstorbenen Frau eines deutschen Professors eigen war, ihr zukünftiges Grab an der Stelle zu sehen, die ihr vom Schicksal zum Ruheplatz beschieden war, gewiß ich würde nicht erschrocken sein, es an diesem schönen Orte zu finden. Die eben erwähnte Ahnungsgabe ist indeß kein Mährchen; jene Frau welche öfters den Wohnort mit ihrem Manne wechselte,

besuchte, sobald sie in der Stadt angelangt war, in welcher sie für längere Zeit bleiben sollte, den Kirchhof. Hatte sie diesen nach allen Richtungen durchwandert, so kam sie heiter zurück und sagte zu ihrem Manne: Hier sterb ich nicht. Aber als sie vor zwei Jahren ihm folgte, wohin er einen Ruf als Professor an der Universität erhalten hatte, da kam sie am Abend bleich und niedergeschlagen von einem kurzen Ausgange nach Hause. Was ist dir, fragte besorgt der Mann, du bist bleich und angegriffen? Weinend sank sie an sein Herz und kaum hörbar flüsterte sie: Hier werde ich sterben, bald, in einem Monat. Sie hatte, wie gewöhnlich, am Tage der Ankunft in ihrem neuen Wohnort, den Kirchhof besucht, und am Ende der eben begonnenen Hügelreihe, ein grünes Grab mit einem Kreuz gesehen, darauf ihr Namen und der Tag ihres Todes stand. Es geschah wie sie gesagt.

Ich stand vor der Grabkapelle der Malibran. Wie oft hatte ich mir gewünscht, ihr im Leben zu begegnen, nun stand ich auf ihrem Grabe. Eine schöne Statue von Geefs, wie ich glaube eine Urania, einfach und edel, erhebt sich über ihren Resten. In der Nähe der Malibran möcht ich ruhen und erwachen; ich denke mir, sie wird wie eine Lerche dem Morgenroth entgegenschmettern. Ein anderer interessanter Grabstein zog meine Aufmerksamkeit an. Er war mit dem burgundischen Wappen geschmückt, näher tretend las ich die Inschrift:

Ici repose
Monsieur le Chevalier Jacques Joseph Louis
De Bourgognes Herlaer,
Né à Bruxelles le 17. Decembre 1768,
Ancien Directeur de la monnaye de Bruxelles,
Epoux en premières noces
De dame Susanne Elisabeth Boursewils,
En seconde noces
De dame Marie Thérèse
Anne Petit-Jean de Prez
Décédé
A Bruxelles le 4. Mars 1840.

Er war der letzte Sprosse der Herzöge von Burgund.

Auf dem Heimwege von Laeken rasteten wir bei einer Quelle, welcher das Volk besondere Heilkraft zuschreibt. Das flaemische Volk ist sehr fromm und sehr abergläubisch, denn seine Frömmigkeit wird von der Geistlichkeit auf jede Weise benutzt, und der Aberglaube ist ein weites und herrliches Feld, auf welchem so manche Erndte zu machen ist. Interessant ist es zu sehen, wie aus dem Kultus der Heiligen und der Madonna die Pfaffen einen so praktischen Nutzen für die Kirchenkasse zu ziehen wissen. In einer Kirche in Gent zählte ich nicht weniger als achtzehn Opferstöcke. Unter jedem Heiligen stand ein solcher, und die armen demüthigen Märtyrer, die im Leben Hunger und Durst und jede Kasteiung ertrugen, sahen ganz kläglich auf ihre wohlbeleibten genußsüchtigen Nachfolger herab. Mancher Aberglauben, der im Volke herrscht, hat in seiner

Grundidee etwas rührendes, ja oft poetisches. So ist bei Brüssel ein kleiner Ort, da steht ein Liebfrauenbild mit einer Wiege, darin ein Christuskindchen liegt. Die Mütter aus der Umgegend gehen dahin, wiegen das Christuskind, und glauben ihrem Kinde dadurch die Gesundheit zu sichern. Zu der Quelle aber, an der wir rasteten, wandern die Mütter, wenn sie ein krankes Kind haben; sie bringen ein getragenes Hemdchen des leidenden Lieblings mit, und legen es auf das Wasser; geht das Hemdchen unter, so stirbt das Kind, und sie gehen mit der resignirten Ueberzeugung nach Hause, daß ihm nicht zu helfen sei; schwimmt es dagegen oben, so bedeutet das die Genesung; dann ziehen sie freudig das Hemdchen aus dem Wasser, falten es langsam, und ziehen es naß dem kranken Kinde an. Manche dieser Volksaberglauben stimmen gleich den Volkssagen mit den deutschen überein, als z. B. Hundegeheul bedeutet den Tod einer Person in der Nachbarschaft, oder drei Kerzen in einem Zimmer bedeuten eine Braut, oder auch ein Salzfaß umwerfen bringt Zank und Streit; mit dem rechten Fuß zuerst aus dem Bett steigen, ist ein gutes Omen für den ganzen Tag u. s. w. Abweichend ist die Regel, Freitags darf man weder Nägel noch Haare schneiden; neu war mir: eine Braut muß nach der Trauung unter zwei gekreuzten Säbeln in's Haus treten, das bringt Glück; auch den Spruch: Scheint die Sonne beim Regen, dann backen die Hexen Kuchen, hatte ich noch nicht gehört. Viele solcher Volkssprüche und Aberglauben, theilte mir Wolf auf dem Heimwege von Laeken mit. Das Lustschloß

des Königs lag hell erleuchtet da wie ein Feenschloß. Der Abend war wunderschön, und ich schlug vor, im Mondschein den Platz zu besuchen, der durch Egmont's Tod auch für uns Deutsche so anziehend ist. Es hatte mich schon vor einigen Tagen hingezogen, aber ein wahrhaft empörendes Schauspiel trieb mich gleich wieder hinweg. Auf der Stelle, wo das Haupt Egmont's gefallen, war ein Pranger errichtet, darauf stand, verhöhnt von der Menge, ein gemeiner Verbrecher. Daß auf diesem Platz in unserer Zeit der Monumente sich kein Denkmal für Egmont erhebt, ist mir unbegreiflich. Schon im Jahre 1819 und 1820 zirkulirten Subscriptionslisten zum Zweck einer Statue, welche ihm in Sottegem errichtet werden sollte. Der berühmte Calloigne hatte bereits das Modell dazu gemacht, indessen ist, so viel ich weiß, dieser echt nationale Plan noch nicht ausgeführt. Der widrige Eindruck von jenem Morgen, durfte jetzt einem poetischen weichen. Der Pranger war verschwunden, und der Mond goß sein verklärendes Licht auf die Stelle. Die schöne Façade des Brothauses, aus dem Egmont so stattlich zum Tode geschritten, war hell beleuchtet, und ich konnte mir lebhaft den ergreifenden Moment vorstellen. Da ging es mir, wie vor zwei Jahren, ich sah ihn als Helden, Gatten, Freund und Vater, als Geliebten der Freiheit, nicht aber als Liebhaber Klärchens. Man muß in Belgien gewesen sein, muß selbst erfahren wie Egmont's Leben und Sterben mit allen seinen innigsten Beziehungen im Volke lebt, um diese Ansicht zu begreifen. Auf der Stelle muß man

gestanden haben, wohin es die unglückselige treue Herzogin Sabine trieb, um zu den Füßen des steinernen Alba das Leben ihres Gemahls zu erflehen, auf der Mauer in Sottegem muß man gestanden haben, wo sie in Trauergewändern mit ihren sechs Kindern kniete, um den Trauerzug zu erwarten, der ihr die blutige Leiche des Gemahls bringen sollte, um zu fühlen, daß Klärchen in diese historische Tragödie nicht gehört. Egmont's Leiche wurde bekanntlich in der Kirche von Sottegem beigesetzt, welche im Jahre 1645 ein Raub der Flammen wurde. Man war deshalb der Ansicht, Gruft und Särge seien mit der Kirche zerstört worden, und Egmonts Reste nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1804 jedoch entdeckte man bei Aufstellung eines Altares, die noch unbeschädigte Gruft. Einen Auszug aus dem Kunst–en Letterblad, welches das Protokoll ausführlich mittheilt, schalte ich hier ein: Auf den Bericht, daß die Grabstätte des Grafen Lamoral Egmont, welche man als versunken und verschwunden betrachtete, noch vorhanden sei, begaben sich Unterzeichnete, von vielem Volke gefolgt, in die Kirche von Sottegem. In der Mitte des Chores, beim Hochaltare, fanden sie den Eingang der genannten Gruft, stiegen hinab, und überzeugten sich alsbald, daß es die von verschiedenen Geschichtsschreibern angeführte Ruhestelle des genannten Grafen sei. Die zwei darin vorgefundenen bleiernen Särge wurden geöffnet, und in dem Sarg zur Linken fand sich das Haupt das so schmählich vom Rumpfe getrennt worden war, nebst einigen Gebeinen. Der zweite Sarg aber enthielt die noch sehr

wohlerhaltene Leiche der Herzogin Sabine, die auch im Tode noch einen rührenden Beweis ihrer Treue giebt, denn auf ihrem Sarge, an der Stelle, darunter ihr eigenes Herz in Staub versank, stand eine bleierne Kapsel mit der Inschrift: das Herz von Lamoral v. Egmont. Auf einer Kupferplatte, welche an den Sarg befestigt war, las man die Inschrift: Hier ruht Sabine, Pfalzgräfin vom Rhein, Herzogin von Baiern, Fürstin von Gavre, Gräfin von Egmont, Frau und Gemahlin des Herrn Lamoral Egmont, seiner Zeit Fürst von Gavre und Graf von Egmont. Sie starb zu Antwerpen, den 19. Juli 1578. Bittet Gott für ihre Seele. — Das Grab des Grafen von Hoorn ist im Jahr 1839 ebenfalls entdeckt worden. In der Gruft der St. Martins-Kirche in Weert fand man seinen Sarg mit dem Skelett, der Schädel lag auf der Brust des Gerippes. Zur Linken des Sarges stand eine zinnerne, hermetisch verschlossene Urne, welche die Inschrift trug: Heer en grave van Hoorne. 26. Juni 1568. Die Urne enthielt das einst so starke Herz des Grafen, das bei leiser Berührung in Staub zerfiel.

In einer alten flaemischen Chronik habe ich gelesen, daß Alba eine Verstärkung, die aus der Blüte des spanischen Heeres bestanden, erwartet hatte, darüber jedoch, daß diesen Truppen ein Unfall begegnete, so erbittert war, daß er Egmont, Hoorn und die Batenburger hinrichten ließ. Die Hinrichtung selbst wird in einem flaemischen Geusenlied (nach der Melodie: „Wacht auf ihr Christen alle") erzählt, das ich den Lesern hier mittheile:

Da man schrieb tausend fünf hundert
Im acht und sechzigsten Jahr,
Sah man geschehen groß Wunder,
In Brüssel offenbar.
Zwei Grafen, edel von Blute
Sie morden in kurzer Stund,
Dazu sehr reich an Gute,
Ich wills euch thuen kund:

Einen Prinz von großer Machten
Den Grafen von Egmunt,
Sie gleich einem Schaafe schlachten;
Und das war die Uhr und Stund,
Da sah man weinen und trauern
So manig Weib und Mann
Zu Brüssel in den Mauern
Um den Grafen edelsam.

Als fest er ohne Zagen
Zur Todesstätten trat,
Ihr Herren, hört man ihn sagen,
Ihr Bürger, ist keine Gnad,
So bin ich ein armer Grafe,
Ein armer Edelmann.
Niemand der Antwort gabe
Noch sprach den Grafen an.

Der Graf trat sonder Bangen
Alsbald zum Kissen hin,
Den Tod d'rauf zu empfangen,
Bog er darauf die Knie'n.
Zusammen legt' er seine Hände,
Blickt auf in frommem Muth,
Daß er sein Opfer spende,
Der Graf, das edle Blut.

Als seine Knie gebogen,
Seine Händ' zusammengelegt,
Hat einer das Schwert gezogen,
Das dem Grafen sein Haupt abschlägt.
Sein Blut sah man da strahlen,
Edel im Ordensbund,
Gott wird ihn rächen einstmalen,
Den Grafen von Egmunt.

Von hohem Stamm geboren,
Zur selben Stunde kam
Der edle Graf von Hoorne
Gottesfürchtig, tugendsam.
Lieblich sah man ihn treten
Gleich wie ein Lamm zum Tod,
Kommend zur selben Stätten
Wo er sollt sterben den Tod.

Und da nun sonder Zagen
Der Graf zur Stätte trat,
Da hörte man ihn fragen:
So ist denn keine Gnad?
Niemand wollt Antwort sagen
Dem edlen Grafen gut,
Nach Egmunt that er fragen,
Ein Baalspfaff bei ihm stund.

Egmunt lag da erschlagen,
Dicht mit dem Tuch bedeckt,
Er ward die Füße gewahre,
Das Tuch hat er aufgedeckt.
Er sprach mit guten Sitten:
Liegst du da Egmunt,
Bist du mir voran geschritten,
Ich will dir folgen zur Stund.

Baalspfaffe mit Narretheien
Trat zu dem Grafen dann,
Hinweg, sprach er mit Seufzen,
Denn ihr thut den Tod mir an.
Ihr wißt wie sie immer vorne
Die spanisch teuflische Brut,
Vom Antichrist geboren,
Der da lechzt nach unschuld'gem Blut.

Ein Kissen er vor sich fande,
Seine Knie bog er darauf,
Seine Hände legt er zusammen,
Doch fromm zum Himmel auf.
Er fährt aus dieser Schranke,
Herr, ich befehl dir meinen Geist,
Nimm meine Seel zum Opfer,
Sprach der Grafe edeldreist.

Als seine Knie war'n gebogen,
Seine Händ' zusamengelegt,
Hat einer das Schwert gezogen,
Das dem Grafen sein Haupt abschlägt.
Sein Blut sah man da blinken
Roth von dem edlen Stamm,
So sah man den Grafen sinken
Von Hoorne, sehr liebesam.

Zwei Brüder in Gottes Frieden
Von Batenburg, zwei Fürsten groß,
Baarfüßig sah man treten,
Baarhäuptig hin zum Tod.
Sie sangen mit hellen Kehlen
Aus David den sechsten Psalm,
Straf' mich nicht Herr in Fehlen,
Zu Gott stieg auf der Sang.

Freimüthig und offenbare,
Sie flehten zu Gott dem Herrn,
Die Trommeln wurden geschlagen,
Sie wirbelten nah und fern.
Der Jüngste begann zu trauern,
Er weinte so manche Thrän,
Weil es nicht möglich wurde,
Daß die Leute ihn konnten verstehn.

Und da sie kamen zur Stätte
Die zwei Grafen jung an Jahr,
Sie waren in Gott zufrieden
Und gaben dem Tod sich dar.
Ihre Knie sah man sie beugen,
Man schlug ihnen ab das Haupt,
O Gott! wie magst du es dulden,
Daß dein Wort wurd also beraubt,

Groß Seufzen und groß Klagen,
Groß Weinen zu jener Zeit,
Und Männer und Weiber zagen,
O Gott! welch großes Leid,
Von den Herren der Niederlanden,
Die starben durch Mord und Brand,
Und so mancher Mann kommt zu Schanden,
Durch Duc d'Alba, den schlimmen Tyrann.

O, Duc d'Alba, mit deinen Genossen,
Seid ihr nicht satt vom Blut,
Das ihr in Neapel vergossen
Und vor Metz so manchen Manns Gut.
War das nicht schelmische Rache,
Daß ihr den ungelöschten Kalk
In unser Brod uns gebacken,
O du Verräther und Schalk.

Mit deinen blutigen Zähnen
Wie Pharao, wie Jesabel,
Kamst du in die Niederlande,
Wie Herodes ein Mordgesell,
Hangen, morden und branden,
Entleiben mit aller Wuth,
Sollst mit Babel kommen zu Schanden,
Um das unschuldige Blut.

Mehrere der neuen flaemischen Dichter haben Egmonts Tod bearbeitet, die Ode der Frau Maria van Akere ist eine der gelungensten dieser Dichtungen. Prudens van Duyse hat ebenfalls das Motiv zu einem schönen Gedichte benutzt, welches von der „Rhetorik-Kammer" zu Sottegem gekrönt wurde. Folgende einfache Blume, an Ort und Stelle emporgewachsen, lege ich ein:

Kein Marmordenkmal kündet
Des edlen Egmonts Ruhm,
Erinn'rung hat's gegründet,
In stolzerm Heiligthum.

Er lebt in der Geschichte,
Ein Stern für alle Zeit,
Er lebt in dem Gedichte
Für alle Ewigkeit;

Wenn längst in Trümmer sanken
Paläste und Abtei'n,
Mit ihren hohen schlanken
Marmornen Säulenreih'n;

Wenn um Gudula's Hallen,
Jetzt reich an Herrlichkeit,
In Schutt und Staub zerfallen
Sich webt das Epheu-Kleid.

Vernichtung hat erkoren
Was Menschenhand erschafft,
Nur mit dem Geist geboren
Wird jede Geisteskraft.

Und wo ein Mensch gestritten
Für Recht und Vaterland,
Und wo ein Mensch gelitten,
Von heil'ger Lieb entbrannt;

Da sind die Tempelhallen,
Der Freiheit heilig Grab,
Wohin Gebeugte wallen
An ihrem Wanderstab.

Da knieen sie betend nieder,
Und reichen sich die Hand,
Und steh'n dann kräftig wieder
Für Recht und Vaterland.

In dem prächtigen Kranz von gothischen Rathhäusern, deren Belgien sich rühmt, ist das von Brüssel anerkannt eines der schönsten. Bewundernd stand ich vor dem prächtigen Rathhause in Gent, an welchem die gothische Baukunst einen seltenen Reichthum entfaltet, und bedauerte nur daß der im Styl der Renaissance angebaute Flügel den mächtigen Eindruck stört.

Entzückt war ich von dem graziösen Bau des Rathhauses in Brügge, dessen zierliche und elegante Ausführung kaum an den harten Stein glauben läßt. Aber am imposantesten war mir das herrliche Rathhaus in Brüssel, mit seinem stolzen Thurm, welcher von einer Stelle zum Himmel strebt, an welche sich die Erinnerung stürmischer Revolutionen, glänzender Feste, und so manches tragischen Schauspiels knüpft. Der unvergleichliche Thurm, wie ihn die Belgier nennen, ist das Werk des berühmten Baumeisters Jan van Reysbroeck. Da wir es uns von Mainz aus zur Aufgabe gemacht hatten, alle Hauptthürme zu besteigen, so wurde auch diesmal vor allen Dingen die Thurmwanderung unternommen. Der oben als Wetterfahne angestellte Erzengel Michael mit seinem Baschkiren-Gesicht interessirte mich nicht sehr, desto mehr aber die wunderherrliche Aussicht auf die Stadt und die reiche Umgegend. Es ist etwas köstliches, in solcher Höhe zu stehen, nur der Fuß steht noch durch eine kleine Schwelle mit der Erde in Verbindung, aber der Blick schwebt wie ein Adler, ungefesselt durch den weiten Horizont, über den prächtigen Plan. Der Thurm selbst wird schöner, je höher er emporsteigt, er ist da oben zur prachtvollen Pyramide geworden, deren acht Säulen in kühner Grazie sich zusammenneigen, um hoch in den Lüften die Krone zu empfangen. Raubvögel und Raben in dichten Schwärmen umschwirrten den Drachen und den heiligen Michael, und verhüllten für Augenblicke, wie eine schwarze Wolke, das Panorama. Der Kanal und die grüne Allee, die Zwillingsthürme der Gudula-

Kirche, die place royale, Wälder und Eisenbahnen, Dörfer und Hügel und Thäler lagen glänzend im Sonnenlicht vor mir ausgebreitet, und ich mußte wieder und wieder sagen: Belgien ist ein herrliches Land. In der Ferne bezeichnete man uns einen kleinen glänzenden Punkt als den Löwen von Waterloo. Waterloo ist für die neuen flaemischen Dichter das Feld, wohin ihre Poesie auf stolzen Schwingen zieht. Der Löwe von Waterloo ist so vielfach besungen, daß wenn ich alle diese Löwen in Deutschland loslassen wollte, wir uns nach Afrika versetzt glauben würden. Sein Ahne, der eigentliche flandrische Löwe, rühmt sich ebenfalls die besten Sänger begeistert zu haben; unter den an ihn gerichteten Hymnen ist Blommaerts Gedicht, Flanderns Leeuw, eins der kräftigsten. Die folgende Dichtung ist von Prudens van Duyse.

Der Leu von Waterloo.

Dort steht er noch, zum Trotz den Frankensklaven,
Vor dieser Sonne sanken sie in Nacht.
Dort steht er, der das heil'ge Grab der Braven,
Die ihren tapfern Ahnen gleich, bewacht.
Zu jenen Bergen, die in Glut sich tauchen,
Zum Feld, wo Ruhe folgt' dem Schlachthalloh,
Gen Süden schickt die Blitze seiner Augen
Der Leu von Waterloo.

Stürzt ihn in Staub! so rief in feigem Grimme
Ein knecht'scher Ton, hold dem Franzosenthum.
Da donnerte des Löwen mächt'ge Stimme:
Ich bin das Sinnbild von der Heimat Ruhm!

Ein Gott, scheucht vom Altar, den sie bedrohen,
Er uns'rer Zeit Barbaren, siegesfroh
Läßt uns'rer Rechte heil'ge Fackel lohen,
Der Leu von Waterloo.

Ha! bebt ihr vor dem Glanz der Niederlande,
Vor ihm, der eure Heere fliehen heißt,
Der, Spinngeweben gleich, des Zwanges Bande
Mit sternenwärts erhob'nem Haupt zerreißt? —
Bebt, unser Land wird nicht so leicht bezwungen
In Schmach und Weh. Wild wie die Meerflut, so
Hat sich dem Zwang im kühnen Sturm entrungen,
Der Leu von Waterloo.

Von jenem mächt'gen Leu'n ist er entsprossen,
Dessen Stimme einst durchzitterte das Land,
Vor dem im Osten Ströme Bluts geflossen,
Der Halbmond stürzte in den blut'gen Sand.
Wo er erschien, da zitterten die Fluten,
Es barst der Grund, der Feind versank — doch froh
Grüßt heut der Belgier in Begeistrungsgluten
Dich, Leu von Waterloo.

Es schaut der Leu von unsern alten Fahnen,
Vom Siegesschilde uns'rer Reiterei,
Die Klaue, welche droht dem Sporn des Hahnen,
Mahnt unsre Jugend daß sie kühn und frei.
Am schönsten doch, sieht man ihn dorten liegen
Mit reiner Brust, die schneeweiß leuchtet, wo
Im Siegesglanz dem Dunkel er entstiegen,
Der Leu von Waterloo.

Nach Süden, Fürst der Thiere! mußt du sehen,
Das du zermalmt in unvergeß'ner Schlacht,
Flieg' vom Gebirg, wann wieder Stürme wehen
Dann öffnet sich der Heldengrüfte Nacht.

Umschaart von Heldengeistern, kämpfe mächtig,
Daß Wittwenschaft die Heimat nicht bedroh',
Prüf' deine Klau, dann ruh' hier groß und prächtig,
O Leu von Waterloo.

Nach dem Herabsteigen vom Thurm zog es mich am meisten zum Saale, wo die berühmte Abdankung Karl's V. stattfand. Dieses Ereigniß nebst einem Seitenstück ist uns in der letzten Zeit durch die Meisterwerke von Gallait und de Biefve besonders lebhaft vorgeführt worden. Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung diese Bilder von den Flamaendern aufgenommen wurden (ich meine die echten Flamaender, nicht die Fransquillons), welche mit so enthusiastischer Freude jeden Fortschritt in der Kunst bei ihren Landsleuten begrüßen. Dieser Saal ist wirklich ein historisch merkwürdiger: hier haben Philipp der Gute, Karl der Kühne, Karl V. und seine Schwestern, Philipp II., Albert und Isabella, fast alle Herrscher der Niederlande, den Schwur abgelegt, die Privilegien des Landes zu wahren. In diesem Saale auch hat die Vierschalle, der Rath der aus Magistratspersonen bestand, sich versammelt, um über Magistratsangelegenheiten zu verhandeln, oder ein Urtheil zu sprechen. Der Saal des Christ, welcher zwischen diesem und dem Thurme gelegen ist, war oft der Schauplatz stürmischer Auftritte. Hier war es, wo die Zünfte sich auf den Ruf der St. Nikolasglocke versammelten, wenn der Magistrat sie berief, um neue Steuern von ihnen zu fordern. Hier vertheidigten sie mit Feuer

und Kühnheit ihre Rechte, und trotzten zu verschiedenen Malen ihren Herrschern mit bewaffneter Hand. Es ist bekannt, welche bedeutende Rolle die Zünfte in Belgien im Mittelalter spielten. Aus ihrer Mitte gingen zum Theil die Magistratspersonen hervor, die Bürgermiliz bildete sich aus ihren Reihen, und die Vornehmen mußten sich zur Erreichung manches Zweckes, zu den Zünften freundlich herablassen. Artevelde selbst, um das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, stellte sich in Gent in die Reihen der Bierbrauer. Gent hatte 52, Brügge 55 Zünfte, Löwen und Lüttich eben so viel. Jede dieser Korporationen war eine kleine Republik zu nennen, sie hatte ihren Versammlungsort, wie z. B. in Gent noch das alte Haus der Fischerzunft zu sehen ist, ihre besonderen Vorrechte, Banner und Siegel. Die Zünfte waren immer die ersten, die Rechte ihrer Vaterstadt nach innen und außen zu vertheidigen. Bald nahmen sie Fürsten gefangen, bald vertheidigten sie die Fürsten ihrer Wahl gegen fremden Eingriff und Gewalt, bald warfen sie Munizipalbeamte aus den Fenstern, bald stürzten sie feurig zum Kampf gegen fremde Uebermacht. Ich sah im Geist diese kräftigen kühnen Gestalten in ihrer mittelalterlichen Tracht die weiten Säle erfüllen, und wurde erst in die leere Wirklichkeit zurückgerufen, als einer unsrer Begleiter mir einige Bemerkungen über den Bau des Rathhauses machte, von denen ich indessen nichts behalten habe, da sie sich hauptsächlich auf Zahlen erstreckten. Wir machten dann noch einen Gang durch die Stadt, und kamen an zahl-

losen Läden vorüber, in welchen bei einbrechender Dämmerung ein Strom von blendender Gasbeleuchtung die schimmerndsten Gaben der Mode erhellte: köstliche Stoffe, Gold und Juwelen, und luftige duftige Brüsseler Spitzen; die gehören aber nicht zu meinen Reise-Erinnerungen. Sympathetischer zogen mich die Buchläden an, bei allen blieb ich stehen, um zu erforschen, ob sich nicht deutsche Werke vorfänden. Da fand ich denn endlich, nachdem mir der Juif errant wenigstens fünfzig Mal begegnet war, Schiller und die neuen Volkslieder von Uhland. Wie freute ich mich, endlich diesen bons allemands zu begegnen. In Gent hatte ich vergebens alle Buchläden-Erker durchspäht, nirgends ein deutscher Buchstabe. Eine wahre Sehnsucht nach deutschen Lauten und deutscher Poesie war in mir wach geworden; da fiel mir ein, daß ja einer meiner Lieblingsdichter in Brüssel zu finden sei.

Ich pocht' im Abendscheine
Wohl an ein kleines Haus,
Und fragte auf französisch:
Ist der deutsche Dichter zu Haus?

Ich hatte ihn oft gesehen
Im kerzenbeleuchteten Saal,
Wenn sprudelten Becher und Laune,
Beim deutschen fröhlichen Mahl.

Ich hatt' ihn zuletzt gesehen
Am herrlichen Rheinesstrand,
Und jetzt im französischen Brüssel,
Vom Vaterlande verbannt.

Er fragte nach deutschen Bergen,
Nach seinem lieben Goar,
Nach Nachtigallen und Lerchen,
Nach dem Rheine smaragdenklar.

„Hoch rauschte sein hohes Wasser“
Daß mir's zum Herzen drang,
Ein Siegeslied für die Seele,
Die sich zum Himmel schwang.

Der Herbst hat alle die Berge
Mit glänzendem Golde gesäumt,
So steh'n sie als goldene Berge,
Von welchen das Vaterland träumt.

Die Lerchen? — Sie haben geschwungen
Zu hoch sich ins Morgenroth,
Sie haben so schmetternd gesungen,
Daß man ihre Lieder verbot.

Noch klingt's bei der Lurlei am Rheine,
Doch die Lerche fiel ab von der Bahn,
Das hat die französische Seine
Am deutschen Dichter gethan.

Die lebendige, lodernde Flamme,
Die kaum für die Weltenglut Raum,
Sie züngelt jetzt spitz Epigramme,
Versprüht ist der feurige Traum.

Die Nachtigallen, ach, wandern,
Bald sind uns're Wälder leer,
Zieh'n eine nach der andern,
Bald haben wir keine mehr.

Und die so ergreifend gesungen
Mit herzenbewegender Macht,
Ihr schmelzendes Lied ist verklungen,
In tiefer schauriger Nacht.

Soll, Vaterland, noch sich verlängern
Die Nacht die dem Liederwald droht? —
Ach, sende doch all deinen Sängern
Ein freudiges Morgenroth!"

XVI.

Blankenberg als Seebad. Gedichte. Meerfahrt. Sagen. Das Kreuz von Vendeune. Blanka. Rootje nach Bellamy. Abschieds-Gedicht ans Meer.

O Gott! der alles hält und trägt,
Durch den das kleinste Thier sich regt,
Im tiefen Ozean,
Du Vater der Natur, du warst von Anfang an.
Hast in der Erstgeburt der Stunden
Das Licht des Chaos Nacht entwunden.
Zwangst, mit dem Griff der Schöpferhand
In's Herz der Erd' hinab der See grundloses Bette,
Hast hingesä't die Alpenkette,
Wie aus des Sä'manns Hand
Der Same fällt auf's Land.

Th. van Ryswyck.

Noch vor wenigen Jahren war Blankenberg selten von Fremden besucht. Seitdem jedoch der König von Preußen 5000 Francs für ein Dejeuner in Ostende bezahlte und die Prellerei an diesem Orte überhaupt bedeutend zunahm, flüchtete mancher Badegast dem stillen Fischerorte zu. Besonders erweckte die Anwesenheit des preußischen Gesandten, des Freiherrn von Arnim, der seit drei Jahren den

Sommer mit seiner Familie in Blankenberg zubringt, ein regeres Leben. Seinem Beispiel folgten Lord Seymour, der Gesandte Englands, und mehrere andere hohe Diplomaten, welche an dem vom Zwange der Mode und Etikette noch unberührten Orte, sich behaglicher fühlten, als in dem vom Schwarm aller Nationen heimgesuchten Ostende. Dort ist es einer Person von einiger Bedeutung nicht möglich, sich der spähenden, durch die Langeweile gesteigerten Neugierde der Menge zu entziehen. Blankenberg's Bewohner erfreuten sich dankbar der Begünstigung, welche ihnen zu Theil geworden, besonders blieb das Andenken des Freiherrn von Arnim und seiner liebenswürdigen Gemahlin im eigentlichen Sinne unter ihnen gesegnet. Diese durch Geist und Anmuth ausgezeichnete Frau weiß die edelsten Vorrechte ihrer Stellung auf eine Weise geltend zu machen, welche ihren Namen zu einem Zauberworte der Armuth gemacht hat. Ein seit kurzem in Blankenberg errichtetes Nonnenkloster, dessen Schwestern sich dem Unterrichte armer Kinder weihen, erfreut sich ihrer lebhaften Theilnahme, und manche arme Fischerfamilie, die ihre stille Wohlthätigkeit aus Noth und Bedrängniß errettete, schließt die edle Frau in ihre Gebete ein. Der Sorge ihres Gemahls aber verdankt der Ort eine Rettungsmaschine, deren Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit sich bald darauf erwies, so wie seiner eifrigen Verwendung bei der Regierung die Ebenung der Dünen zu einem bequemen Spaziergang zuzuschreiben ist. Da ich gerade von dieser Rettungsmaschine spreche, muß ich einer kleinen Begebenheit gedenken, welche

einen Beweis der fürchterlichen Rohheit giebt, die man nicht selten unter den Strandbewohnern antrifft. Mit dem Aufkommen der Badehäuser hatte die Stadt-Behörde in Blankenberg einen Mann angestellt, welcher bei Gefahr des Ertrinkens schnelle Rettung bieten sollte. Eines Tages wagte sich ein Badender zu weit in's Meer, und wurde bald von der Flut ergriffen und hinweggerissen. Der zum Retter Bestellte lag in träger Ruhe im weichen Dünensande. Der Hülferuf des mit der Todesangst kämpfenden Ertrinkenden drang zu ihm heran, konnte ihn aber nicht seiner phlegmatischen Ruhe entreißen. Vergebens beschworen herbeieilende Fischerweiber und Badegäste den rohen Menschen zur Rettung des Unglücklichen, er rührte sich nicht von der Stelle. Als am anderen Tage der Bürgermeister des Orts ihn deshalb zur Rede stellte, antwortete er, im höchsten Grade über die Frage erstaunt: Herr! ich bin nur zur Rettung der Flamänder angestellt, jener aber war ein Fremder.

Als Badeort ist Blankenberg Ostende in vieler Hinsicht vorzuziehn. Während man in Ostende die Unermeßlichkeit der See erst aufsuchen muß, braucht man in Blankenberg nur dreißig Stufen zu ersteigen, um des schönsten Anblicks zu genießen. Jedem, welcher zum erstenmal die See sehen will, würde ich darum rathen, nach Blankenberg zu gehen, wo die Großartigkeit des Elementes überwältigend auf den Beschauer wirken muß, während man in Ostende sich erst durch das Gewühl der Menge Bahn brechen und das Ende der langen hölzernen Brücke erreichen muß, um

einigermaßen einen Begriff von der Unendlichkeit der See zu fassen. Nur eine Reihe Dünen trennt in Blankenberg den Ort vom unermeßlichen Ocean und die Bilder, welche der Strand darbietet, sind solche, welche aus dem Bunde seiner Bewohner mit dem Meere natürlich hervorgehen. Fischer, die ihre Netze ausbreiten; Schiffe, an denen singende Matrosen lecke Stellen ausbessern; Fischerkinder, die Seemuscheln suchen und sich mit den kleinen Wellen, die an's Ufer schlagen, herumtummeln; Weiber, welche die Männer erwarten, die zum Fischfang ausgezogen sind, und andere, welche die bereits eingegangene Beute des Tages in großen Körben nach Hause tragen — kurz echte Seebilder. Ich war zu glücklich in Blankenberg, um ihm nicht einen dankbaren Hymnus zu singen; stundenlang saßen wir am schönen Strand, wenn die Flut herankam und Muscheln und Seegräser vor unsere Füße spülte. In jeder Stimmung habe ich die See belauscht, in ihrer Ruhe, wo sie klar und wellenlos sich ausbreitete, wie ein in allen Schattirungen des tiefsten Ultramarins bis zum lichtesten Blau grenzender Mantel, bis zum wilden Sturm, wo sie schäumend und tobend die weißen Schaumesflocken zum Himmel spritzte. Ich habe sie gesehen, gesäumt von den goldnen Wolken des Morgens, übersäet von den blitzenden Funken des Mittags, und umsponnen vom Silbergewebe des Mondes und der Sterne, und ich weiß nicht zu sagen, wann sie am herrlichsten war. Hinreißend im Sturm, gebietend und prächtig im Glanz, begeisternd im Sternenschein, beschwichtigend in der goldnen Ruhe des Morgens.

Wir saßen am Dünenstrande,
Es schwoll die Flut heran,
Die Schifflein trieben vom Sande,
Hinaus in den Ocean.

Die Winde schlugen die Flügel,
Sie streiften des Meeres Saum,
Da wogten und wallten die Hügel,
Da spritzte der weiße Schaum.

Die See war wild, doch es wagen
Die Schiffe sich kühn hinein,
Viel lieber von Fluten getragen,
Als im Sande geankert sein.

Ein Schifflein sah ich dort fliegen,
Die Wellen steigen zum Rand,
O Schifflein, wirst du sie besiegen?
An dich ist mein Auge gebannt.

O sag', wird die Flut dich bezwingen,
Du schwankst, wie in Wonne und Schmerz,
Wie flattern im Sturm deine Schwingen,
O Schifflein, du ringst, wie mein Herz.

Und stärker rauschen die Wogen,
Und decken den Sand einher,
Das Schifflein ist weiter geflogen
Und ringt mit dem brandenden Meer.

Eben kehren die Boote heim, mein Schifflein ist nicht dabei, ich habe mir's gemerkt, es hat eine rothe und weiße Fahne. Jetzt ist ein frisches fröhliches Leben am Strand. Die Fischerweiber laufen den Booten zu, um die

Männer und den heimgebrachten reichen Fang zu bewillkommnen. Sie tragen steife, über den Rücken zu den Füßen herabhängende Decken, um ihre Kleidung vor dem von den Fischkörben herabtropfenden Wasser zu bewahren. Auf dem Kreuz sind diese Decken mit einem Polster versehen, worauf der Fischkorb ruht, wenn er leer ist; ist er angefüllt, so tragen sie denselben auf dem Kopf. Ein Boot nach dem andern langt an, und es wird eine Art Wasserpost eingerichtet, um die Fische an's Land zu bringen, da die eingetretene Ebbe das Landen der Kähne erschwert. Einige junge Fischer in rothen Jacken und hohen Wasserstiefeln gehen vom Strande zum Boote und vom Boote zum Strande ab und zu, und bringen jedesmal eine schwere Ladung Fische an's Ufer. Eine Fischerfrau nach der andern läd't nun auf, bald sind sie alle reich beladen, und nun geht der Zug über den Dünensand der hohen Treppe zu; jetzt erscheinen sie hintereinander auf dem hohen Dünenwege. Es ist ein malerischer Anblick, die regsamen Gestalten in ihrem bunten Anzuge, auf dem Kopfe die hohen Körbe, daraus die rothen Schwänze der Quappen wie Federbüsche nicken, da oben vorüberziehen zu sehn. Der blaue Himmel bildet einen klaren Hintergrund, auf der anderen Seite breitet sich in allen Farben schillernd das Meer aus. Wir folgen dem Zuge und wollen der Vertheilung der Fische zusehen.

---

27. September.

Heute Morgen war das Meer so glatt und blau, wie ich es noch nie gesehen. Ich konnte mir zum erstenmal einen Begriff vom südlichen Meeresspiegel machen.

Ich lieg auf's neu anbetend dir zu Füßen,
Du ewig schöne wunderbare See!
Aus tiefster Brust laß mich auf's neu dich grüßen,
Du nur allein verstehst mein heimlich Weh.
Geheimnißworte will ich mit dir tauschen,
Laß durch mein Singen deine Wogen rauschen!

O, ich verstehe dich, du wandelbare,
In deiner Wonne, deiner tiefen Qual,
In deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel dich grüßt mit heil'gem Liebesstrahl.
Am besten doch versteh' ich dein Erbeben,
Wenn sich im Sturm die Wogen brandend heben.

So sah ich dich, o See! vor wen'gen Tagen,
Wie kämpften da, wie flogen deine Wellen,
In jeder schien ein stürmisch Herz zu schlagen,
In jeder eine Brust im Kampf zu schwellen,
Aus jeder stieg ein Ton der bangen Qual —
So sangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen
Liegst du, wie Magdalena, still und groß,
Du hast des Himmels heil'ges Bild umschlossen
Und Frieden sinkt herab in deinen Schoos,
Und über all dein Sündigen, dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten.

---

27. September, Abends 10 Uhr.

So eben kehren wir vom Meere zurück, es ist zehn Uhr und die Glockenschläge, welche die Fischer zu ihren Booten rufen, um ihre nächtliche Jagd zu beginnen, verklingen langsam in der Ferne. Die Luft war rein und still, der Mond und alle Sterne gossen ihr helles Licht auf den schneeweißen Dünensand und das glatte Meer, dessen leises melancholisches Rauschen die tiefe Stille durchdrang. Manchmal hüpfte eine weiße Woge spielend im Mondenlicht empor, leuchtete einen Augenblick auf der dunklen Fläche und verschwand. Fern aber am äußersten Rande des Horizonts flimmerte einsam in der ungemessenen Weite ein kleines Licht, sicher war es mein Schifflein vom Morgen, das sich noch immer auf den Fluten umhertrieb, es war nicht heimgekehrt, die anderen Boote lagen Alle im trocknen Sande und erwarteten die Flut, um wieder auszuziehen. Langsam schritten die Fischer in ihren weiten rothen Hosen und rothen Jacken, das Netz auf der Schulter, den Booten zu. Andere, die nicht mitzogen, gingen gravitätisch in ihren langen Röcken umher. Sie hatten ein ganz feierliches Ansehen, und erschienen im täuschenden Mondlicht, wie riesenhafte Priester des Meeres. Die vor Anker liegenden Boote warfen lange Schatten auf den weißen Sand, aus einem derselben schimmerte uns Licht entgegen. Wir gingen darauf zu; Wolf kletterte an der Leiter empor und rief uns zu, ihm zu folgen, es sei gar schön da drinnen. So entschlossen wir uns, diesen sonderbaren Pavillon zu ersteigen. Ein hübsches Bild belohnte

uns. Vier Fischer saßen um eine kleine Lampe und rauchten ihr Pfeifchen, während der eine erzählte. Goeden avond vrienden! en geeft my en weinig vuer. — Volgaerne Mynheer, antworteten die drin, und der vierte sah uns mit einer grinzenden stupiden Freundlichkeit an, welche in der nächtlichen Beleuchtung etwas schauerliches hatte. Es war ein Taubstummer. So oft er die See befahren, hat doch nie das Rauschen der Wogen oder das Sausen des Sturmes die Stille durchbrochen, die ihn umgiebt. Aber er war vergnügt mit seinem Loose, er kaute Taback und schaute uns dazwischen grinzend an. Wolf's Pfeife war in Glut gesetzt, und er begann jetzt nach gewohnter Weise die Leute zum Erzählen zu bringen. Er fing selbst von Spukgeschichten an, aber die Männer wollten anfangs seiner Aufforderung, nun auch etwas zu erzählen, nicht folgen. Es gelang ihm aber bald, sie treuherzig zu machen, denn da er bei der Aufspürung seiner Sagen gelernt hat, wie dem Volke am besten beizukommen ist, so schlug er auch hier die gewohnte Methode ein. Nachdem er ihnen schauerliche Nachtstücke zum besten gegeben, schob er einige Geldstücke dazwischen, und nun war das Eis gebrochen. Sie rückten mit einer Legende heraus, die ich hier eine Stelle finden lasse.

Das Kreuz von Vendeune.

Ihr wißt wohl, daß vor Zeiten
Hier eine Stadt versank,
Darüber die Wellen gleiten
Wohl hundert Jahre lang.

Zuweilen wenn die Wogen
Sich breiten spiegelglatt,
Da sind wir hingezogen
Wohl über der tiefen Stadt.

Ich war ein junger Geselle
Und schiffte gern bei Nacht,
Wenn auf der stillen Welle
Ruhte des Mondlichts Pracht.

So lag ich einst alleine
In meinem kleinen Kahn,
Da kam im Mondenscheine
Eine schöne Maid heran.

Sie trug im langen Haare
Des Meeres rothes Kraut,
Wie eine Glocke klare
Klang ihrer Stimme Laut.

Sie sprach: Komm mit hernieder
In meiner Tiefe Reich,
Dann fließt um deine Glieder
Der Atlas grün und weich.

Du wohnst in meinem Schlosse
Von flimmerndem Gestein,
Und hunderttausend Rosse
Mit flatternder Mähne sind dein.

Sie wollte mich niederziehen
In die versunkne Stadt,
Da rief ich zu Marien,
Die mich erhöret hat.

Denn plötzlich kam geschwommen
Ein hölzern Kreuz heran,
Ich hab's in Arm genommen,
Um die Nixe war's gethan.

Sie sank und sank hinunter,
Ich aber stieg empor,
Und trug das Kreuzlein munter
In's Kirchlein, in den Chor.

Die Fischer sind getreten
In's Kirchlein allzumal,
Das war euch, Herr! ein Beten
Im hellen Mondenstrahl.

Das Kreuz in alt Vendeune
Hat wollen bleiben nicht,
Es kam nach neu Vendeune
Herauf an's Sonnenlicht.

---

28. September.

Reicht mir die Hand, Matrosen!
Und helft mir in den Kahn,
Wir schiffen auf dem großen
Dem herrlichen Ozean.

Der Himmel war blau, die Luft war rein, die Sonne schien so hell auf das ruhige Meer, daß in uns zugleich der Wunsch aufstieg, eine Meerfahrt zu wagen. Wir gingen hinab an's Ufer, wo sich bald ein Schiffer fand.

Wie freute ich mich, es war offenbar mein Schifflein von gestern, ich erkannte es an der roth und weißen Flagge. Wie leicht schaukelte es sich heute auf den sanften Wogen, die murmelnd und spielend es trugen und wiegten. Die weite Meeresfläche lag gekräuselt da, wie ciselirtes Silber. Fern, ganz fern am Horizonte leuchteten, wie bleich gewordene Sterne, einige kleine Punkte: es waren die Fischerboote, die, am Morgen ausgelaufen, sich dort umhertrieben. Nicht fern von uns blähte ein mächtiger Kauffahrer seine weißen Segel. Das Gestade mit seinen bunten Gestalten, seinen Badehäuschen und weißen Dünen verschwand nach und nach, wir waren weit genug in der See, um einen Begriff ihrer Unermeßlichkeit zu fassen, und doch tauchten noch einzelne Bilder der Erde am Rande auf. In der Ferne zu unserer Linken Ostende. Es nahm sich von dort recht hübsch aus. Die Thürme von Brügge schauten hinter den Dünen hervor; mehr im Vordergrunde aus rothdachigen Häusern, wie aus einer Gruppe rothwangiger Kinder, der alte Thurm von Hayst, und auch unser liebes Blankenberg war noch nicht ganz verschwunden. Immer tiefer stachen wir in See, die am Rande des Horizonts so mit dem Himmel zu verschwimmen schien, daß man nicht unterscheiden konnte, wo die See aufhörte und der Himmel begann. Vor uns lag eine Masse herrlicher Wolken aufgethürmt, wie silberne Vorgebirge. Es war so schön, alle Fesseln der Erde fielen von meiner Seele ab, ich hätte fahren mögen immer zu, immer zu, gerade in den Himmel hinein.

Blanka.

Du wiegest dich so leise,
Mein lieber kleiner Kahn,
Und ziehest sanfte Gleise
Im stillen Ocean.

Viel helle Wolken säumen
Den blauen Himmelsrund,
So schmückt mit lichten Träumen
Sich meiner Seele Grund.

Die Wellen rauschen und singen
Dazu mit süßem Ton,
Sie wollen mir wieder bringen
Viel Bilder, längst entflohn.

Sie tauchen auf und gleiten
Vorüber luftig, schnell,
Wie sie vor fernen Zeiten
Einst spiegelte die Well.

Dort thürmen Wolken prächtig
Sich wie ein silbern Thor,
Daraus geht stolz und mächtig
Ein leuchtend Schiff hervor.

Von seiner flatternden Fahne
Strahlt mir des Kreuzes Bild,
Oft schwebt' es im Orkane
Darüber friedensmild.

Ein Drache golden schimmernd
Dem Kreuz zu Füßen ruht,
Den einst im Orient flimmernd
Umstrahlte Sonnenglut.

Beim Drachen stehet lächelnd
Ein Weib mit dunklem Aug,
Im schwarzen Haare fächelnd
Spielt leichter Meereshauch.

Vom Turban wallt hernieder
Ein Schleier lang und weich,
Purpurn umschmiegt die Glieder
Der Fürstenmantel reich.

Es ist vom Morgenlande
Blanka das Königskind,
Sie folgt zum fernen Strande
Dem Ritter, der sie minnt.

Hoch auf dem Thurme thronte
Des Drachen Herrlichkeit,
Tief in dem Thurme wohnte
Die allerschönste Maid.

Lieb' hat bewirkt dies Wunder,
Gesprengt das starke Thor,
Der Drache stieg herunter,
Die Jungfrau stieg empor.

Wohl fielen Vaterthränen
Hernieder heiß und schwer,
Doch heißer zog das Sehnen
Sie auf das blaue Meer.

Des Ritters Augen grüßen
Den Heimathstrand mit Lust,
Der Drache liegt ihm zu Füßen,
Die Jungfrau an seiner Brust.

Und als er sieht sich heben
Den Dünenberg am Strand,
Ruft er: Nach dir, mein Leben!
Sei Blankenberg genannt!

Den Drachen sieht man ragen
Hoch auf dem Thurm von Gent,
Den man seit fernen Tagen
Den alten Belfried nennt.

Es ist heute ein sonniger Sonntag, schon in aller Frühe weckte mich ein Sonnenstrahl; der schien mir gerade in's Herz hinein und es wurde auch Sonntag darin, und es hielt in aller Stille sein Hochamt. Maria's liebes Gesicht war auch von einem Strahl erhellt, der, wenn er immer unbewölkt bliebe, aus dem Leben einen ewigen Sonntag schaffen könnte. Sie stand lächelnd vor dem alabasternen Liebfrauenbildchen, das ihr Freund ihr geschenkt, und schmückte es nach ihrer kindlichen Weise. Dem Christuskindchen setzte sie als Häubchen ein frisches Rosenblättchen auf, und der Maria schlang sie einen Heiligenschein aus einer ihrer hellsten blonden Locken um's Haupt; die kleine Glorie leuchtete wie Gold in der Sonne. Dann gingen wir früh hinab an's Meer, das feierte ein Hochamt noch schöner, als das, welchem ich kürzlich im Kölner Dom beiwohnte. Es hatte die herrlichste Altardecke von wallendem tiefblauem Atlas ausgebreitet, darauf unzählige Dia=

manten blitzten, und feierlich gedämpft, ließ es die tiefe Orgel und die Choräle erklingen.

Wir kehrten zurück, ich nahm die Paquerettes von Louise Stappaerts zur Hand, und mein innerer Sonntag gestaltete sich immer harmonischer. Es weht ein so jungfräulich poetischer Geist aus diesen lieblichen Blüthen, daß ich das reine Gemüth, dem sie entsprossen sind, wahrhaft lieb gewann. Was ich von dem Leben und der Erscheinung dieser jungen Dichterin gehört, trug alles dazu bei, sie wahrhaft anziehend für mich zu machen. Sie wohnt mit ihrer Mutter, welche sie schwärmerisch liebt, auf einem Berge bei Löwen. Das merkt man ihren frischen duftigen Blumen an, daß sie in reiner Bergluft gewachsen sind, daß sie mit dem Morgen- und Abendroth Freundschaft geschlossen haben, und daß die hellen Sterne ihnen in die Kelche schauten.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Sternen an den blauen Hallen
Wählen einen lichten Stern, —
Welcher wär's? Den ich erwähle,
Zu ihm schwingt sich meine Seele,
Strahlt am nächsten bei dem Herrn.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Schwingen, so die Luft durchwallen,
Wählen dir ein Flügelpaar, —
Welches wär' es? Das geflogen
Ueber Berg und Land und Wogen,
Das gestreift den Himmel klar.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Herzen, die voll Liebe wallen,

Auf der Erde schönem Stern,
Eins dir wählen, welches, sage,
Wär's? — Das, so mit reinem Schlage,
Pocht am wärmsten für den Herrn!

Diese drei, die mich entzücken,
Würden hold mein Leben schmücken
In dreiein'ger Herrlichkeit;
Und wenn ich zum Himmel zöge,
Stern und Herz und Schwinge flöge
Mir voran zur Seligkeit.

Diese, die letzte Blüthe im Kranze der **Paquerettes**, lege ich diesen Blättern bei. Sie sind alle reizend, wie frische Waldglöckchen, aber, wie diese, neigen sie betrübt das Haupt, wenn sie aus ihrer Waldeinsamkeit gerissen werden. Auch ist ihre graziöse Naivetät kaum wiederzugeben. Leider habe ich die persönliche Bekanntschaft der poetischen Jungfrau nicht gemacht, so sehr ich es gewünscht hatte; Unwohlsein, welches mich auf der Rückreise befiel, verhinderte mich daran. Ich lebte noch einige Stunden in recht innigem Seelenverein mit ihr, und sie stand so lebendig vor mir, daß ich sie malen wollte, wenn ich malen könnte. Am Nachmittag gingen wir wieder an's Meer; wir standen auf den Muschelbänken und hielten eine reiche Erndte an Seesternen, welche Maria sammelte, um sie ihren kleinen Brüdern mitzubringen. Die Flut war im Steigen und drang immer näher zu uns herauf, schon benetzte sie unsere Füße; die zwei wurden immer ausgelassener, sie spritzten sich mit dem weißen Schaum, zuletzt

nahm Johannes seine Maria auf den Arm und trug sie ein Stück in's Meer hinein.

Die Sage vom schönen Roosje, welche der frühverstorbene Bellamy, der Hölty der Niederlande, so lieblich bearbeitet hat, fiel mir ein, und mir wurde Angst um mein Marienröschen, aber bald darauf stand sie lachend vor mir. Es herrscht in Seeland ein alter Gebrauch bei den jungen Leuten, daß bei dem Volksfest, wo sie einen kleinen Fisch, den die Flut zurückläßt, im Sande suchen, jeder Bursche sein Mädchen auf den Arm nimmt und es in's Meer trägt. Diese Sitte hat das Motiv zu der kleinen Dichtung Bellamy's gegeben.

Roosje.

In Seeland lebt' einmal ein Mann,
Der hat ein lieblich Kind,
Ein Jeder, der das Mägdlein sah,
War freundlich ihm gesinnt.

Der Vater, wie man denken kann,
War stolz auf solches Gut,
Zumal, da sein geliebtes Weib
Schon lang im Grabe ruht.

Wie war das liebe Mädchen schön!
Schlank, wie ein Birkenstamm,
Wie lieblich war sie und belebt,
Voll Geist und tugendsam!

So freundlich, wie der schöne Mond,
Der aus dem Meere steigt,
Und auf die hellen Dünen scheint
Und wolkenlos sich zeigt.

Braun war das schöne Augenpaar,
Wie sanfte Dämmernacht,
Ihr Lächeln wie das Morgenroth
Am Hügelrand erwacht.

Wenn sie mit Seelands Jugend kirrt,
Lustwandelnd an dem Strand,
Sah ihren Namen überall
Geschrieben sie im Sand.

Kein Jüngling, welchem nicht für sie
In Lieb' der Busen schwoll,
Denn Seeland's schönste Blume war
Die Jungfrau anmuthvoll.

Im Sommer, wann der Südwind weht,
Die Wellen leicht durchwühlt,
Und sanft das glühende Gesicht
Des jungen Landmanns kühlt;

Dann zieht, den Spaten in der Hand,
Das junge Volk zum Strand,
Durchwühlt in lauter Fröhlichkeit
Des Ufers nassen Sand.

Schnell faßt im aufgewühlten Grund
Die rasche Hand den Fisch,
Doch selbst die allerflinkste Hand
Erhascht oft nicht den Fisch.

Inzwischen scherzt das junge Volk
Am feuchten Meeressaum,
Und spritzt sich in das Angesicht
Den kühlen weißen Schaum.

Wohl mancher Bursch faßt eine Maid
Und trägt sie in die See.
Es sträubt die Jungfrau sich umsonst,
Er trägt sie in die See.

Es war ein schöner Sommertag
Die Jugend zog zum Strand,
In lauter frischer Fröhlichkeit
Den Spaten in der Hand.

Das liebe Roosje war dabei,
Und der ihr ging zur Seit,
Vergaß den Spaten und den Fisch,
Sah nur die holde Maid.

Bald drückt er ihre zarte Hand,
Ein Küßchen raubt er bald,
Spielt mit der Locke, welche braun
Der Jungfrau Hals umwallt.

Ich sag' dir's, laß in Frieden mich,
Und zu den Andern geh'.
Giebst du nicht gleich mir einen Kuß,
Trag' ich dich in die See!

So spricht der Jüngling — sie entflieht,
Im Scherze flieht die Maid;
Er eilt ihr nach, mit seinem Arm
Umschlingt er fest die Maid.

Das junge Volk ruft allzumal:
Trag' Roosje in die See!
Er hebt vom Strand sie eilig auf,
Stürmt mit ihr nach der See.

Der starke Jüngling küßt die Last,
Die er so kräftig trägt,
Und drückt die vielgeliebte Maid
An seine Brust bewegt.

Schön Roosje ruft und fleht umsonst,
Er stürmt in Freude fort,
Es wallt das Meer, es schäumt und braust,
Er hört nicht mehr ihr Wort.

Und immer weiter stürmt er fort,
Bis jeder an dem Strand
Voll Schreck und Furcht mitleidig ruft:
O komm zurück an's Land!

Doch da er plötzlich wendet um,
Bleibt er verzweifelnd steh'n.
Helft Roosje! ruft er: Großer Gott! —
Es ist um sie gescheh'n!

Ihr Freunde! Rettung! — Ich versink,
Uns reißt hinab das Meer!
Die Maid umschlingt des Jünglings Hals,
Man sah sie nimmermehr.

Noch einmal blickt sie nach dem Strand,
Stumm war und bleich ihr Mund,
Dann riß in einem Augenblick
Hinunter sie der Schlund.

Das junge Volk steht wie versteint,
Und keiner seufzt' und spricht,
Bis endlich heiß ein Thränenstrom
Aus jedem Auge bricht.

Und schweigend geh'n sie heim vom Strand,
Und seh'n sich weinend um,
Und jedes Herz ist schwer und voll,
Und jede Lippe stumm.

Der Mond geht still und ruhig auf;
Umstrahlt das Grab der Flut,
Darin das liebe junge Paar
Im Todesschlummer ruht.

Der Wind fährt heftig über's Meer,
Die Woge schlägt den Strand,
Und eilig wird die Trauermähr
Verbreitet in dem Land.

Ich habe einige Strophen dieser Dichtung weggelassen, weil sie, so lieblich sie ist, doch an der Breite leidet, die mehr oder weniger allen holländischen Poesieen eigen ist.

So eben haben wir einen Brief aus Brügge mit einer Einladung erhalten. Sie wollen uns zu Ehren im Theater eine kleine Feier geben. Darauf war ich nicht vorbereitet, denn ich habe nach Blankenberg nichts, als den grauen Reisekittel mitgenommen. Von der deutschen Toilette werden sie einen schlechten Begriff fassen; wenn das meine gute F. wüßte und alle meine eleganten Freundinnen in D., sie wären in halber Verzweiflung. Ich meine, ich höre die gute Fr. v. M., die immer à quatre épingles erscheint, trostlos ausrufen: Mein Gott! was wird unsere gute Plönnies da angehabt haben! — Ich kann euch nicht helfen, meine Theuren, in ganz Blankenberg ist nur ein Schneider, und der hat zugleich ein Estaminet und logirt à pied et à cheval. Ach, mein liebes Blankenberg! mit dir ist's nun aus, auch dieser schöne Traum ist verflogen, wann und wie werd' ich dich wiedersehen? — Aber diesen Abend wollen wir am Meere zubringen und ihm Lebewohl sagen.

Blankenberg, am letzten September.

Abschied zu nehmen komm' ich heut' o See,
Von dir und von dem wundervollen Traum,
Den ich geträumt in Wonne und in Weh,
In deiner Dünen menschenfernen Raum.
Und wie ich schmerzlich, tief bewegt hier steh
Benetzt von deiner Wogen weißem Schaum,
Stimmt einmal noch mein Lied in deine Klagen,
Du magst es weit in's Ungemess'ne tragen.

Warum zieht mich das Herz so stark und mächtig,
Gleich wie durch Zauber her an deinen Strand?
Warum, wenn du auch grollest wild und nächtig,
Bin ich so fest an dich, o Meer! gebannt? —
O du bist immer wunderherrlich, prächtig,
Und deine Schönheit hab' ich tief erkannt.
Kein Ton, kein Reiz, der unverstanden bliebe,
Denn dich begriffen hat ja stets die Liebe.

Du bist, wie sie voll starkem hohem Wagen
Und unergründlich, unermeßlich tief,
Du hast, wie sie, das All' im Schoos getragen,
Das Gott empor mit seinem „Werde" rief.
Doch trostlos nur war deines Herzens Schlagen
So lang kein Strahl an deinem Busen schlief,
Erst als die Sonn' in hehrem Glanz entglommen,
Hast du den Himmel in dir aufgenommen.

Und wenn du so von deinem Gott umfangen,
In wunderbarer Klarheit vor mir liegst,
Wie eine Braut in höchsten Schmuckes Prangen
Dich wonneschauernd, bebend an ihn schmiegst,

Dann faßt mich an ein schmerzliches Verlangen
Nach solcher Seligkeit, d'rin du dich wiegst,
Mit meines Herzens unerfülltem Sehnen
An dein bewegtes Herz mögt' ich mich lehnen.

Wohl glühender hat Jene es gefühlt,
Die mit der Leier stand am Klippenrand,
Es war ihr Herz im Innersten zerwühlt,
Wild in den Saiten stürmte ihre Hand,
Auf Erden nichts, das ihre Glut gekühlt,
Die sie durchflammte mit Zerstörungsbrand;
Da hat Verzweiflung sie hinabgezogen,
Und Sappho ruhet in des Meeres Wogen.

Die Griechin zog es in der Tiefe Reich
An's kühle Herz der schönen Nereiden,
Auf Meereskissen himmelblau und weich
Erträumte Sappho Ruhe sich und Frieden,
Was ihr versagt das Schicksal launenreich,
Das sollte ihr dort unten Thetis bieten,
Mit der krystallnen Urne Lethefluthen
Errettend löschen ihres Busens Gluten.

Und ewig gleich bleibt sich der Schmerz der Lieb',
Im milden Süden, wie im strengen Norden;
's ist alles anders, doch der Schatten blieb
Und legt sich traurig auf der Nordsee Borden.
Und ob der Zukunft auch kein Echo blieb
Von meines Liedes schmerzlichen Akkorden,
Ich sah bewegt die Brust des Meers sich heben,
In seinem Rauschen mag mein Lied verschweben.

Der Mondenschein liegt auf den Meereswellen,
Die Dünenhügel schimmern weiß wie Schnee,
Und ernst und hehr die grauen Wogen schwellen,
Den feierlichen Hymnus singt die See,
Das Echo vom Chorale, den die hellen
Glänzenden Sterne klingen in der Höh,
Und von der Flut, zu der mein Aug gesenket,
Blick ich zu ihm, der ihr die Klarheit schenket.

XVII.

Antwerpen. Sagen. Rubens Denkmal. Die Kathedrale. Das Gewitter auf dem Thurm. Das Chorgestühl. Das Kreuz auf der Kathedrale. Ein Besuch bei Wappers. Die Polka. Die Sitzung der Maetschappy de Olyftak.

Greift zum Gewehr! es ist an der Zeit
Heran mit kühner Stirn!
Ihr Dichter, wenn ihr Männer seid,
Und Herz noch habt und Hirn.

'S ist Zeit, 's ist Zeit, 's ist mehr als Zeit,
Es gilt, daß Ihr euch regt,
Es weckt die alte Herrlichkeit,
Die Kampfesstunde schlägt.

Vereinet euch zum starken Ring,
Schwört einen Eidschwur heiß,
So uns die Muttersprach verging,
Wo blieb dann unser Schweiß.

Herbei, als Männer, Hand in Hand
Stimmt in den freien Klang,
Sein Erbtheil schaffen wir dem Land,
Die Nachwelt weiß uns Dank.

Th. van Ryswyck.

Antwerpen, diese im Mittelalter durch die höchste Blüthe des Handels und der Kunst merkwürdige Stadt, erscheint es noch mehr, wenn man daran denkt, daß in grauer Vorzeit die Provinz Antwerpen, gleich mancher anderen

der Niederlande, im Meeresschoos ruhte. Geologischen Forschungen zufolge, ist es gewiß, daß dieser Theil des Landes eine Bai der Nordsee gewesen, daß, wo jetzt Paläste und Kirchen ragen, einst die Wogen ihr eintöniges Lied sangen, und daß die stummen Bewohner der Tiefe sich umhertrieben, an den Stellen, welchen jetzt der Menschengeist seine herrlichsten Spuren aufgeprägt hat. Interessante Resultate solcher Forschungen enthält das ausgezeichnete Werk: Geschiedenis van Antwerpen, welches die Rederykamer, de Olyftak, in Antwerpen herausgiebt. Der Stuivenberg, an der nordöstlichen Stadtseite gelegen, war einst eine Sandbank in der Tiefe der Nordsee. Die Mannigfaltigkeit der in ihrem kalkartigen Grunde aufgefundenen Seeprodukte ist außerordentlich. Außer zweihundert verschiedenen Arten von Seemuscheln, grub man daselbst Wirbelbänder und Rückgrathe von Wallfischen aus, deren manche dreißig Fuß tief begraben lagen. Einer dieser Wallfischknochen hat lange Zeit für die Rippe eines Riesen gegolten, der in den Sagen von Antwerpen eine bedeutende Rolle spielt. Er wurde als solche auf dem Rathhause gezeigt, und Albrecht Dürer erklärt, sie dort im Jahre 1521 mit eigenen Augen gesehen zu haben. Unsere aufgeklärte Zeit hat längst der Wahrheit der Sage den Stab gebrochen, und die Gelehrten bemühen sich eine erweisbarere Herleitung des Namens Antwerpen aufzufinden, aber da die Sage viel poetischer ist, so halte ich mich an sie. J. W. Wolf theilt sie in seinen niederländischen Sagen also mit:

Antwerpen.*)

Brabon kam eines Tages mit mehreren Herren und Rittern von Gent, und sie geriethen an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da sprach Brabon: Hier in der Nähe muß gewißlich Wasser sein, und einer der Herren entgegnete, das sei also und es fließe in der Nähe ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man pflege überzusetzen, liege ein Riese, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand lassen oder mit dem Riesen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht und antwortete, daß er lieber mit dem Riesen fechten wolle. Also kamen die Herren alle an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Riesen sprach, dann müßten sie Zoll geben oder ihre rechte Hand da lassen. Doch Brabon sagte, er gäbe nimmer Zoll und wollte lieber mit dem Riesen fechten. Als der Knecht diese Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eisen, worauf der Riese, das hörend, sehr zornig und übermüthig von seinem Thurme stieg und fragte: wer also kühn sei, gegen ihn fechten zu wollen? Brabon erwiederte: Ich allein, und der Riese war deß geständig und sie begannen zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Riese schlug harte Schläge, indem er ein starker Wigant war; doch am Ende ward er überwunden und

*) Die aldererxcellenste Cronyke van Brabant. — Dits die excellente Cronyke van Vlaenderen — Vaernewyk die Historie van Belgis. —

Brabon schlug ihm zuerst die rechte Hand ab und dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und so weit sie flog, so weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münster, welches dem Mars heilig war, und dies stand, wo jetzt das Michaels-Kloster steht, und da dankte er dem Gotte Mars für den errungenen Sieg; dann begab er sich wieder mit den Herren nach Gent.

Julius war inzwischen in England gewesen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine große Wildniß, welche voll von Räubern war, und diese erschlug er alle; das war aber da, wo jetzt Turnhout steht, und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich darauf kam Brabon zu Julius und erzählte demselben, wie er den Riesen an der Stelle, wo das Ried stand, erschlagen habe und alles übrige. Darob war Julius sehr erfreut und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurme, und es behagte ihm dort so wohl und gefiel ihm dermaßen, daß er alsbald Werkleute entbot und eine Burg baute. Diese heiligte er nach heidnisch römischer Weise und gab ihr viele Privilegien und Rechte und machte Brabon daselbst zu einem Markgrafen des heiligen römischen Reichs. Auch gab er ihm ein Wappen und zwar eine silberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand „Handwerpen". Daher kommt es, daß die Herzöge von Burgund sich stets Markgrafen des heiligen römischen Reiches nannten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert lebt diese Sage im Munde des Volks, und noch jetzt wird bei festlichen Veranlassungen das Bild des Riesen durch die Straßen getragen. Eine andere Sage, welche viel älter ist, hat sich ebenfalls unter dem Volk erhalten. Es ist die der heiligen Dympna, welche Aehnlichkeit mit der Legende der heiligen Ursula hat. Die heilige Dympna war das Kind eines irischen Königs, sie war zum Christenthum übergegangen und entfloh ihrem Vater mit dem heiligen Gubernus und einigen anderen frommen Männern. Sie zogen über's Meer und kamen endlich in Antwerpen an, wo sie eine Herberge aufsuchten und einige Zeit verweilten. Darnach erkundigten sie sich bei den Einwohnern, wo sie eine Stelle finden mögten, um ihr Leben in gottesfürchtiger Stille zu beschließen. Sie zogen darauf zu einem Dorfe Ghele genannt, woselbst sie ein Bethäuschen fanden das dem heiligen Martinus geweihet war. Dort ließen sie sich nieder, und lebten in frommer Einsamkeit, bis Dympna's Vater, der seiner Tochter Spur entdeckt hatte, erschien, und sie mit ihrem Begleiter Gubernus enthaupten ließ.

Viele dieser Sagen tauchten vor mir auf, wenn ich an den Stellen vorüberkam, welche durch sie geweiht sind. Alles hatte sich vereinigt, uns den Aufenthalt in Antwerpen reizend und mannigfaltig zu gestalten. Wenn auf unserer Wanderung durch die alten Straßen Wolf die grauen Schatten der Sage heraufbeschwor, so warf Conscience seine lebendigen feuersprühenden Ideen der Gegenwart dazwischen, und der träumerische van Kerkhoven

sprach manches Wort tief poetischer Begeisterung. Der Reiz unserer Unterhaltung wurde sehr dadurch erhöht, daß wir unsere Begleiter, namentlich Conscience der deutschen Sprache vollkommen mächtig fanden. Wie anders erschien mir nun die Stadt als vor zwei Jahren, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Damals lag Antwerpen vor mir als ein großartiges Grab der Vergangenheit, ich hatte keine Ahnung vom frischen Leben, das sich dort immer freudiger entfaltet. Der Himmel war mit einem grauen Schleier bedeckt gewesen, obgleich es ein Julitag war; die Schelde leer von Schiffen, denn alle waren ausgelaufen; die Statue des großen Rubens nicht fern vom Ufer in der Haft eines stehenden Sarges, als Geisel für die nicht erfolgte Zahlung. Außer diesen lähmenden Erscheinungen war mein Blick überall dem Stempel französischer Uebermacht begegnet, französische Redensarten, französische Aufschriften, französische Werke in allen Buchhandlungen, französische Bekanntschaften, französische Ankündigungen, französische Prellerei. Kein Wunder, daß da kein warmes Interesse an der Gegenwart dieses Volkes in mir aufkommen konnte, daß nur die großartigen Erinnerungen der Vergangenheit wie Riesenschatten an mir vorüberflogen. Heute war alles von lebendigem Lichte berührt. Es hingen zwar auch schwere Wolken am Himmel, aber es waren Gewitterwolken, kein eintöniges Grau. Auf der Schelde ein prächtiger Mastenwald. Zahllose Schiffe mit flatternden Fahnen aller Nationen, bereit den Austausch der materiellen Produkte aller Zonen zwischen den Völkern zu betreiben; mir zur Seite aber

Männer, stark erfüllt von dem edlen Streben, die köstlicheren Schätze ihrer Heimath, ihre Nationalität, ihre Sprache, dem Strudel des Franzosenthums zu entreißen, und sie wie ein stark ausgerüstetes Schiff auszusenden auf den Strom der Zeit, getrieben von den schwellenden Segeln der Begeisterung und der freudigen Hoffnung. Riesengroß lag im Bassin das Dampfboot the british queen. Masten um Masten hoben ihre schlanken Spitzen, das labyrinthische Gewebe der Schiffstaue spann seine Fäden dazwischen. Es war für mich ein eben so fremder als erfrischender Anblick. Auf dem Meir-Platze angelangt, sah ich froh überrascht Rubens auf hohem Piedestal im Reich des Lichtes thronen. Groß und schön ist er aus dem Sarge hervorgegangen und schaut wie ein Fürst herab. Bei der Einweihung dieser Bildsäule hat das Volk einen Beweis seiner erwachten flaemischen Gesinnung gegeben. In dem glänzenden Zuge, der die Feier verherrlichte, wurde Rubens, welchen ein Maler aus Antwerpen täuschend ähnlich darstellte, auf einem dazu erbauten Siegeswagen, umgeben von den Genien und Attributen der Kunst, durch die Straßen gezogen. Um die Kosten dieses herrlichen Siegeswagens zu bestreiten, welcher nach einer Zeichnung des großen Malers erbaut worden war, hatte man alle Künstler Antwerpens zu einem künstlerischen Beitrage aufgefordert. Die eingegangenen Gemälde u. s. w. wurden öffentlich ausgestellt, und alsdann verloost, die daraus hervorgegangene Summe aber zum genannten Zwecke verwendet. Theodor van Ryswyk hat diesen Triumphzug der

Kunst in einem schönen Gedicht beschrieben, welches unter seinen **Politieke Refreinen** steht, und an die Königin Victoria bei Gelegenheit ihres Besuches in Antwerpen gerichtet ist. Es heißt **Bediedenis van den Antwerpschen ommegang.**

Horch, der Glockenschall erklingt,
Hell sich durch die Lüfte schwingt;
Durch die hohe Tempelhalle
Dringt er mit dem starken Schalle!
Riese ist der Thurm zu heißen,
Der die Harfe spielt von Eisen.
Alles lauschet seinen Tönen,
Greise, neben jungen Schönen,
Kind und Knab und Freund und Feind
Eilt, im Strom des Volks vereint,
Und das Jauchzen und das Lärmen,
Und das Jubeln und das Schwärmen,
Das lebend'ge Festgeläut,
Wird vernommen weit und breit.
Ha! dort nahet Rubens Wagen,
Vier Paar Schimmel reich beschlagen,
Mit den funkelnden Geschirren,
Daran Gold und Silber klirren,
Festgehalten von Marschallen,
Deren Federbüsche wallen,
Führen seinen Wagen her
Durch's bewegte Menschenmeer.
Laßt sie kommen! Ihn zu tragen
Sind die Räder stark am Wagen.
Ja, sie werden fest und breit
Trotzen der Vergänglichkeit.

Wie das Roß so stolz entglüht
Unter'm Schmuck der flimmernd sprüht,
Wie die Räder Funken blitzen!
Seht ihr dort den Maler sitzen,
Unter blauem Baldachine,
Mit der hohen Fürstenmiene.
Seht, o seht, er nahet schon,
Musen halten sein Thron,
Laßt das jauchzende Volk ihn grüßen,
Das da wogt zu seinen Füßen,
Das ihn stets geliebet hat,
Als die Seel' der Scheldestadt.
Stolz als wie durch diesen Wagen,
Sei die Kunst hier stets getragen,
Ob mit Dummheit oder List
Ihr der Fremdling feindlich ist.
Schöner wie in früh'ren Jahren
Soll sie hier sich offenbaren,
Ewig leuchten durch die Zeit.

Feiert Völker, ehrt die Kunst,
Als die reinste Himmelsgunst,
Die zum Trost im düstern Leben,
Gott uns liebend hat gegeben.

Man hatte eine französische Inschrift auf den Siegeswagen vorgeschlagen, aber das Volk bestand auf einer flaemischen. Der Platz des Standbildes ist nicht gut gewählt, denn hinter der Statue hebt sich luftig und imposant der Thurm der Kathedrale, welcher die Bildsäule drückt und ihre Wirkung stört. Prächtig zeichnete er sich mit seiner durchbrochenen Arbeit auf dem Himmel ab, der

ringsum von Wetterwolken umhangen, allein noch hinter dem Thurme blau war. Aber jetzt zog das Gewitter heran, schwarze Wolken sammelten sich, einzelne Blitze zuckten nach ihm, drohend grollte der Donner. Es wurde eine lebhafte Sehnsucht in mir wach, dem Wetter da oben zuzusehen, die Anderen theilten meinen Wunsch und so begannen wir die steile Wanderung. Durch die Luken des dunkeln Thurmes flammte von Zeit zu Zeit ein Blitz, und erleuchtete auf einen Augenblick das Bild, welches flüchtig in dem steinernen Rahmen erschien. Bald war es ein Silberblick der Schelde, bald ein Gebäude, bald ein Stück Himmel. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, da begrüßte uns ein mächtiger Donnerschlag, das Gewitter war in voller Kraft losgebrochen.

Ich steh auf luft'ger Spitze
Hoch auf Antwerpens Thurm,
Es flammen um mich die Blitze,
Es zieht heran der Sturm.

Ich steh bei der Donnerwolke,
Die grollend mit mir spricht,
Hoch über allem Volke,
Streift sie mein Angesicht.

„Wie magst herauf dich wagen,
Du schwaches Menschenkind,
Mein Wort muß dich erschlagen,
Mein Auge flammt dich blind.“

Mich hat der Geist getrieben
Hoch in des Sturmes Näh,
Ich steh mit meinem Lieben
Auf einsam steiler Höh.

„Und siehst du nicht die Raben
Schwarz flattern um den Thurm,
Die bösen Geister haben
Gewalt in solchem Sturm.“

Mich schützt mit seinen Schwingen
Der Liebe starker Geist,
Hörst du sein Wort erklingen,
Das deine Macht zerreißt? —

Da hallen laut die Glocken
Im heil'gen Kirchenthurm,
Sie schwingen mit Frohlocken
Sich, siegend in dem Sturm.

Die Wetterwolken rollen
Mit dumpfem bangem Ton,
Sie rollen und sie grollen,
Die Raben zieh'n davon.

Und lauter schwebt und lauter
Zum Himmel Glockenklang,
Und immer reiner blaut er,
Als ihn der Ton durchdrang.

Bald von Azur umzogen,
Erglänzt der Himmelsdom,
Es spannt ein Regenbogen
Sich über den blanken Strom.

Ich steh' in sel'ger Freude
Im hellen goldnen Tag,
Das heilige Geläute
Klingt tief im Herzen nach.

Wir warfen noch einen Blick auf das reiche Bild, und stiegen dann hinab. Auf der Hälfte der Thurmtreppe begegnete uns der Künstler Durlet, dessen Werke wir gleich darauf in der Kirche bewunderten. Die Messe war eben vorüber. In feierlicher Prozession trugen die Priester im Ornat die heiligen Symbole nach dem Tabernakel zurück. In den Seitenkapellen knieten einige Frauen. Sonst war es leer in der Kirche. Wir betraten den Chor, und bewunderten das Chorgestühl. Es ist die schönste Arbeit in Holzschnitt, welche ich in Belgien gesehen. Ist es möglich, daß man aus Holz, das wir gewohnt sind, als den Inbegriff aller Steifheit zu betrachten, solch ein wunderbar anmuthiges Werk schaffen kann! Ein altdeutsches Gedicht breitet sich das gothische Gewebe vor uns aus. Die fromme Naivetät, der kindliche Glaube jener Zeit ruht auf diesen holdseligen Gestalten, welche die Poesie jener Jahrhunderte, nicht aber ihre Mängel tragen. Die Steifheit und Eckigkeit der altdeutschen Schule ist verschwunden, und die poetische Religiosität ist geblieben. Dabei erstreckt sich die gothische Ausführung selbst auf die kleinsten Details. Spitz durchbrochene Thürmchen, Schnitzwerk, Ranken und Blätter, Drapperien und Kleidung, Alles ist wie aus Einem harmonischen Guß. Man glaubt, die lieblichsten Gestalten der alten Meister seien in anderer Form ins Leben getreten: diese Jungfrau Maria und diese weiblichen Heiligen — welche Sanftmuth und heilige Einfalt in den holdseligen Zügen! Zwei verwandte Künstlerseelen haben zusammengewirkt, dies reiche Werk zu vollenden.

Die architektonische Konzeption des gothischen Kunstwerks ist von Durlet, die bildende Ausführung vom Bildhauer Geerts. Belgien ist wahrlich reich an Künstlern, und die glänzende Kunstepoche Antwerpens steigt wie ein Phönix aus der Asche. Die Namen Gallait und de Biefve, Wappers, de Block und de Keyzer beweisen, daß der schaffende Geist des großen Rubens in seinen Söhnen lebt. In der bildenden Kunst hat Geefs seinem Vaterlande schöne Denkmäler dieses Jahrhunderts gegeben, aber auch andere belgische Künstler lassen Ausgezeichnetes in diesem Fache erwarten. So sah ich in der St. Jakobs-Kirche heute ein schönes Grabmal der Frau van der Burcht, von de Kuyper: eine Statue des h. Andreas, welche auf edle Weise den Geist des Spruches darstellt: Herr dein Wille geschehe!

Als wir aus der Kirche traten, verweilten wir einen Augenblick bei dem Grabsteine des durch die Liebe umgewandelten Schmiedes von Antwerpen. Ein in's Straßenpflaster eingesenkter Stein mit vielen eingeschlagenen Kupfernägeln erregte meine Aufmerksamkeit. Wolf sagte mir, daß eine Sage sich an diesen Stein knüpfe, welche Alfred de Laet in einer Novelle behandelt habe. J. W. Wolf theilt dieselbe in seinen belgischen Sagen mit. In folgender Dichtung habe ich zwar dieses Hauptmotiv benutzt, jedoch anders aufgefaßt.

Das Kreuz auf der Kathedrale.

Ich stand vor der Kathedrale im letzten Abendschein,
Es blitzte im Sonnenstrahle wie Funken auf dem Stein,

Mein Herze fühlt ich klopfen, mir ward so bang zu Muth,
Die Funken wurden Tropfen von purpurrothem Blut.

Und ob mir's leise graute, nicht konnt ich von dem Ort,
Bis ich im Geiste schaute, was sich ereignet dort,
Wie sich aus Trauerflören das Bild von mir entrang,
So will ich's heut beschwören mit leisem Harfenklang.

Steig auf im alten Glanze, Antwerpen groß und reich,
Wie du im Städtekranze stand'st einer Fürstin gleich,
Mit herrlichen Pallästen, mit schifferreichem Strom,
Mit deinen mächt'gen Vesten, mit deinem stolzen Dom!

Mit deinem Thurm, dem reichen, d'rin Spitzen von Brabant,
In Stein gewoben zeigen die scharfgezackte Kant,
Mit seinem Eisenkreuze, das in die Lüfte steigt,
Und aus dem Erdenreize den Weg zum Himmel zeigt.

Und schöner; reicher immer taucht mir das Bild empor,
Es geht im Sonnenschimmer das Kaiserfest hervor.
Laut schallt der Ruf der Zünfte, laut braust des Volkes Ton,
Hoch lebe Karl der Fünfte, hoch Flanderns großer Sohn!

Die Sonne, die erhellte so klar des Festes Pracht,
Sank blutig in die Schelde, da kam heran die Nacht,
Und unbemerkt vom Volke am Himmel röthlich fahl,
Stand eine Wetterwolke im letzten Abendstrahl.

Am Strand in grüner Laube verborgen saß ein Paar,
Sie sanft wie eine Taube, er feurig wie ein Aar,
Sie sprach mit weichem Tone: Und kann ich dein nicht sein,
So will ich Gottes Sohne mein junges Leben weihn.

Der Jüngling wild erglühte: deinem Vater sprech' ich Hohn,
Nein keiner raubt mir die Blüte und wäre er Gottes Sohn.
Der Vater will versagen mein Glück um schnödes Gold,
Das Gold will ich erjagen und wär's im Teufelssold!

Wie er das Wort gesprochen, da saust's vom Strome her,
Der Sturm ist losgebrochen, es naht gewitterschwer,
Und aus des Donners Krachen und aus der Blitze Schein,
Ruft es mit Höllenlachen: Auf ewig bist du mein!

Da stürmen die schäumenden Wogen heran ein wildes Heer,
Da stürzen die Siegesbogen, da wird die Stadt zum Meer,
Die Winde im Blitzesstrahle rasen über der Flut,
Dem Kreuz der Kathedrale gilt ihre volle Wuth.

Sie schwingen mit heulendem Brausen darum sich im wirbeln-
den Schwarm,
Umschwirren, umschwärmen, umsausen den starken eisernen Arm,
Aus seinem himmlischen Reiche möchten sie's stürzen in's Grab,
Der Baum steht fest, doch die Zweige zerret der Sturm hinab.

Und als das Kreuz gebogen, läßt nach des Sturms Gewalt,
Der Mond blickt auf die Wogen hernieder bleich und kalt,
So ging der Kronverleihung erhabner Tag zu End —
War's eine Prophezeiung vom Kaiser-Regiment? —

Im Dome sah ich knieen ein junges, bleiches Paar,
Sie flehet zu Marieen und zu der Engel Schaar.
Dem Jüngling aber kündigt des Priesters sanfter Ton:
Wohl schwer hast du gesündigt, doch Gott verzeiht, mein Sohn.

Der Jüngling reuig senket zur Brust sein ernstes Haupt:
So er den Frieden schenket, der meiner Seel geraubt,
So wag' ich gern mein Leben, daß auf dem Kirchenthurm
Das Kreuz sich mag erheben, das bog hinab der Sturm.

Wohl Stund um Stund vergehet, der Mittag längst entschwand,
Doch auf dem Kirchplatz stehet die Menge wie gebannt,
Denn ihre Reihn durchschreiten sehn sie ein bleiches Paar,
Sie geht an seiner Seiten mit aufgelöstem Haar.

Bald tritt er ohne Grausen hoch auf dem Thurm hervor,
Und klimmet kühn von außen im steinernen Forst empor,
Es müssen bald die Rosen, bald Rankenwerk von Stein,
Dem muthigen, schwindellosen Sprossen der Leiter sein.

Und höher immer höher im steinernen Gezweig,
Und jäher immer jäher hoch in der Lüfte Reich.
Wird er den Schritt nicht fehlen? — nur eine Rose noch,
Da schallt's aus tausend Kehlen: der Kühne lebe hoch!

Seht ihr des Rauches Wolke die von der Zinne wallt?
Noch birgt sie vor dem Volke des muthigen Gestalt,
Doch aus dem dichten Schleier taucht jetzt das Kreuz empor,
Steht roth durchglüht vom Feuer ein heilig Meteor.

Der Jüngling spricht den Segen und hoch den Hammer hebt,
Daß vor den starken Schlägen der Wolkenzug erbebt,
Die Raben, die umkreisen mit dunklem Flug den Thurm,
Umkrächzen scheu das Eisen, gleich wie verscheucht vom Sturm.

Schlägst du das Kreuz zusammen, daß es hinunter rollt,
Wird in der Esse Flammen dir jede Kohle Gold,

Der Jüngling blickt erschrocken, dann schlägt er daß es dröhnt:
Was soll der Hölle Locken, ich bin mit Gott versöhnt.

Und glühend streckt die Arme das Kreuz in blaue Luft,
Da däucht ihm, daß vom Schwarme der Raben einer ruft:
Brichst du mit starkem Schlage die Arm' auf einen Hieb,
Liegst du noch heut am Tage im Arme deinem Lieb.

Der Jüngling hat erhoben sein frommes Augenlicht:
Einst wird sie mein dort oben, die Hölle lockt mich nicht.
Das Kreuz in Himmelslüften weit aus die Arme spannt,
Da, wie aus Höllenklüften krächzt es am Thurmesrand:

Zerschlag die Arme wieder, wie ich sie niederbog,
Sonst werf ich dich hernieder von dieser Zinne hoch;
Des Jünglings Blick begeistert zum hohen Kreuze fliegt:
„Die Hölle ist bemeistert, der Himmel hat gesiegt."

Da stürmt's um ihn und wettert und faßt ihn unsichtbar,
Er fliegt herab, zerschmettert, ein todter blut'ger Aar,
Leblos ruht ihm zur Seite die Taube weiß und rein,
Die sel'gen Geister beide gehn in den Himmel ein.

Dies las ich auf dem Steine, d'rauf es wie Funken blinkt,
Wenn still im Purpurscheine die Sonn' im Westen sinkt,
Die Funken wurden Tropfen von purpurrothem Blut,
Mein Herze fühlt ich klopfen, mir war so bang zu Muth.

Aus meinem Tagebuche.

Antwerpen.

Conscience und van Kerkhoven haben heute einige Stunden bei uns zugebracht, die mir seyr angenehme Eindrücke hinterlassen haben. Wie leuchtete das braune Auge von Conscience als er sagte: Wir sind alle junge Männer, d. h. jung von Seele, wir lieben unsere Heimath und ihr Kind die Sprache, wir dulden das aufgepfropfte Reis vom fremden Stamme nicht.

Wir haben uns alle drei vorgenommen, die schöne Sage: „die arme Seele" zu bearbeiten. Conscience will sie in Prosa geben, van Kerckhoven und ich in Poesie. Es ahnt mir, Conscience wird den Preis davon tragen, es paßt ganz in seine Richtung. Er versteht es meisterhaft, sich ins Volk zu versetzen und seine tiefsten Stimmungen richtig zu erfassen, ich glaube van Kerkhoven und ich werden die Sache zu sentimental nehmen.

* * *

Van Kerckhoven hat sein Gedicht schon eingeliefert, er wird es diesen Abend in der Maetschappy vortragen. Es ist richtig zu breit und zu sentimal. Es soll mir eine Warnung sein, die Klippe zu vermeiden, an die ich selbst oft genug stoße.

Ich weiß nicht, ob die Sage mir gelungen ist; hier folgt sie:

Die arme Seele.

Seufzt eine arme Seele
In ihrer Höllenpein:
Dürft' ich noch einmal schauen
Den Herzallerliebsten mein!

Es seufzt die arme Seele,
Ihr dünkt's manch hundert Jahr!
Bis daß die Zeit der Buße
Endlich verronnen war.

Ihr Schutzgeist nahet freudig
Auf Flügeln weiß wie Schnee,
Er nimmt sie in die Arme
Zu heilen all ihr Weh.

Er spricht mit weichen Tönen,
Komm, arme Seele du,
Ich trage dich dem schönen
Dem goldnen Himmel zu.

Die Seele spricht zum Engel,
Der sie im Arme hält,
Ach, dürft' ich nur noch einmal
Hinunter auf die Welt.

Will tausend Jahr noch dulden
Die schlimme Höllenpein,
Darf ich noch einmal sehen
Den Herzallerliebsten mein.

Des Engels Auge leuchtet
In heil'gem Liebesstrahl,
Er trägt die arme Seele
Hinab in's Erdenthal.

Dort unter der grünen Linden,
Da find' ich meinen Schatz,
Ich that ihn immer finden
An diesem lieben Platz.

Und da der grünen Linden
Sie nahen unsichtbar,
Saß unter ihren Zweigen,
Ein glücklich Liebespaar.

Die arme Seele bebet,
Und spricht kein einzig Wort,
Da trägt sie still der Engel
In seinen Armen fort.

Er trägt sie hoch und höher,
In blauer Luft empor,
Bis daß sie endlich stehen
Am goldnen Himmelsthor.

Da spricht die arme Seele:
Ich darf ja nicht hinein,
Muß tausend Jahr noch dulden,
Die schlimme Höllenpein.

Der Engel aber schauet
Sie an mit sel'gem Blick:
Du littest tausend Jahre
In einem Augenblick.

Wir kamen an viel alten Häusern vorüber, fast alle sind mit Liebfrauenbildern geschmückt, welche die geängstigten

Bewohner als Schutz gegen den langen Wapper vor ihren Thüren aufstellten. Der lange Wapper war Jahrhunderte lang der Plagegeist, der Rübezahl von Antwerpen. Tausend neckische und boshafte Streiche werden von ihm im Volk erzählt. Herr Mertens hat sie recht volksthümlich in Wolfs Wodana mitgetheilt. Aber seit zwei Jahren ist der Poltergeist gebannt, und die Liebfrauen-Bilder sehen lächelnd auf die kleinen Kinder herab, die vom Arme der Mutter die Händchen nach ihnen ausstrecken. Die Lieblichkeit der Sprache fiel mir recht auf, bei einer solchen Veranlassung: Zie, manneken, dat is Jesukens moederken, (Sieh, Kleiner, das ist Jesulein's Mütterchen) sagte eine hübsche junge Frau zu ihrem Knaben, als wir vorübergingen. An den Straßenecken sahen wir mit großmächtigen Buchstaben die Werke unseres Begleiters Conscience angekündigt: Siska van Rosemael, Wat eene moeder lyden kan, Hoe men schilder weerd. Im Vorübergehn betrachteten wir den Calvarienberg, welcher an eine Kirche angelehnt ist. Obgleich die Ausführung weder Kunstwerth hat, noch geschmackvoll zu nennen ist, so macht sie dennoch einen frappanten Eindruck. Zu beiden Seiten führen dreifache Reihen kolossaler Heiligenbilder zu dem Berge, welcher in drei sich übereinander erhebenden Grotten, die Kreuzigung, den todten Christus im Schooße der Maria und das Grab des Heilands enthält. Die unterste dieser Grotten theilt sich in verschiedene Wölbungen. In einer derselben ist das Fegefeuer dargestellt. Die Figuren sind

in Holz geschnitzt und gemalt, eben so die sie umlodernden Flammen. Doch schade ist es, daß der schlechte Farbenanstrich die Gestalten verdirbt, welche zum Theil sehr gelungen den Ausdruck der Reue, der Qual und der Seelenangst tragen. Einige der Gemarterten strecken flehend, wie nach Erlösung ringend, die Hände aus. Die häufigen Küsse der Betenden haben alle Farbe von diesen Händen gestreift. Conscience hat den Calvarienberg zum Schauplatz seiner Siska van Rosemael gemacht, welches Motiv auch seitdem van Peene dramatisch, aber komisch behandelt hat. An der Akademie angelangt, begrüßte uns Conscience gleichsam auf eignem Grund und Boden; er ist seit sechs Jahren Sekretair der Anstalt. Wir traten in einen schön angelegten Hof; ein Gebäude zur Linken wurde uns als die Wohnung des berühmten Malers Wappers bezeichnet, von welchem Conscience mit begeisterter Wärme sprach. Wir betrachteten zuerst die neu erbauten Säle, welche für die Malerklassen und die Gemälde-Galerie bestimmt sind. In einem Zimmer waren mehrere junge Maler beschäftigt die Farben eines alten Gemäldes auf neue Leinwand zu übertragen. Da ich noch nie etwas ähnliches gesehen, so machte mir diese Uebertragung einen tiefen Eindruck. Man zeigte uns mehrere auf diese Weise gewonnene Gemälde, und hernach auch die ihres Farbenschmucks beraubte Leinwand. Dieselbe sah im höchsten Grade kläglich aus, und mahnte mich an ein Gemüth, dem das Leben mit Gewalt seine schönen Illusionen geraubt

hat, die im Farbenschmuck der Jugend einst seinen Grund erhellten. Wie lag sie da, grau, zerrissen, zerfetzt. — Bald darauf führte uns Conscience durch ein escalier dérobé in das Atelier seines berühmten Freundes.

XVIII.

Wappers Atelier. Die Maler-Akademie. Die Polka. Die Sitzung der Maetschappy de Olyftak.

Wenn ich vor Einem stehe, dem der Genius sein leuchtendes Siegel auf die Stirn geprägt, so bin ich immer in einer feierlichen Stimmung, und so war es mir auch jetzt als mir der Mann entgegen trat, dessen ganze Erscheinung den Künstler, und zwar den flamändischen bezeichnete. So ungefähr dachte ich mir Rubens. Stark, etwas untersetzt, ein männlich schöner Kopf, geistvolle dunkle Augen, dunkle Haare und dunkle Gesichtsfarbe, dabei einen Ausdruck von biederherziger Freundlichkeit. Leider waren die vollendeten Gemälde bereits in alle Welt gegangen, aber mehrere begonnene große Werke zeugten von der schaffenden Thätigkeit des Malers. Ein Camoens stand auf der Staffelei. Vom Fluch seines Schicksals verfolgt, sucht er Zuflucht im Hospitale.

Denkt an Camoens, dessen Phantasie
Den Wunderglanz der neuen Welten barg;
Den Sternenkranz gab ihm die Poesie,
Im Hospital die Mitwelt einen Sarg.

Daß Wappers, dem Ruhm, Glück und Liebe ihre schönsten Kränze flechten, dieses Motiv wählte und so poetisch auffaßte, nahm mich gleich sympathetisch für den Mann ein.

Dem geist- und schmerzvollen Kopf des Dichters der Lusiade sind zwei weibliche Köpfe zur Seite gestellt, deren Jugendfrische und lieblicher Ausdruck den düstern Charakter der Hauptfigur schlagend hervortreten lassen. Sie bieten mitleidsvoll dem verlassenen Sänger, der an der Pforte des Hospitals steht, Blumen und Früchte dar. — Wappers zeigte uns die Handzeichnung eines Gemäldes, welches er kürzlich für den Geburtstag der Königin Victoria dem Prinzen Albert überschickt hatte. Es war eine Genovefa, von einer durchaus neuen Seite aufgefaßt. Wappers' Darstellung hebt einen Lichtblick im Leben der Dulderin heraus, der das Gemüth mit heiterer Poesie berührt. Genovefa ruht am Eingang einer Grotte, welche sich nach dem Walde eröffnet. Ihr Kind liegt ihr im Schooße, die Hirschkuh zu Beider Füßen. Durch die Grotte bricht das Tageslicht herein, und sehr glücklich läßt der Maler den Lichtpunkt des Gemäldes auf dem Gesicht des Kindes ruhen. Damit ist schon seine Idee angedeutet. Genovefa's Kopf ist zwar im Schatten, aber sie blickt nicht schmerzlich empor, sie erscheint nicht als abgehärmte Dulderin, sie beugt sich zu

dem Kinde herab, man sieht nicht blos, nein man fühlt wie ihre Augen sich in den Himmel versenken, der ihr aus den Blicken des kleinen Engels entgegen strahlt. Sie hat aus diesem Quell der Liebe Freude und Trost gesogen, und erscheint nun ihrem Schicksal zum Trotz als glückliche Mutter. Wappers sprach mit eben so viel Feuer als Geist über seine Kunst, und seine von den Fesseln der Schule freien Ansichten bekundeten den genialen Künstler. Sein Urtheil über die verschiedenen Malerschulen, wie auch über einzelne Kunstwerke der neueren Zeit war mir sehr interessant. Die Düsseldorfer Schule zieht ihn weniger als die Münchner Schule an. „Sie verlieren in Düsseldorf vor allzugroßem Studium die Begeisterung. Ihr Bestreben an ihre Gestalten immer den strengsten Maasstab der Kunst zu legen, ihre Aengstlichkeit, möglicherweise einen Fehler zu begehen, läßt eine kühne Auffassung selten bei ihnen aufkommen. Nichts titanisches, aus allen Gränzen strebendes wird je aus dieser Schule hervorgehen. Es kommt mir vor, als wolle man die verschiedensten Gestalten genau auf eine Höhe zwingen, und rücksichtslos hinwegschneiden was darüber hinausragt, unbekümmert ob Hirn und Geist darüber verloren gehe. Nur wenige, welche stark genug sind, sich dieser Knechtschaft zu entwinden, leisten Geniales, zu diesen rechne ich Achenbach und Lessing. Doch auch der Letztere, obwohl seine Kompositionen, zumal seine Landschaften, von innerer Poesie zeigen, läßt sich oft durch allzutiefes Studium die näher liegende Wirkung freierer Darstellung entgehen. Sehen sie z. B. hier seine Hussiten-

Predigt, und lassen Sie uns die Wirkung untersuchen, welche diese Feuerrede auf das wilde Böhmenvolk macht, das den Priester umgiebt. Betrachten wir erst die Scene der Handlung. Im Hintergrund lodern die Gebäude in Flammen auf, als Zeichen der losgebrochenen Kraft des Volkes, welchem er predigt. Aber sehen Sie sich jetzt den Kreis genauer an, der sich um ihn versammelt hat. Schauen Sie einmal diese Männer an! Wohl tragen sie Keulen und Mordwerkzeuge, aber wie wenig paßt dazu der Charakter ihrer Haltung und ihres Gesichts. Auch die Gruppirung ist nicht durch ein lebendiges Motiv bedingt, jede Gestalt ist dahin gesetzt, und besteht für sich allein, wie ein schönes Modell, als sei sie der schönen Umrisse, nicht aber der Idee wegen da. Nicht einmal die Wirkung, welche aus ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit hervorgehen müßte, ist darin zu erkennen. Mögte es meinetwegen eine unschöne, eine krampfhafte Bewegung sein, nur Leben, nur Wahrheit! Aber diese drei Figuren, die nicht fern von einander vor Huß knieen, sind stereotype Modellfiguren, die nur der schönen Form willen, nicht aus Nothwendigkeit erscheinen. Kurz das Streben der Düsseldorfer Schule geht mehr nach Außen als nach Innen, sie bemüht sich zu viel um die Schönheit, um nicht darüber die Wahrheit aufzuopfern. Was soll überhaupt das ewige Einschrauben in das Zwangbett der Schulformen? Wozu Cartons und unwiderruflich vorausbestimmte Drappirungen und Falten, welche der schaffende Moment gestalten muß? Spiegelt sich das Bild nicht jeden Tag anders in des Künstlers Seele ab,

warum nicht lieber eine Figur im Gemälde selbst wieder auslöschen, die uns später nicht befriedigt? Ich thue dies oft. Ich habe den Kopf meiner Genovefa ganz ausgelöscht und neu gemalt, weil ihre Augen nicht denen des Kindes begegneten, und die Sympathie der Mutterliebe nicht vollständig ausdrückten. Ich vernichte manchmal die Arbeit von fünf Tagen, wenn sie mir nicht genügt, das verdrießt mich nicht." Wappers tadelte außerdem den Mangel der perspektivischen Darstellung der Figuren in den Düsseldorfer Bildern, doch wage ich hier nicht seine Worte zu wiederholen, da ich nicht sicher bin, ob ich ihn ganz begriffen habe. Schadows Bilder befriedigen ihn am wenigsten, was, dem Vorhergegangenen nach, begreiflich ist, denn in ihnen sind Fehler und Vorzüge der Düsseldorfer Schule, Mangel an lebendiger Wahrheit bei höchster Schönheit der Form, am entschiedensten zu bemerken. Von der Münchner Schule, namentlich von Kaulbach sprach Wappers mit Wärme und Anerkennung.

Er kam dann auf die flaemische Bewegung zu sprechen, welcher er sich kräftig angeschlossen hat. Dann führte er uns hinab in das Zimmer seiner Frau. In einem schönen hohen Gemache, in welches die Morgensonne ihre Strahlen warf, saß eine anmuthige Erscheinung, werth daß ein Auge liebend darauf ruhe, dem die Phantasie so schöne Gestalten offenbart. Auf einem runden Tische lagen mehrere Prachtwerke und die neuesten Erzeugnisse der flaemischen Literatur. In der Mitte des Tisches stand eine prächtige Silbervase mit der Inschrift: Presented

by Victoria Queen of England and Prince Albert to Wappers. Ein freundliches Handschreiben des Prinzen bezeigte seine Freude über das übersandte Bild der Genovefa, doch schien mir der Vergleich, welchen Se. Hoheit zwischen der Genovefa und der Magdalena des Correggio zog, nicht sehr treffend. Die Königin von England hat sich bei ihrer Anwesenheit in Antwerpen sehr liebenswürdig gegen Wappers und dessen Frau gezeigt. Die Königin von Belgien, welche auf einem freundlichen, man könnte sagen herzlichen Fuße mit der Gattin des Malers steht, hatte in der Königin Victoria den Wunsch nach ihrer Bekanntschaft erregt. In den oberen Sälen der Akademie war große Cour. Die Königin von Belgien schickte ganz unerwartet zu Frau Wappers hinunter und ließ sie herauf bescheiden, worauf die anspruchslose Malerfrau in aller Form der höchsten Etikette der britischen Majestät und ihren höchsten Hofchargen vorgestellt wurde. Wie wäre es möglich, daß dies sich an unseren deutschen Höfen ereignen könnte! — Je kleiner der Hof, desto größer das Vorurtheil. Wird auch in besonderen Fällen einem Künstler der Zutritt in den enggeschlossenen Kreis des Hofes gestattet, so kann doch einer Künstlerin diese Ehre nie zu Theil werden. Bei der großen Cour in den Sälen der Akademie von Antwerpen, wo die hübsche Malerfrau zugelassen wurde, schloß dagegen der neckische Zufall einen der Großwürdenträger des englischen Reiches davon aus. Lord Aberdeen, Staatsminister, hatte, vielleicht in einer Anwandlung von Spleen seine Toilette sehr vernachlässigt,

und wurde deshalb, als er an der Hauptthür erschien, von dem Commissair, einem ehrlichen Flamänder, zurückgewiesen. But I am Lord Aberdeen, sagte mit imponirender Kälte der Engländer. Laberdan oder Stockfisch, kommt nicht herein, erwiederte der Flaeming. Vergebens betheuerte der Staatsminister, daß Ihre Majestät ihn erwarte, der Flamänder blieb unerschütterlich. In Verzweiflung rannte Lord Aberdeen vor den Fenstern der Akademie auf und ab, und schickte Blicke tödtlicher Angst und Wuth hinauf. Die Königin Victoria stand mit Frau Wappers in einer Fensternische, und entdeckte so die jammervolle Lage ihres Staatsministers; sie sandte hinunter, und der Lord, nachdem er sein Costüm etwas verbessert hatte, wurde endlich von dem flaemischen Petrus in sein Himmelreich eingelassen.

Eugen de Block und de Keizer sind ebenfalls sehr ausgezeichnete Künstler, doch habe ich leider ihre Ateliers nicht besucht, da ich nur zwei Tage in Antwerpen verweilte. Wenn ich dem Beispiele der französischen Schriftsteller folgen wollte, so könnte ich zwar mit Hülfe einiger flaemischen Blätter einen langen Artikel über sie und ihre Ateliers schreiben, doch ich bin dazu zu ungewandt und ehrlich. In kurz absprechenden Urtheilen sind diese Franzosen besonders stark, und ihre Arroganz wird nur von ihrer Unwissenheit übertroffen. So sagt Gautier in der Revue de Paris über die verschiedenen Malerschulen: L'école de peinture italienne n'est plus qu'une ombre, l'école allemande ne produit plus de l'art,

mais de la science. Les écoles flammandes et hollandaises vivent de la gloire de leurs ancêtres. Il n'y a plus qu'une école de peinture, c'est l'école française, elle est la plus belle, la plus nombreuse. Ein anderer bekannter Tourist, welcher von Holland auf der Schelde nach Antwerpen reiste, ging direkt vom Dampfschiff nach dem Bahnhof, um weiter zu fahren; auf dem Wege dahin begegnete ihm eine junge Frau mit rothen Haaren. Dies veranlaßte ihn zu folgender geistreichen Bemerkung: Les maris d'Anvers peuvent être tranquilles sur la fidélité de leurs femmes, car toutes les dames d'Anvers sont rousses. Alexander Dumas war drei Stunden in Antwerpen und schrieb drei Bogen über das dortige Volk. Die Maler-Akademie in Antwerpen hat sich in den letzten drei Jahren bedeutend vergrößert. Als Conscience Sekretair der Anstalt wurde, belief die Zahl der Eleven sich auf 400, jetzt sind es 1100. Sein Feuereifer für alles Schöne und Gute wirkt auf's vortheilhafteste auf seine Eleven. Er hat aus ihrer Mitte den Männergesang-Verein gebildet, dessen früher gedacht wurde; an der Spitze des zweiten steht, wie ebenfalls schon erwähnt ward, van Kerkhoven. Conscience ist ganz der Mann, um ergreifend auf junge Leute zu wirken. Einfach, kräftig, feurig und beredsam ist ihm Gewalt über die Herzen gegeben. Auch Wappers ist sehr beliebt bei den jungen Künstlern. Am Tage, wo er die Vase von der Königin Victoria erhielt, haben sie ihm am Abend die lebhaftesten Freudenbeweise dargebracht. Transparente und bunte Flammen leuchteten weit hinaus

in die Nacht, und jubelnde Chöre trugen ihre Glückwünsche zu ihm empor. Es waren gerade Ferien eingetreten, als wir mit Conscience die weiten Säle der Akademie durchwandelten. Wir sahen die vorzüglichsten Gemälde, die Rubens, Quintin Messys und van Eyk's. Uebrigens ging es mir auch diesmal wie das erstemal, da ich die Meisterwerke des Malerfürsten von Antwerpen sah: sie imponirten mir durch ihre Kraft und Wahrheit, aber sie begeisterten mich durchaus nicht. Auch war es mir räthselhaft, daß ein so bedeutender Genius sich nicht lebhafter in die Scene oder Eigenthümlichkeit des von ihm behandelten Motivs versetzen konnte. Warum sind alle Heiligen, die er schildert, alle orientalische Heldinnen, wohlgenährte niederländische Dirnen, mit der durchsichtigen blonden Hautfärbung, die den Flamänderinnen so eigen ist, und den vorquellenden wasserblauen Augen. Die Kreuzigung ist ein Bild voll schauderhafter Wahrheit. Christus ist schön auf diesem Gemälde, er hat ausgelitten. Der Kampf mit Leid und Schmerz spiegelte sich in der Seele des starken Rubens so gewaltsam ab, daß seine Darstellung herzzerreißend wurde, und mir die Gränze der ästhetischen Wahrheit zu überschreiten schien. Maria erscheint nicht nur todtenbleich, sondern mit vom Weinen roth entzündeten Augen. Magdalena's Haltung dagegen ist wahr und schön zugleich, sie streckt abwehrend den Arm gegen den Lanzenknecht aus, als wolle sie sagen: Halt ein, du triffst mein Herz. Der Verbrecher zur Linken ist verschieden, seine Züge sind ruhig, er hat die tröstlichen Worte des

Erlösers gehört: Wahrlich, du wirst noch heute mit mir im Paradiese sein. Der Unglückliche zur Rechten des Heilands ist im höchsten Moment physischer Qual dargestellt. Der Lanzenknecht hat ihm mit einer eisernen Keule die Glieder zerbrochen, und sein Fuß hat sich in wahnsinnigem Schmerz vom Kreuzesstamm losgerissen. Die älteren Maler der Niederlande sind in das entgegengesetzte Extrem der Düsseldorfer Schule verfallen, sie haben der Wahrheit die Schönheit oft ganz geopfert. Quintin Messys hat in seiner Grablegung die starre Leblosigkeit des Leichnams des ausgelittenen Erlösers zu naturwahr aufgefaßt. Einige kleine allerliebste Bilder van Eyk's, und einige große Gemälde van Dyk's, dessen Auffassung sich von derjenigen der übrigen niederländischen Maler bedeutend unterscheidet, zogen noch unsere Aufmerksamkeit an. Seine Gestalten sind nicht so naturwahr, aber edler. Auf dem Rückweg besahen wir noch die Michaelskirche, welche den Tempel des Mars verdrängt haben soll. Ueber die place verte wandernd, hörten wir von einem Orgelmann van Ryswycks Lied, die Polka, singen, welches eben Furore macht.

Die Polka.

Der neuen fränk'schen Sprüng zu lachen
Steht jedem echten Flaeming frei,
Wenn einen Schritt sie vorwärts machen
So folgen rückwärts ihrer zwei.

Meint wohl Paris uns dies zu lehren?
Da irren sich die Herrn fürwahr,
Wir können die Lektion entbehren,
Wir tanzen sie schon vierzehn Jahr.

Nur in der Polka sieht man drehen
Sich alles rings im weiten Saal,
Ihr flinken Franken habt gesehen,
Wir sind voraus euch diesesmal.

Fragt nur nach der Regierung Treiben,
Nach Handel, Industrie, fürwahr
Das Volk wird bei der Antwort bleiben:
Wir tanzen sie schon vierzehn Jahr.

Wohl giebt's noch Manche, die da springen
Nach alter Weise, wohlbekannt,
Die immer vorwärts wollen dringen,
Als lenkt das Schicksal ihre Hand.

Doch die sind selten jetzt zu finden,
Die sind, weiß Gott, verteufelt rar,
Die Polka macht uns all zu Blinden,
Wir tanzen sie schon vierzehn Jahr.

Zu Brüssel spielen fünf Minister,
In dem Orchester immer zu,
Da tanzen alle die Philister,
Polkiren ohne Rast und Ruh.

Wer sich dagegen möchte stellen,
Schwer ist der Rückschritt offenbar,
Muß doch dem Tanze sich gesellen,
Den jetzt wir tanzen vierzehn Jahr.

Doch wann der Tanz zu End' soll gehen,
Das ist's was Niemand wissen kann,
Voll Hoffnung in die Zukunft sehen,
Das rath ich Jedem bestens an.

Doch mag auch ihre Blitze schmettern,
Auf mich herab die schnöde Schaar,
Frei klingt mein Lied aus Sturm und Wettern,
So wie es klang durch vierzehn Jahr.

Am zweiten Abend unserer Anwesenheit in Antwerpen waren wir zu einer Sitzung der literarischen Gesellschaft de Olyftak (der Olivenzweig) eingeladen. Wir fuhren nach sechs Uhr ab, und benutzten die Stunde, die uns bis zum Anfang der Sitzung übrig blieb, zu einer Spazierfahrt am Scheldeufer. Noch glommen die letzten Abendwolken am Horizont, in der rothen Beleuchtung traten einzelne Segel und Flaggen glühend hervor. Bald aber verschwamm alles im Grau des Abends, nur der Umriß der Schiffe hob sich riesenhaft aus der Dämmerung, die kolossalen Formen der british queen erschienen noch ungeheurer als am Tage. Bald blitzten am jenseitigen Strande Lichter auf, und schimmerten wie rothe Sterne durch das Gewebe der Masten und Taue. Auch auf den Schiffen flimmerte hier und dort ein heller Punkt und deutete an, daß mit dem Tage nicht alles Leben in der schwimmenden Stadt erloschen sei. Es war ganz still auf dem weiten Strom und auf dem Strand, und es bemeisterte sich meiner Seele eine eigene feierliche Stimmung. Als der Wagen im Hof der Akademie hielt, hatte ich bedeutendes Herzklopfen. Van Kerkhoven und Wolf hatten uns begleitet, Conscience empfing uns am Eingang und führte uns in den hell

erleuchteten Saal. Ein großer dichtgedrängter Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten erfüllte ihn, und theilnehmend suchte mein Auge unter den vielen Gestalten, die mich umgaben, die Züge des genialen Dichters van Ryswyck herauszufinden, aber leider war er nicht anwesend. Der Präsident eröffnete die Sitzung, indem er sich über die Veranlassung derselben aussprach. Ein junger Dichter trat auf und las ein Gedicht auf den deutschen Befreier Hermann. Van Kerkhoven nahm darauf das Wort und trug eine poetische Bearbeitung der Sage „das arme Seelchen" vor. Van Kerkhoven hat ein poetisches Gemüth, welches sich namentlich in seinen Naturschilderungen ausspricht. Darauf schilderte Conscience, in einer kurzen ergreifenden Skizze, den zerrissenen Seelenzustand eines Vaterlands-Verräthers. Sein Gemälde war schlagend und kräftig, sein Vortrag einfach, feurig und hinreißend. Ich konnte mir denken, wie die Beredsamkeit dieses Mannes auf das Volk wirken muß. Donnernder Beifall wurde seiner Vorlesung zu Theil. Darauf ergriff er nochmals das Wort, und machte den Vorschlag, die drei Anwesenden aus Deutschland zu Mitgliedern der Maetschappy zu ernennen. Sein Vorschlag wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, welche mir auf's Neue bewies, wie alle diese Flaeminger von der Heiligkeit der Sache durchdrungen sind, für welche ich mir begeistert gelobt hatte, mit Kraft zu wirken. An diesem Abend sah ich eine freudige Zukunft für ihr Gelingen. Die Nähe dieser Männer, welche alle

bereit waren, Seele und Leben für die Erhaltung ihrer Muttersprache einzusetzen, inspirirte mich. Wappers geistreiches Gesicht mit den freudig strahlenden Augen bestärkte mich in meinem Muthe, auch die Anwesenheit de Keyzers und de Block's, bekundete mir auf's neue die innige Verbindung, welche in Antwerpen zwischen Dichtern und Künstlern besteht. Als uns die Diplome überreicht wurden, war ich so hingerissen, daß ich mit einigen Worten dankte, worüber ich nachher selbst erschrak. Marie war ganz niedergeschlagen von der unerwarteten Ehre, denn sie fürchtete, man möchte Erwartungen und Hoffnungen an ihr Talent knüpfen, welche sie nicht erfüllen könne. Die Stimme ihres Freundes, welcher in unserem und seinem eigenen Namen einen begeisterten Dank aussprach, ermuthigte sie wieder, und machte es ihr sogar möglich, sich mit den verschiedenen interessanten Männern, die uns vorgestellt wurden, zu unterhalten. Als wir den Saal verließen, war es mir, als verschwinde ein wunderbarer Traum.

Wir hatten unsere Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt, darum kamen noch spät am Abend der Präsident Mertens, Conscience, van Kerkhoven, de Block, Rosseelts, und Ter Bruggen, um uns Lebewohl zu sagen. Der Letzte, ein junger Mann von einnehmender Persönlichkeit, trug uns einen liebenswürdigen

Willkommen an Mutter und Tochter vor, den seine Bescheidenheit in der Maetschappy unterdrückt hatte. Nach so vielen Beweisen der freundlichsten Gesinnung schieden wir von diesen Männern, wie von alten Bekannten, und verließen mit gerührtem Herzen Antwerpen.

XIX.

Veurne. Sage von der Dünenabtey. Volksgebräuche. Zuidscoote. Die Wasserfahrt.

Wir fuhren von Gent auf der Eisenbahn bis Ostende. Auf der Eisenbahn machte ich die Bekanntschaft einer schönen Brüßlerin, welche mit ihrer Mutter ins Seebad reiste. Sie verstand etwas Deutsch, und interessirte sich für deutsche Literatur. Wir geriethen auf dieses Feld, und ich sagte: mein Vetter, Heinrich König von Fulda, schreibt eben ein Buch über Ostende, welches gewiß recht interessant wird. Henri Roi de Fulde? sagte die schöne Brüßlerin nachdenkend. Il est vrai que tout les princes viennent visiter Ostende, mais je n'ai jamais entendu nommer ce roi de Fulde. C'est que vous avez tant de ces petits royaumes en Allemagne. Wir hielten uns einige Stunden auf, und erwarteten die Abfahrt der Diligence, welche uns nach Veurne bringen sollte, dazwischen gingen wir an das Gestade des Meeres. Auf dem hohen Damm

wimmelte, wie auf der Frankfurter Messe, die moderne Welt. Da kann kein tiefer Eindruck in der Seele aufkommen. Das Meer selbst, und seine Umgebung ist dort nicht so frei und imposant, wie ich es an andern Stellen gesehen. Die anmuthigen Sandwellen der Dünen, welche einen so poetischen Uebergang zur ebnen Fläche bilden, haben der Kultur weichen müssen, sie sind platt geworden und mit Steinen gepflastert. Eine auf Holzpfeiler gebaute Brücke streckt sich mehrere tausend Schritte hinaus in die See, das ist der schönste Punkt, und wir standen dort eine halbe Stunde und schauten in's Meer hinaus. Endlich fuhr die Diligence, mit zwei kolossalen starkknochigen belgischen Pferden bespannt, ab. Wir stiegen auf einer Leiter in das obere Coupé, und hielten nun eine Art Luftfahrt. Die Gegend war flach. An Dörfern, Windmühlen und Weiden mit grasendem schönem Rindvieh, Schaafheerden und hochaufgethürmten Schobern von Frucht flogen wir vorüber. Bald erhoben sich die Dünen am Rande des Horizonts. In Veurne stiegen wir im Hôtel de la noble rose ab, und gingen dann nach der Wohnung des Königl. Prokurators, Herrn van de Velde, um einen Brief des Eigenthümers vorzuzeigen, welcher uns in seinem Hause während seiner Abwesenheit als Gebieter einführen sollte. So viel Beweise alt-germanischer Gastfreiheit mir auch in Belgien geworden sind, so war dieser Zug mir doch der auffallendste. Ich gestehe, daß ich mich prüfte, ob ich in ähnlichem Falle bereit wäre, ganz fremde Personen unbedingt in meinem Hause schalten und walten

zu lassen. Die Versicherung unseres Begleiters, daß diese treuen Verfechter der flaemischen Bewegung kein Opfer scheuen, um ihre Begeisterung dafür zu bethätigen, stellt sich immer fester als Wahrheit auf. Die beiden Brüder van de Velde gehören zu den eifrigsten Anhängern dieser Sache, und da sie gehört hatten, daß ich von gutem Willen dafür durchdrungen sei, so räumten sie mir Haus und Hof ein, als sei ich ihre Blutsverwandte. Ich schreibe hier aus meinem Tagebuch einige Notizen über Veurne ab: Das Haus, in welchem wir uns einquartirt haben, kommt mir vor, wie ein Mährchenhaus. Man sieht, daß es bewohnt ist, aber die Bewohner sind unsichtbar. Es ist ein großes weitläuftiges Haus, ein ehemaliges Klostergebäude. Hohe geräumige Zimmer, eine grandiose Vorhalle und breite Treppen. Küche, wie überall, im Souterrain. Ein kleiner Garten mit haushohen Klostermauern, darin die Obstbäume am Spalier empor gezogen sind. Herrliche Pfirsiche locken vom Baum, Blumen duften von den Beeten. Ein schwarzer Bock mit feurigen Augen tummelt sich auf den Rasen herum, ein Reiher fliegt hin und her, setzt sich bald auf das Fenstergesimms und schaut in die leeren Zimmer, als suche er Jemand. Nirgends ein Mensch. — Alles todtenstill. Es ist in der That, als seien wir in ein Zauberschloß getreten, und der schwarze Bock könnte leicht für einen verwünschten Prinzen gelten. Wir brachen Pfirsiche, er läßt es ruhig geschehen, ja er scheint es nicht übel zu nehmen, daß Maria ihn streichelt. Er macht allerhand possierliche Sprünge, bückt seinen

schwarzen zottigen Nacken und seine feurigen Augen scheinen zu bitten: Sprich doch das rechte Wort aus, daß ich erlöst werde. Als wir in das hohe Speisezimmer traten, dessen Fenster in den Garten gehen, stand der Tisch von unsichtbaren Händen gedeckt. Unsere Wirthe haben guten Bordeaux im Keller. Wir setzten uns, da begann ein seltsames Knarren in den getäfelten Wänden. Es ging offenbar nicht mit natürlichen Dingen zu, die Geheimnisse des wunderbaren Schlosses der Miß Anna Radcliffe schienen sich zu verwirklichen. Eine Minute darauf stand ein sehr vorzügliches Souper auf dem Tisch, es war, wie in der Zauberflöte, dem Boden entstiegen. Wir tranken auf die Gesundheit unserer unsichtbaren Wirthe, die wir uns so liebenswürdig, als möglich, dachten. Maria spielte dann auf dem Klavier, auf welchem noch außerdem ein Kontrabaß die musikalische Richtung der Gebieter des Hauses bezeugte. Erst spät am Abend gingen wir hinauf in unser Schlafgemach,* aus welchem uns, wie im Wohnzimmer, der Geist des abwesenden Paares entgegen wehte. Kommoden, Schränke, alles war offen und in der höchsten Ordnung. Es machte uns Freude, in der Garderobe die Kleider der jungen Frau prüfend zu betrachten, um daraus auf ihre Gestalt zu schließen. Sie waren nicht lang, und der Schnitt verrieth eine zierliche Figur. Wir wollten uns endlich schlafen legen, aber da schickte der verzauberte Prinz ein heftiges Gewitter. Der Donner rollte dröhnend über Beurne, Blitze flammten, der Regen strömte, es war unheimlich. Ich lief beim zuckenden Wetterleuchten im Cor-

ridor auf und ab und gerieth in meiner Unruhe in die Bibliothek. Ich blätterte in den Folianten, um mich zu zerstreuen, und zog den alten Pergamentband herbei, den ich schon am Morgen betrachtet hatte. Er scheint sehr alt zu sein, Sprüche und Verse sind mit der Feder hineingeschrieben:

Amor vincit omnia.
Du lieght, zeide pecunia,
Want daer ick pecunia niet en bin,
Amor raekt daer zelden in.*)

Wie zeitgemäß ist doch der alte Spruch, werth neben manchen anderen Rococos zu stehen! Gleich darauf kam ein empfindsamer Vers:

Le coeur n'ayant ce qu'il espère,
Desire;
La longue attente luy est misère
Martire.

Nun läßt sich auch die Moral hören:

En touts endroits use de tempéranse,
Si tu te voeulx ranger des vertueux;
Le trop ou peu font perdre l'asseuranse,
Et te nombrer du rang des malheureux.

Nun war der Schreiber in eine satirische Stimmung gerathen, er hatte einen Eselskopf gezeichnet und darunter geschrieben:

Als ick dit schreef, ick zat en dochte,
Warom dat Godt zoo veel ter wereld brochte.

Der längst vermoderte Schreiber fing an, mich zu interessiren, ich nahm die Feder und schrieb unter seinen Spruch:

*) Amor besiegt Alles. Du lügst, sagte Pecunia, denn wo ich Pecunia nicht bin, da rührt Amor selten an.

Heut noch viel größer ist die Noth,
Denn wisse, der Humor ist todt.

Im selben Augenblick prasselte ein solcher Donnerschlag, daß die Fenster der Bibliothek schütterten; erschrocken sah ich mich um und stand halb todt vor Schrecken, ein Paar große feurige Augen glotzten mir starr in's Gesicht. Es war keine Täuschung, ein schwarzer bärtiger Kopf mit Hörnern drückte sich an die Scheiben, ich war so feig, daß ich laut schrie. Da drückte der Gehörnte stärker an die Fensterscheibe, sie zersprang und herein schaute mit seinem bärtigen gehörnten Kopf — der schwarze Bock. Ich gab ihm lachend eine tüchtige Ohrfeige, worauf er noch feiger, als ich, sich zurückzog. Das Gewitter tobte fort, manchmal schlugen Flügelschläge an die zerbrochenen Scheiben, aber ich erschrak nicht mehr, es war der Flügel-Adjutant Sr. gehörnten Majestät, der Reiher. Ich nahm mir vor, mich vor mir selbst wieder zu Ehren zu bringen, ergriff auf's neue die Feder und zeichnete die folgende Geschichte auf, die sich vor zwei Jahren in Veurne zugetragen hat:

Es war an einem nebligen Herbsttage, als vor dem Hôtel de la noble rose in Veurne eine Kalesche, mit zwei Pferden bespannt, anhielt. Zwei Herren und eine Frau stiegen aus. Die Männer waren bis über das Kinn in Oberröcken gehüllt, die junge Dame tiefverschleiert. Doch durch den Schleier war ein schönes bleiches Gesicht zu erkennen, das Spuren von Thränen zeigte. Die Männer sprachen französisch, ließen sich alsbald ein besonderes Zimmer geben, wohin sie die junge Frau geleiteten. Bald

darauf gingen sie aus, nachdem sie das Gemach abgeschlossen hatten, in welchem die Frau zurückgeblieben war. Sie hatte Hut und Schleier abgeworfen und ging in großer Unruhe mit starken Schritten auf und ab. Sie weinte nicht, aber sie schien in Spannung, manchmal rang sie die Hände und blickte angstvoll empor. Die Männer waren indessen in einen Laden gegangen, um Cigarren zu kaufen, außer ihnen befand sich in der Dämmerung des Kaufladens noch ein dritter Käufer. Es war eine starke untersetzte flaemische Gestalt, der Arzt von Veurne. Voyez donc ce gros flamand, sprach der eine Franzose spöttisch zu seinem Gefährten, und beide fuhren fort, über den Doctor zu spotten. Dieser, durch das ungezogene Benehmen der Fremden aufmerksam geworden, fixirte sie scharf und verließ dann schweigend den Laden. Auch die Männer gingen bald darauf. In's Hôtel de la noble rose zurückgekehrt, ging der eine der Männer alsbald nach dem Pferdestall, schirrte die Pferde selbst an und spannte sie vor den kleinen Wagen, dann fuhr er vor. Gleich darauf kam der Andere mit der jungen Frau herab, die er die Treppe mehr herunter zog, als führte. Sie schien einigemal den Versuch machen zu wollen, sich seinem Arme zu entwinden; aber ein grimmiger Blick nöthigte sie, ihm zu folgen. Er hob sie mit starkem Arm in den Wagen und setzte sich neben sie, der Andere hatte die Zügel der Pferde ergriffen und saß auf dem Kutschenbock. Sie fuhren die gerade Straße hinab, die von Veurne nach dem Meer führte. Dumpf rasselte das Fahrzeug durch die dämmernden

Straßen und auf der von den Abendnebeln umhüllten Landstraße dahin. — Um Mitternacht, als im Hôtel de la noble Rose schon alles schlief, pochte es an die Thüre. Der Hausknecht öffnete, es waren die beiden Franzosen vom Morgen, sie kamen ohne die Frau zurück. Sie nahmen ein Souper, tranken mehrere Flaschen Bordeaux und fuhren noch in derselben Nacht wieder ab.

Es war ein gar schöner freundlicher Oktobermorgen, die Sonne schien hell auf die weißen Dünen bei Veurne, und über das weite Meer zogen die wechselnden Schattirungen, welche seiner unendlichen Fläche so wunderbaren Reiz verleihen. Drei Fischerknaben spielten im Dünensand. Der Aelteste der Knaben grub im Sande und zog plötzlich das Ende eines weißen Tuches hervor. Er zog und zog und brachte ein Frauenhalstuch an's Licht. Die drei Knaben schlugen einen lauten Jubel auf, suchten sich einige Hölzer und gruben munter zu. Da blitzte ihnen etwas entgegen. Sie schrieen auf vor Entzücken, aber gleich darauf standen sie alle drei, wie vom Blitz getroffen. Eine schneeweiße Todtenhand lag lang und schmal im Dünensand vor ihnen ausgestreckt, an ihrem Finger funkelte, wie ein erstarrter Blutstropfen, ein Rubin. — Athemlos vor Schrecken liefen die Kinder zu ihrer Mutter, es wurde weiter gegraben und die Leiche eines jungen Mädchens hervorgezogen. Vergebens blieb jedoch alle Nachforschung, die Mörder wurden nicht entdeckt. Einige Wochen darauf saß der erwähnte Arzt von Veurne in einem Gasthof in Lille, da plötzlich sah er sich gegenüber die beiden Franzosen

sitzen, die er damals im Cigarren-Laden getroffen. Er verließ auf der Stelle das Hotel, machte die Anzeige und die Mörder wurden eingezogen. Sie gestanden den Mord ein und starben auf dem Schaffott. Die Mordthat hing mit einem politischen Ereigniß in Frankreich zusammen.

Der Dünensand mag manches schauderhafte Geheimniß dieser Art verbergen; besonders weiter hinaus nach Westen, wo die Dünen sich in öder Einsamkeit in vielfachen Reihen ausdehnen. Aber auch der Strand von Veurne soll Dinge gesehen haben, deren Andeutung mich kalt überrieselt. Man sagt, die schreckliche Art, sich einer Geliebten zu entledigen, komme nicht blos an den Ufern des adriatischen Meeres vor. Auch die Nordsee bei Veurne solle ähnliche Lasten in ihre Tiefe aufgenommen haben.

Nein, schwere Säcke sind's, d'raus tönt ein Angstruf helle,
Sondirte man das Meer, das rauschend sie umwallt,
Gewahrte zuckend man d'rin menschliche Gestalt —
Nacht war's und Mondenlicht umspielte sanft die Welle.

Es ist wohl nur eine Sage, welche im Volk umhergeht, aber es wird mir immer unheimlicher. — Alle Sagen von Veurne fallen mir ein, die rothe Straße und die Teufelshütte, wo die Hexen den Reigen tanzen. Der rothe Mann ohne Haupt und all der Spuk taucht vor mir auf. Ich will blonde Kinderköpfe heraufbe-

schwören, um die finsteren Geister zu bannen. Am anderen Morgen wurde eine Wanderung nach dem Meere unternommen, das eine gute Stunde von Veurne an die Dünen rauscht. Ich hatte einen Esel genommen, Maria und Johannes gingen zu Fuß hinter mir. Es ist eine ziemlich einförmige Landstraße, die zum Meere führt. Zur Rechten liegen die Ruinen einer Abtei, an welche sich folgende Sage knüpft:

Die Dünenabtei bei Veurne.

Dort in den weißen Dünen stand einstens die Abtei,
Jetzt aus den grünen Zweigen schaut eine Meierei,
Nur wen'ge Trümmer stehen vom alten Heiligthum,
Wie graue Schleier wehen die Spinngewebe d'rum.

Einst strahlte die Kapelle in heil'gem Kirchenglanz,
Vom marmornen Altare die silberne Monstranz,
Im reichen Priesterkleide sang dort die Litanei
Elias van Coxyde, der Abt von der Abtei.

Ein schlichter Pilger pochet an seiner Pforte an,
Und gastfrei haben die Mönche alsbald sie aufgethan;
Herr Abt, gewährt die Bitte, laßt mich in's Kloster ein,
Ich will in Zucht und Sitte Euch treu und dienstbar sein.

Er stand so stolz bescheiden, so blühend von Angesicht,
Es wallt um die reine Stirne das blonde Haar so licht,
Da blickt mit sanften Augen der Abt auf ihn: Es sei,
So du zum Koch zu brauchen, so bleib in der Abtei.

Ein leises Lächeln schwebet wohl um des Fremden Mund,
Gern geht er ein den Vorschlag, tritt in den Dienst zur Stund.

Sie bringen vom Meere Fische, Kaninchen vom Dünensand,
Er zerlegt am Küchentische sie mit gewandter Hand.

Und wie er theilt die Rogen, die Fische platt und breit,
Spricht er: Viel lieber macht ich 'nen deutschen Hecht bereit,
'nen Karpfen spiegelhelle, aus meiner Donau Flut,
'ne roth gefleckte Forelle, die schmeckte, Herr Abt, euch gut.

Und wie er die Kaninchen zerlegt mit flinker Hand,
Spricht er: Du armes Thierchen aus ödem Dünensand,
Wenn's noch ein Rehbock wäre aus meinem Oesterreich,
Das wär', bei meiner Ehre, ein Bissen, ihr Herrn, für euch.

O meine deutschen Wälder, o rauschender Donaustrom,
Ihr wogenden Saatenfelder, ihr Städte mit stolzem Dom,
Ihr rankenden schwankenden Reben, reifend im sonnigen Schein,
O deutsches fröhliches Leben, muß ich so fern dir sein!

Wohl manchen Seufzer schickt er zum fernen Heimathland,
Doch fleißig, unverdrossen, thut er nach seinem Stand,
Und jeder mag ihn leiden, der Abt ist hold und gut
Dem Jüngling, der bescheiden, was seines Amtes, thut.

Es naht im Sonnenglanze ein ritterlicher Troß,
Es blitzet Schwert und Lanze, es stampft das kühne Roß,
Und näher zu den Dünen die Ritter ziehn herbei,
Jetzt ist der Zug erschienen, und hält vor der Abtei.

Thut auf ihr frommen Brüder, gebt freundlich uns Bescheid,
Nach Leopold durchzogen das Land wir weit und breit,
Könnt ihr uns Kunde geben vom deutschen Fürstenzweig,
Vom ritterlichen Helden, Herzog von Oesterreich?

Der Prior hörts verwundert und grüßt die Ritter stumm,
Führt sie hinein zum Abte in's Refektorium,
Der Abt hört es betroffen — es kann nicht möglich sein,
Ich will bei Gott nicht hoffen — ruft mir den Koch herein!

Mit weißer Kapp' und Schürze der Koch tritt unter sie,
Da jubeln laut die Ritter, und sinken vor ihm auf's Knie:
Deine Ehr' ist hergestellet, jetzt von der Nordsee Strand
Führ' deine Waffenbrüder in's heiße Morgenland.

Da blitzt das blaue Auge dem deutschen Leopold,
Er reißt die weiße Mütze von seiner Locken Gold:
Wohlan, ihr Waffenbrüder, so's meine Ehr' erlaubt,
So setz' ich freudig wieder den Streithelm auf das Haupt.

Herr Abt, wir müssen scheiden! Ich zieh' von eurem Heerd,
Statt Löffel und statt Messer, führ' ich jetzt Lanz' und Schwert,
Habt Dank, so Gott gewähret, daß siegt mein blanker Stahl,
Koch ich, wenn heimgekehret, in Deutschland euch ein Mahl.

Es war seit dem verflossen wohl manch ein Jahr und Tag,
Der Fürst mit seinen Genossen in seiner Hofburg lag,
Er hat im Wüstensande gekämpft mit Saladin,
Jetzt saß er im Heimathlande in seiner Burg in Wien.

Er saß beim frohen Mahle, es floß der goldne Wein,
Da trat sein kleiner Page in den hohen Saal herein:
Ein Pilger ist erschienen mit seltsamem Begehr,
Fragt, ob nicht aus den Dünen sein Koch im Schlosse wär'.

Vivat, Herr Abt! Willkommen! ruft froh der Herzog aus,
Schön, daß ihr Wort gehalten, kommt recht zum Festesschmaus,

Die königliche Beute, die gestern ich gehetzt,
Der Edelhirsch sei heute, Herr Abt, euch vorgesetzt.

Elias van Coxyde tritt vor den Herzog dort:
Vergönnet, daß ich deute Herr Herzog, euer Wort,
Es fleht durch mich, voll Bangen, eine Königin im Schmerz,
Um's Wild, so Ihr gefangen, um Englands Löwenherz.

Hoho, nach solchen Beuten, Herr Abt, steht euer Sinn!
Ihr Pfaffen wißt zu deuten das Wort nach eurem Sinn,
Doch sei's, ihr wart vor Zeiten dem Koche gut und hold,
D'rum setzt euch froh zur Seiten dem Herzog Leopold.

Sie saßen beim frohen Mahle, es floß der goldne Wein,
Bald trat zum hohen Saale der Löwenherz herein,
Der Abt mit frohem Herzen kehrt heim zu der Abtei,
Nach England aber ziehet der König Richard frei.

In der Abtei der Dünen, da geht es fröhlich her,
Von England ist erschienen ein Beutel goldesschwer,
Es steigen Klosterhallen empor aus Englands Gold,
Den Ruf hört man erschallen: Hoch leb' der Leopold!

Etwas weiter hin kamen wir durch einen Fischerort. Die Hausthüren der kleinen Häuser standen offen und ließen einen Blick in das reinliche Innere thun. Ueberall glänzendes Küchengeschirr in der kleinen Halle, die als Küche, Wohn- und Schlafzimmer dient. Die Kinder saßen vor den Thüren und wärmten sich im Sonnenschein des klaren Herbstmorgens. Die kleinen Mädchen trugen

rothe Hauben mit breiter Garnirung, welche sich bei jeder Luftbewegung um die apfelrunden Gesichtchen stellt. Es schienen nur Kinder im Ort zu sein; wahrscheinlich waren die Alten zum Fischfang ausgezogen. Drei Beguinen in ihrer schwarzen Nonnentracht mit den weißen Tüchern um die Häupter geschlagen, wanderten von Haus zu Haus, und ich sah, daß die größeren Kinder ihnen eine Gabe reichten, wie das Haus sie vermochte. Kleine Laibchen weiß Brod, geräucherte Fische, ein Stück Käse u. s. w. Die Beguinen steckten diese Vorräthe in einen länglichen Korb, den sie am Arme trugen, und klopften der Reihe nach an allen Fischerhütten an. Wir ließen sie hinter uns, und zogen den Dünen zu, die sich jetzt in vielfachen Reihen vor uns erhoben. Endlich sahen wir das weite Meer. Wir brachten unsern Esel in einem kleinen Wirthshaus unter, und gingen zum Strand. Hier lagerten wir uns in das hohe Dünengras. Leichte Morgenwinde bewegten sanft die schlanken Grashalme, der Himmel war blau, das Meer ruhig und heiter, die Wogen sangen melodisch, wir waren alle drei ganz glücklich, und hatten schweigend unsere Hände verflochten. Wir konnten und mochten nicht sprechen, unsere Seelen waren klar und ruhig, wie das Meer, und gleich ihm spiegelte sich der Himmel darin ab. Es war einer jener seltenen Momente im Leben, wo alles in uns und außer uns das Gepräge einer so tiefen Ruhe trägt, daß es uns ist, als ob alles still stände, der rastlose Flug der Zeit, das Ge-

triebe der Erde, die Leidenschaften, die innere Rastlosigkeit, alles scheint durch einen Zauber in Schlaf gewiegt. Die Beguinen waren uns indessen nachgekommen, zu unserer Rechten hatten sie sich auf einen Dünenhügel niedergelassen. Es war ein eigener Anblick. Vor mir das weite Meer, dessen leichte Hügel heranwogten, wie grüne Saatwellen, neben und hinter mir die Dünen, mit ihren schwankenden wehenden Grashalmen. Zu meinen Füßen ein glückliches Liebespaar, das mit trunkenen Blicken in eine Zukunft schaute, die vor ihm lag in ungemessener Herrlichkeit, wie das glänzende Meer; zu meiner Rechten aber das Bild irdischer Armuth und Entsagung, die schwarzen Beguinen, die sich ihr einfaches Mahl zusammen gebettelt hatten. Ihre dunkelen Gestalten zeichneten sich scharf auf dem blauen Hintergrund ab. Ein schneeweißes Tüchlein hatten sie vor sich auf das hohe Gras gebreitet, darauf lagen die Gaben, welche die Hand der Kinder ihnen gereicht hatte. Noch hatten sie nichts berührt, sie knieeten davor und beteten ihren Rosenkranz. Dankbare Freude lag auf ihren ruhigen Gesichtern, sie waren zufrieden. Zwischen jenen Glücklichen und diesen Zufriedenen lag die unbestimmte Sehnsucht, das rastlose Verlangen nach etwas, das über das Glück dieser Glücklichen, über die Zufriedenheit dieser Zufriedenen hinausging, das unergründlich und unermeßlich vor mir lag, wie das gränzenlose, räthselhafte Meer. Wie lange wir in den Dünen verweilten, weiß ich nicht; mir ist es in der Erinnerung, als sei es ein Abschnitt meines Lebens gewesen, als habe ich dort Wochen verträumt.

Wir nahmen ein einfaches Mahl im kleinen Gasthof am Strande, dann gingen wir wieder hinab an's Meer, suchten Muscheln und Meergräser und bauten Plane in die Zukunft hinein, alle glänzend und silbergesäumt, wie die hüpfenden Wellen. Am Abend aber senkte sich die Sonne wunderschön in die See, sie schwamm in einer Pracht von Rosengluth, welche die Fluth mit wahrhaft zauberischer Schönheit übergoß. Was sind die Rosenthale von Kaschmir gegen dieses abendliche Rosenfest! Komm laß uns im Abendroth baden, rief ich meiner Maria zu. —

Als der Rückweg uns wieder durch den Fischerort führte, sahen wir vor einer der Fischerhütten auf der Straße ein Kreuz von Stroh liegen, dabei einen Rosmarinzweig. Das bedeutet, sagte unser Freund, daß da drinnen eine todte Jungfrau liegt. Einem alten Kinderglauben zufolge, werden in Westflandern die Mädchen in Rosmarinzweigen, die Knaben in Palmbüschen gefunden; darum wird den todten Jungfrauen ein Rosmarinzweig, den todten Knaben und Jünglingen aber ein Palmzweig auf's stroherne Kreuz gelegt. Einem Knecht legt man einen ganzen Ziegelstein, einer Magd einen halben darauf. Das Strohkreuz wird verbrannt, als Erinnerung an den früheren Gebrauch, die Leichen zu verbrennen. Schrecklich aber fand ich die alte Sitte, nach welcher die Wittwe verbunden ist, auf dem Sarg des Mannes sitzend, mit auf den Kirchhof hinauszufahren. Westflandern ist reich an Ueberbleibseln von uralten Gebräuchen. Wolf theilt viele davon in seiner Zeitschrift: „Wodana" mit. Ziemlich spät am Abend

kamen wir in unserm Zauberschlosse an, und knüpften an die Erinnerung des schönen Tages die Hoffnung eines noch schöneren.

Es war ein schöner Nachmittag, als wir von Veurne aufbrachen, um eine Wasserfahrt auf dem Kanale zu machen, welche uns in die Nähe des verschütteten Dorfes Zuidscote bringen sollte. Ein kleiner Nachen von einem allerliebsten Knaben gezogen, nahm in seinem engen Raum drei Menschen auf, eins durch die Liebe. Sanft glitt das Schifflein hin auf dem glatten Wasser, welches murmelnd und plätschernd seine Spur verkündete. Manchmal trieb das Boot zu nah an's Ufer, da streifte es die Schilfrohre, die sich schwankend und nickend beugten, die Weiden am Rande säuselten leise. Dazwischen wehte das Liebegeflüster zweier glücklichen Menschen. Ihre Hände waren verschlungen, ihre lieben Häupter ruhten Stirn an Stirn an einander. Ich ließ meine Hand in's Wasser hängen, seine erfrischende Kühle that meiner aufgeregten Seele wohl, es ward mir, wie dem Fischerknaben von Göthe: Kühl bis an's Herz hinan. Der goldene Ring meiner verstorbenen Freundin, den ich am Finger trug, blitzte manchmal im Sonnenschein, wie ein Funken, aber er ward immer schwerer und schwerer, und plötzlich streifte die Fluth ihn mir ab, und er sank tief hinab.

Eine Nixe saß in Träumen
Im Grund, in Liebesweh'n,
Sie hat bei den Weidenbäumen
Einen Fischer jüngst geseh'n.

Sie will hinauf nun steigen,
Mit ihrer weißen Hand,
Will sie dem Fischer reichen
Ein holdes Liebespfand.

Und als sie sinnt und sinnet,
Was sie ihm geben sollt',
Da von der Fluth umrinnet
Ein Ringlein niederrollt.

Der Ring sank ihr zu Füßen,
Er sank so schwer, so schwer,
Den Liebsten mit zu grüßen,
Freut sich die Nixe sehr.

In ihre Finger beide
Nimmt sie das Ringelein,
Und schaut in Lust und Leide,
In seinen Kreis hinein.

Was mag die Nixe schauen,
In seinem goldnen Rund?
Sie schleudert ihn mit Grauen
Hernieder auf den Grund.

Und tief, als wär's im Meere,
Versank der kleine Ring,
Was war es, das so schwere
An seinem Golde hing? —

Die Fahrt dauerte länger, als wir erwartet hatten. Der Kahn glitt beinah unmerklich auf der glatten Bahn dahin. Der Knabe, das Boot nach sich ziehend, schritt munter auf dem hohen Strande voran. Er hatte ein so liebes, helles Stimmchen, das wahre Echo einer reinen Kinderseele. Noch nicht in Hydevelde? fragte von Zeit zu Zeit unser Begleiter. Neen, Mynheer, nog en kwaertje. Wir langten in Hydevelde an, als schon der Tag zu sinken begann. Rascher vorwärts schreitend, gingen wir an den Fischerhütten vorüber, den Dünen zu. Aus einer kleinen Kapelle zur Rechten klangen die lang getragenen Töne eines Magnificat. Wir traten ein. Es war eine Taufe. Niemand als die Wehmutter, welche das Kind trug, ein Zeuge, der Priester und ein Knabe, der das Amt des Meßners verwaltete. Ich ging hinaus auf den Kirchhof, der die Kapelle umgiebt. Ueber die grünen Hügel schritt mein Fuß, aber vergebens suchte mein Auge das Symbol des Glaubens, das so tröstlich die Gräber zu schmücken pflegt.

Nicht fern vom Dünensande
Ein kleiner Friedhof steht,
Vom nahen Meeresstrande
Mit kühlem Hauch umweht.

Ein Kirchlein von der Erde
Steigt in die Abendglut,
Und hütet fromm die Heerde,
Die ihm zu Füßen ruht.

Der Hirt hat seinen Schaafen
Ein einzig Kreuz bestellt,
Das Jedem, der entschlafen,
Wird auf das Grab gestellt.

Sein Frieden weiht die bleichen
Traumlosen Schläfer ein,
Als ernstes Fragezeichen:
„Wer wird der Nächste sein?"

O Kirchhof dieser Armen!
Wie reich an heil'gem Reiz!
Ein Glaube, ein Erbarmen,
Eine Liebe und ein Kreuz!

Ich verließ den Friedhof und wir schritten den Dünen zu, welche in vielfachen Reihen hintereinander aufsteigend, den Horizont begränzen. Wie liebe ich diese Dünen, diese vom Flügel des Windes herangewehten Sandwellen mit ihrem hohen schwankenden Grase, mit ihrem feingerippten Sande, der noch unentweiht von den Fußstapfen der Erde da liegt, wie frisch vom Himmel gefallener Schnee, und keine Spuren trägt, als die leisen Streifen von der Umarmung der Flut und des Windes. Hügel nach Hügel ersteigend, standen wir endlich vor dem verschütteten Dorfe Zuidscote. Es geschieht oft, daß vom Winde gehoben ein Sandhügel heranfliegt, wie eine Lawine, und Striche Landes verschüttet. So ist es mit Zuidscote am Ende des vorigen Jahrhunderts ergangen. Ein wunderbarer Anblick. Inmitten der Dünen, von der sandigen Decke befreit, steigt der alte Kirchthurm empor. Keine Chorgesänge erklingen

mehr in seinen tiefen Hallen, kein Ave Maria schwebt mit Friedenstönen durch den verschütteten Chor, aber das Meer rauscht den unsterblichen Klagegesang herüber, und die Winde der Nacht streifen seufzend durch die scheibenlosen Fenster. Ich stand auf einer hohen Düne, dichter sank die Dämmerung herab, und webte den geheimnißvollen Schleier der Nacht über das weite ewige Meer. O, in solcher Einsamkeit müßt ihr ihn sehen, den wunderbar herrlichen Ozean! Fern von den Fußtritten der Menschen, in den leuchtenden Hügeln der Dünen, von Schleiern der Dämmerung umwoben, durchschauert von dem Wellenschlag ungemessener Empfindung, durchbebt von Ahnungen des Todes und der ewigen Liebe. Tiefer sank die Nacht herab, ich konnte mich nur schwer von der ergreifenden Stelle trennen; eben ging am Horizont der Schimmer des Leuchtthurms auf. Manchmal blitzte er hell wie glühender Schein der Hoffnung, dann ward er bleich wie Zagen und vergebliche Sehnsucht, aber immer wieder tauchte die Hoffnung herauf. Wir durchzogen schweigend die Dünen. Hügelreihe nach Hügelreihe erhob sich trennend zwischen uns und der gewöhnlichen Bahn. Endlich waren wir aus der geheimnißvollen Welt getreten, und durchwandelten stumm den kleinen Fischerort. Alles war dunkel und still, wie ein Grab. Ein unheimliches Gefühl überrieselte mich, inmitten dieser in Nacht und Schweigen erstarrten Lebensscene. Wir traten in ein kleines Wirthshaus am Strande. Hier war Leben. Ein echt niederländisches Bild. Beim Schein einer bald aufflackernden, bald matt

glimmenden Lampe saß eine Gruppe von Fischern in rothen Jacken und Mützen, Pfeifen im Mund, das Bierglas in der Hand. Einer unter ihnen war der Sprecher. Zwei Kinder hatten hölzerne Schemel herangerückt und schauten mit gespannten Blicken dem Sprecher in's Angesicht. Von einem Schüsselbrett auf der anderen Seite der Hütte glänzte das blanke Küchengeschirr. Davor saßen die Frauen der Fischer. Sie trugen auf dem Kopf die rothe Haube mit breiter Garnirung, welche man hier zu Lande häufig sieht. Einige kleine Kinder krochen zu ihren Füßen umher. Wir rasteten dort eine halbe Stunde, das Klettern im Dünensande hatte uns sehr ermüdet. Der kleine Knabe wurde mit Bier und Butterbrod erquickt, welches er gar freundlich dankend vergnügt verzehrte. Ich war so müde, daß mir die Augen zufielen, noch einmal traf mein Blick die seltsame Gruppe am Kamin. Das Feuer warf eben ein plötzliches Schlaglicht auf das markirte Gesicht des sprechenden Fischers, und beleuchtete einen so unzweideutigen Ausdruck von lauernder Bosheit, daß es mir kalt zum Herzen drang. Ich schloß die Augen scheinbar, aber aller Schlaf war mir vergangen und es fiel mir mit Schrecken ein, daß ich mein Reisegeld in Gold in der Tasche trug. Der Fischer sprach immer zu, aber ein Blick, den er vom Kamin hinüber nach seiner Frau warf, entging mir nicht. Auch unser Begleiter schien sich der gefährlichen Lage, in welche wir gerathen waren, klar bewußt zu sein; denn als mein Blick den seinigen streifte, glaubte ich Unruhe und Spannung darin zu lesen. Maria

und der kleine Knabe waren ermüdet eingeschlafen, die Frauen flüsterten unheimlich in einer von französisch und flaemisch gemischten Sprache. Die Fischer tranken und rauchten, daß der kleine Raum in dichte Wolken eingehüllt war, die Lampe flackerte matt, der Sprecher war verstummt. Plötzlich stand er auf, trat zu seiner Frau, flüsterte ihr einige Worte in's Ohr und verließ die Hütte. Ich erbebte; lassen Sie uns, um Gotteswillen, sobald als möglich, diese Hütte verlassen, flüsterte ich unserem Freunde zu. Die entschlossene Fassung, die aus seinem Auge leuchtete, beruhigte mich einigermaßen, wir weckten Maria und den Knaben, die ahnungslos süß geschlummert hatten. Wolf war klug genug, die Fischer mit Kupfergeld zu bezahlen. Die Frau und die drei unheimlichen Gesellen leuchteten uns mit einem Kienspan nach dem Strand, wo das Boot angebunden war. Es war ganz dunkel draußen, und die Gesichter, die momentan von dem Lichte beleuchtet wurden, trugen einen Ausdruck, welcher nichts Gutes erwarten ließ. „Es soll hier viel Gesindel geben," sagte mit starkem Ton unser Begleiter. Glaubt ihr, daß wir etwas zu befürchten haben? Nein, nein, Mynheer! sicher nicht, betheuerte die Fischerin. Die Männer schwiegen. War es nicht bei Zuidscote, daß vor zwei Monaten der Fremde ermordet wurde? fragte Wolf und sein Auge haftete durchdringend auf dem Weibe. Sie schwieg — doch, doch, Mynheer! rief der kleine Knabe, der uns zog. In den Dünen bei Zuidscote wurde der arme todte Herr gefunden. — Nun, meine Pistolen sind scharf geladen, sie mögen nur

kommen, sagte Wolf, und wir stiegen ein. Der Knabe schlang das Seil um Leib und Arm, wir fuhren ab. Nicht ohne Herzklopfen sah ich nach der Gruppe zurück, die am nächtlichen Strande, von dem Kienspan matt beleuchtet, ein Nachtstück bildete, welches des Pinsels eines Rembrandt würdig gewesen wäre. Wacker schritt der Knabe zu, seine kleine Gestalt schien im Dunkeln noch einmal so groß zu sein. Wie ein Riesenschatten wandelte er auf dem hohen Uferstrand. Es war einer jener Abende, wo die Natur, vom tiefen Dämmerungsschleier umhüllt, in süßen Wehmuthträumen zu ruhen scheint. Der Himmel hing voll schwarzer Wolken, hier und da blitzte ein Stern hervor. Die Weiden am linken Uferrande bildeten mit ihrem Schatten im Wasser riesenhafte Bäume mit doppelten Kronen. Alles war vom geheimnißvollen Zauberstab der Täuschung berührt, der in der Hand der Nacht so wunderbare Gestaltungen erweckt. In weiter Ferne über dem Rande des Kanals glühte der Leuchtthurm. Es war so todtenstill, daß man das Auf- und Niedertauchen der kleinen Fische hörte, das Wasser murmelte und plätscherte so süß, so melodisch, und von ferne über die weißen Dünen herüber rauschte melancholisch das Meer! Durch diese tiefe Stille des Friedens klang sein großartiger Klagegesang so mächtig ergreifend, so wunderbar geheimnißvoll, wie ein ewiger ruheloser, unerschöpflicher Schmerz. Es war so traumartig schön, so geisterhaft, daß es nicht zu schildern ist. Ich kam mir selbst vor, wie ein Geist, mein vergangenes Leben lag hinter mir, als sei ich ihm längst

entschwebt, das Reich der Ahnung war mir erschlossen, es war mir, als schiffte ich auf dem Meer der Ewigkeit. Nur der Musik könnte es gelingen, diesen geheimnißvollen Zustand der Natur und der Seele zu schildern. Da hörten wir plötzlich das Geräusch stark herannahender Tritte. — Mynheer! rief der Knabe — — aen land!

Kräftig trieb unser Begleiter den Kahn an das Ufer, wie der Blitz flog der Knabe herein und eben so schnell lenkte Wolf das Boot nach der entgegengesetzten Seite des Kanals, wo der Junge nun unter den hohen Weiden getrost weiter schritt. Am anderen Ufer aber stand eine hohe dunkele Gestalt, und durch die nächtliche Stille drangen Flüche und Verwünschungen zu uns herüber. Aber wir waren sicher und ruhig, der Kanal war an dieser Stelle tief genug, ein Kahn war nicht in der Nähe, und so waren wir geborgen. Um Mitternacht langten wir in unserem Zauberschlosse an und sanken bald, ermüdet von den verschiedenen Eindrücken des Tages, in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Aus meinem Tagebuche.

Wir müssen unser Zauberschloß verlassen, die Zeit drängt. Leb' wohl, du gastliches Haus, wie viel habe ich in den wenigen Tagen, die ich in deinen Mauern zubrachte, verlebt! Werde ich je diesen Ort wiedersehen, und wird mir je die Gelegenheit werden, seinen gastfreien Bewohnern zu danken? Dies Blatt aus meinem Tagebuch lege ich auf ihren Arbeitstisch.

Wir flogen wie im Traume
Aus weiter Ferne her,
Zum weißen Dünensaume
An's ungemessne Meer.

Wir sitzen hier als Gäste
In eurem schönen Haus,
Und nehmen uns das Beste,
Und gehen ein und aus.

Wir brechen vom Spaliere
Die Frucht so rosig frisch,
Wir spielen am Klaviere,
Und sitzen an eurem Tisch.

Wir ruhen auf euren Kissen,
Und trinken von eurem Wein,
So kehrte einst Schneewittchen
Bei den sieben Zwergen ein.

Wir geh'n auf euren Spuren,
Mit leisem scheuem Fuß,
Von edleren Naturen
Wird hier uns mancher Gruß.

Von klarer Ordnung Walten,
Von edlem Sinn für Kunst,
Von himmlischen Gestalten,
Die schuf der Muse Gunst.

Und hier auf eurem Zimmer,
Wo Ihr trugt Lieb und Leid,
Da ward beim Kerzenschimmer
Ein Liebespaar geweiht.

Die Geister, die dem Bunde
Der Liebe treu sich weih'n,
Sie mögen zu jeder Stunde
Mit diesen Beiden sein.

Ihr aber nehmt zum Lohne,
Dies schwach' und zitternde Blatt,
Das von des Baumes Krone
Der Herbst gewehet hat.

XX.

Kurzer Ueberblick über das Volk. Das Pfaffenthum. Die Frauen, ihre schriftstellerische Richtung in Belgien und ihre Stellung zur Kritik. Schriftstellerinnen in Deutschland. Trennung der Stände. Das Verhältniß der Sprache zu den verschiedenen Klassen. Die Stellung der Geistlichkeit im Sprachstreit. Die flaemische Literatur. Heinrich Königs Urtheil über dieselbe. Gedicht an die belgischen Dichter.

Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich:
Die angebornen Bande knüpfe fest;
An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Schiller.

Indem ich das schöne Belgien verlasse, suche ich aus den verschiedenen Eindrücken, welche ich empfangen, so viel als möglich eine klare Uebersicht zu gewinnen, um die einzelnen Züge zu einem Bilde für meine Erinnerung zu gestalten. Dies wird zwar immer eine mangelhafte Skizze werden, dennoch bietet sie vielleicht manchen Anknüpfungspunkt, an welchen tiefere Einsicht bedeutendere Beobachtungen knüpfen kann.

Der Total-Eindruck, welchen Land und Menschen auf mich gemacht, ist ein durchaus vortheilhafter. Das Land ist schön und segensreich, seine unübersehbaren Felder und Wiesen, von goldenen Saaten überwogt oder grünem Rasen gedeckt, von den Silberadern der Ströme durchwallt, hier und dort von schattigen Hainen begränzt, von fetten Heerden und fleißigen Menschen belebt, bieten wechselnde Bilder von frischem kräftigem Leben. Die alterthümlichen Städte mit den prachtvollen Domen, den zierlichen Rathhäusern, gothischen Gebäuden und Hallen führen uns in's romantische Mittelalter zurück, und manches hübsche Gesichtchen, das mit dem niederländischen Flügelhäubchen aus der schwarzen Faille hervorblickt, erinnert durch seinen offenen naiven Ausdruck, durch die blonde Fülle der Haare und den herrlichen Teint an die Schöpfungen der älteren Meister. Der Flaeming, nicht zu verkennen durch seinen starken gedrungenen Körperbau, so wie durch die eigenthümliche Treuherzigkeit seines Wesens, ist weniger roh als derb, weniger grob als ehrlich. Weit entfernt, sich der Kunst graziöser Drappirung zu rühmen, durch welche der Franzose Frivolität liebenswürdig darzustellen vermag, nennt er das Kind immer beim rechten Namen. Naiv ist er im höchsten Grade, aber in so unschuldiger Weise, daß man nicht mit ihm darüber zürnen kann. Ein treuer und warmer Anhänger der Kirche, die seinem Herzen warm entgegenkommt, ist es nur zu beklagen, daß er das Pfaffenthum nicht mehr davon zu trennen weiß, und von diesem abhängt, wie er jener anhängt. Das Uebergewicht der

Pfaffen tritt überall störend hervor, sogar auf der Eisenbahn, und wenn man bedenkt, daß Belgien 453 Klöster besitzt, aus denen die Raben beständig ein und aus fliegen, so ist es kein Wunder, daß sie einem überall den Blick verdunkeln. Die Saat, welche Joseph II. und die französische Revolution gemäht, schießt überall neu empor, sowohl in der Form stolzer Abteiherren, als in der demüthiger, in fruchtloser Selbstmarter dem Himmel entgegen büßender Trappisten. Vor allem aber wuchert das Schlingkraut, die Jesuiten, das mit seinen weitreichenden Armen alle Stände umstrickt. Wenn doch etwas von dem wilden Geiste der alten Geusen in das belgische Volk führe, wenn doch einer unter ihnen aufstände und ihnen das alte Lied in die Seele donnerte:

Gottes Lehre soll bleiben stehn,
Es leben die Geusen,
Doch der Pfaffen Gott der muß vergehn,
Mein Ruf soll erlösen!
Sie haben so manche Dumme betrogen,
Es leben die Geusen:
Sie haben so manche Lügen gelogen,
Die verrätherisch Bösen.
Packt auf, ihr Seelmörder, wir rathen's euch schnell,
Es leben die Geusen,
Packt euch hinunter in Lucifers Höll,
Da brennen die Bösen.

Es ist Jammer und Schade, daß ein so tüchtiges Volk zu keiner moralischen Selbstständigkeit gelangen kann.

Tief wie die Anhänglichkeit an die Kirche, an die alten Legenden und Sagen, wurzelt auch im Herzen des

Volks die Liebe für alte Feste, Gebräuche und Herkommen, und diese tragen noch ganz den Charakter des Mittelalters. Laute, mitunter derbe Fröhlichkeit zeigt sich bei den Kirmessen, wo mannigfaltige und ergötzliche Spiele die muntern Bursche und Dirnen versammeln.

Gründliche Wissenschaftlichkeit kann man von dem Flaeming noch nicht verlangen; Belgien ist noch jung, und seinen Staats-Universitäten bleibt, so sagt man mir, noch viel zu wünschen übrig. Dies erkennt er selbst an, und blickt vertrauend zu uns herüber nach Deutschland, von wo aus er alles Heil für die Wissenschaft hofft.

Daß die Industrie in Belgien um so viel höher steht, ist eine bekannte Sache, und man wird mir über sie wie über Politik jedes Urtheil erlassen, da beide nicht in mein Departement gehören, dagegen erlaube ich mir einige Bemerkungen über die Frauen.

Im Allgemeinen fand ich die flandrischen Frauen liebenswürdig, sie verbinden niederländische Naivetät mit französischer Lebhaftigkeit. Ihre Bildung ist fast durchgängig französisch, die Malerei wird mehr von ihnen betrieben als die Musik, von Sprachen nächst der Französischen die Englische, die Deutsche bis jetzt gar nicht. Von unserer Literatur wissen sie gar nichts, als was sie zufällig vom Hörensagen auffangen. So versicherte mich eine artige Frau in einer Soiree, sie kenne die deutsche Literatur. Auf näheres Befragen erwiederte sie: Je connais surtout un de vos anciens poétes, un certain Goth. In der französischen Tagesliteratur sind die Belgierinnen dagegen

ganz orientirt. In dem kleinen Kreise echt flaemisch gesinnter Frauen erblühen, wie ich früher erwähnte, einige frische poetische Talente. Schon in früheren Jahrhunderten haben sich niederländische Frauen in der Literatur ausgezeichnet. Eine der bedeutendsten war Maria Tesselschade Vischer, die Freundin des berühmten Pieter Hooft. Ueber sie vereinigen sich die Urtheile der Gelehrten und Kritiker zu folgendem Ausspruch: Sie war eine Frau von vielem Geist, welche Geschmack an der Wissenschaft fand, allerliebste Verse schrieb, und darüber ihre Haushaltung nicht vernachlässigte. Diese Verschmelzung von Poesie und Häuslichkeit, welche in Maria van Ackere den Niederlanden zum zweitenmal den lebendigen Beweis giebt, daß beide zu vereinigen sind, hat wohl nicht wenig zu der Begeisterung beigetragen, mit welcher die flaemischen Kritiker die Poesieen ihrer Frauen beurtheilen. In Deutschland wird es den Dichterinnen nicht so leicht gemacht, die Männer gehen vom Vorurtheil aus, eine Dichterinn müsse eine für's Leben untaugliche unliebenswürdige Person sein, und so nehmen sie die Geistesprodukte einer Frau schon mit befangenem Sinn auf. In Frankreich, im Lande der Esprits, wo die Frauen mehr durch Geist als durch Gemüth und Innigkeit ihren Rang behaupten, finden die Männer nichts darin, daß sie die Stelle einnehmen, auf welche der Grad ihres Geistes sie anweist. In Deutschland aber giebt es nur wenig Männer, welche sich vom Wahne losreißen können, daß ein gewisser Grad geistiger Ausbildung der Weiblichkeit Schaden bringe. Im Grunde

genommen ist es aber mehr oder weniger ein Rest vom guten alten Zopfregiment und sie werden schon mit der Zeit einsehen lernen, daß es besser für sie und ihre Familie ist, wenn die Frau auch etwas höheres mit dem Manne zu theilen vermag. Die schriftstellerische Richtung der deutschen Frauen ist ein in der neueren Zeit vielfach angeregtes Thema, welches erschöpfend zu behandeln einer sichereren Hand vorbehalten bleibt. Sie ist nach gerade ein Gegenstand geworden, welcher der Bekämpfung werth erscheint. Die lange von den Fesseln des Vorurtheils eingeengten Seelen sind sich ihrer angebornen Schwingen bewußt geworden, und prüfen hier und dort ihre Kraft. Anfangs ließen das die Herren der Schöpfung geschehen, sie lächelten halb gutmüthig, halb ironisch über die Streifzüge der Tauben, bis die kühne Lerche Bettina sich jubelnd aufschwang in den blauen Aether, und aus ihrer Höhe herab ihre befreiten und befreienden Töne schmetterte. Bald darauf, nachdem sie staunend der Kraft dieses Genius gehuldigt, der sie im Sturm zur Begeisterung hingerissen, erklangen aus dem Grabe die tief ernsten schicksalsschweren Worte Rahels, und sie erkannten, welche Tiefe der Seele, welche Schärfe des Verstandes, welchen Reichthum des Geistes, noch außer „dem reichen Schatz von Liebe und Treue der Busen einer Frau bewahren kann." Hatte Bettina sie hingerissen, durch Rahel wurden sie zur Ueberzeugung geführt, und die beiden Zwillingsgestirne waren feierlich aufgenommen in die Reihe der glänzendsten Planeten. Wie es aber immer geschieht, daß schwächere Geister

den stärkeren nachstreben, so hatten viele mehr oder weniger bedeutende Talente, durch die glänzenden Erfolge der beiden Gefeierten angeregt, mit größerem oder geringerem Glück sich auf die gefährliche Bahn gewagt. Die beiden hervorragendsten Erscheinungen der allerneuesten Zeit, die Gräfin Hahn und Frau von Paalzow, machten bald in anderer Richtung die entschiedenen, unabweisbaren Rechte ihres Talentes geltend. Die Gräfin Hahn in glänzend spiritueller, vornehm dedaigneuser Weise, zugleich abstoßend und anziehend, widerwärtig und graziös, herzlos und seelenvoll, baute eine so prächtig schillernde Brücke über die Zerrissenheit ihrer Seele, daß wir über dem blendenden Farbenschmelz den Abgrund vergaßen, und über die poetisch beleuchteten Thränentropfen das trostlose Grau übersahen. Frau v. Paalzow, weniger spirituell, aber gemüthreicher, weniger glänzend aber inniger, wußte durch die historische Unterlage, welche sie ihren Erscheinungen gab, dauernder und in weiteren Kreisen zu fesseln. Die siegreichste Autorität der Welt, die Mode, hatte sich der beiden Namen bemächtigt, aber die Mode ist launisch, sie trägt bekanntlich ein Schwert, und schlägt heute das Haupt herab, welches sie gestern bekränzte. Gestern war die Hahnenfeder der modernste Schmuck, heute denkt man daran, daß sie ein Abzeichen Mephisto's ist. Bei dieser Gelegenheit wird denn natürlich über Bausch und Bogen der Schriftstellerei der Frauen der Stab gebrochen, ja man geht so weit, daß man ihnen die angeborne Poesie abspricht. Da heißt es unter andern: In Deutschland sei die Schriftstellerei

der Frauen eigentlich so verpönt, daß eine Frau sich ihrer Weiblichkeit begebe, die als Schriftstellerin auftrete. — Daß der erste Satz richtig ist, gereicht unserem Vaterland eben nicht zum Vortheil, und trägt nicht wenig dazu bei, manches frische Talent in seiner Entwickelung zu hemmen. Ja, ich möchte hierin den Grund der öfters erwähnten Erscheinung finden, daß Deutschland in dieser Beziehung England und Frankreich weichen muß. Es gehört viel Inspiration, viel tiefwurzelnder Glaube an den inneren Beruf dazu, um dem so mächtig waltenden Vorurtheile zu trotzen, um die innersten Blüthenkeime der Seele dem tödtenden Nachtfrost der Kritik zu übergeben. Wenn uns aber außerdem der Spruch wiederholt wird, daß „in Deutschland nur die Myrthenkrone den Frauenhäuptern bestimmt sei“, so weiß man nicht, ob man dies nicht für Ironie halten soll, indem ja bekanntlich die Myrthe immer weniger in Deutschland grünt. Daß manche Frau sich ohne Beruf der schriftstellerischen Richtung hingiebt, ist kein Grund die übrigen davon abzuhalten. Welche wissenschaftliche Bücher der Männer, welche Staatsposten sind denn durchgängig gut besetzt, und wie verhältnißmäßig viel schlechte Dichter giebt es am Ende? Die Unvollkommenheit tritt überall hervor, warum verfährt man denn so hart mit ihr einem Geschlecht gegenüber, das ein doppeltes Maaß von Unvollkommenheit, die eigene, und die männliche, von welcher die ihre so oft aus geht, zu tragen hat? Warum aber eine Dichterin durch ihre innigere Erkenntniß des Schönen und Erhabenen für die höchsten Aufgaben

ihres Lebens untauglich werden soll, ist mir nicht faßlich. Ich glaube im Gegentheil, daß ein echt poetisches Gemüth zugleich der schönste Tempel der Liebe ist, und daß eine poetische Frau, eben darum weil sie ihre Pflichten poetisch aufzufassen weiß, auch im Stande sein wird, ihnen zu genügen. Wehe der Frau, welcher kein Funke von Poesie in der Seele ruht, welche die tiefsten Beziehungen ihres Lebens nicht in poetischem Gemüthe trägt. Die Engländerinnen haben es verschiedentlich bewiesen, daß Poesie die Weiblichkeit veredelt. Im reinsten Lichte steht Felicia Hemanns, die bewunderte, geliebte, gefeierte Dichterin Albions. Aber auch Belgien ist gerechter gegen das Talent seiner Frauen, und wenn wir Maria van Ackere die Poesie der Frauen vertheidigen sehen, so geschieht dies nur gegen den französischen Dichter Lebrun, denn ihre Landsleute haben ihre Lieder mit begeisterter Wärme aufgenommen. In Belgien ist es liebenswürdige kindliche Naivetät, welche sie für die Poesieen ihrer Frauen begeistert, sie sind unbefangen, und nehmen eben darum die natürlichen Gefühls-Offenbarungen ihrer Dichterinnen in diesem Geiste auf, als ein frommes heiliges, von Gott eingegebenes Talent.

Die Stände sind in Belgien streng von einander geschieden, und dies wird uns am wenigsten in einem Lande auffallen, in welchem schon die Sprache so mächtig auf diese Scheidung einwirkt.

Der Bürger trinkt am Abend sein Liter Faro im Estaminet, oder auf der Promenade in einem Waffelgarten. Im letzteren Fall, der gewöhnlich Sonntags eintritt,

begleitet ihn Weib und Kind. Bei ihm gilt nur das Flaemische, und redet man ihn französisch an, dann antwortet er: connais pas, oder comprends pas. Am Tage ist er ein fleißiger Arbeiter, auch die flaemischen Frauen sind thätig und häuslich. Ein innig gemüthliches Familienleben fand ich aber in Belgien weniger als in Deutschland. Hat der Mann sein Tagesgeschäft beendigt, so ist er der Frau überall im Wege, und sie hat keine Ruhe bis er draußen im Estaminet ist. Die Frauen sitzen dann Abends beisammen im Hause, die Männer in den Schenken. In der Woche gehen die Bürgerweiber selten aus, den Kirch- und Marktgang abgerechnet.

Der Mann des Mittelstandes, Kaufmann, Arzt, Lehrer oder besser besoldete Beamte, besucht schon nicht das einfache Estaminet. Nach beendeten Geschäften ist er in der Kasino-Gesellschaft oder anderen geschlossenen Vereinen zu finden. Neben dem Bier tritt dort der Wein, neben dem Flaemischen das Französische auf. In Soireen herrscht das Französische, auch im Mittelstand. (Siehe: Eine Soiree bei Willems.) Die Gesellschaften sind meist steif und langweilig. Bei weniger ceremoniösen Abendbesuchen ist es eingeführt Wein und Backwerk zu geben, der Thee gehört den Soireen. Auch im Mittelstande findet ein gemüthlicher herzlicher Verkehr der Familien untereinander wenig statt. Die erfreulichsten Ausnahmen fand ich im Kreise der Dichter, besonders in Gent, als bei Willems, Ledeganck, Serrure u. s. w.

Ganz eingeführt ist das Französische in der Société

noble, einer streng geschlossenen Gesellschaft, zu welcher nur die höchsten Stadt- oder Staats-Beamten zugelassen werden, in den concerts nobles der Hauptstadt, in den Soireen des Königs, der Fürsten, der Minister. Ob je das Flaemische sich in diese Kreise Bahn brechen werde, bezweifle ich; jedenfalls würde es sich dort so unbehaglich fühlen als der Flaeming selbst. Schlicht, einfach mochte er am alten Hofe seiner Grafen wohl zu Hause sein, auch in der Nähe Karls V., des echten Volksmannes, doch für moderne Höfe und den Salon paßt er nicht.

Daß der Hof und die Minister dem Flaemischen nicht hold sind, begreift sich; der König jedoch ist ihm nicht abgeneigt, wie er dies bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen hat, zuletzt noch in Gent bei der Grundsteinlegung zum Entrepot, wo der Stadtrath und der Bürgermeister einen Verweis empfingen, weil die Inschriften und Pergamente nur französische Texte trugen.

Bei der Regierung gränzt die Indifferenz für das Flaemische an Abneigung. Eben so steht es mit den Kammern, welche meist aus Leuten bestehen, die eine französische Bildung empfingen. So blieb denn die Sprache der Gerichtshöfe, trotz aller dringenden Fürbitten für die verstoßene Muttersprache, bis jetzt französisch, und der angeklagte Flaeming muß sich beschuldigen, vertheidigen, verurtheilen hören, ohne daß er ein Wort von der Verhandlung versteht. De Dekker zufolge, kommt dies alle Tage vor. Schon dies einzige Faktum reicht hin den Satz zu

widerlegen, daß die Flaeminge übertriebene Forderungen machten.

Fast alle Landbürgermeister und Schöffen müssen sich bei ihren Relationen mit der Regierung einen Uebersetzer im Gemeindeschreiber halten, und wissen deshalb nicht genau was in ihren Geschäften vorgeht.

In den Gymnasien hört der Schüler französisch mit sich sprechen, wovon er nichts versteht, und sind alle Schüler einer Klasse Flaeminge, dann sieht man, wie zu Brügge an der Akademie einen Dolmetsch neben dem Lehrer, der dessen Vortrag Satz für Satz übersetzt.

Die Geistlichkeit verhielt sich in dem Sprachstreit wie man es erwarten konnte. Es liegt in ihrem Interesse das Flaemische zu schützen, weil sie sich dadurch eine Mauer gegen die religiöse Indifferenz Frankreichs baut. Daß sie aber dabei nur spekulirt, daß ihr die Sprache nicht als solche, sondern nur als Mittel zum Zweck werth ist, sah man bei dem Orthographiestreit, wo sie lange schwankte, zu welcher Partei sie sich schlagen wolle. Gleiche Spekulation bestimmte sie auch wohl, sich für den Vertrag mit dem Zollverein zu erklären, das katholische Rheinland kann ihr nicht schaden, in ihm hat sie einen Verbündeten. Welches aber auch ihr Motiv gewesen sein mag, sie setzte die Sache durch, und die durch den Vertrag lebhafter gewordenen Beziehungen mit Deutschland können nur segensreich auf den neuen Aufschwung der flaemischen Literatur wirken, welche zwar jung doch kräftig die Schwingen regt. Heinrich König sagt in seiner Fahrt nach Ostende: „Der

materielle Niederländer hat bis jetzt sein höchstes Ideal im Gebiet der Malerei erreicht, in der die Materien nach gerade fließend werden. Musiker von Bedeutung hat Belgien noch nicht geliefert. (Gretry?*) Dichter versuchen sich eben in flamändischem Gefieder." Ich glaube, daß es den Dichtern Flanderns zur Ehre gereicht, daß sie sich in „flamändischem Gefieder" versuchen, und die glänzendern Papageienfedern verschmähen. Daß aber, was den Geschmack betrifft, die flaemische Literatur noch viel zu wünschen übrig läßt, ist keine Frage, doppelt wichtig ist es deshalb für sie, edlen Vorbildern nachzustreben. Sollte ihnen nun, wie ich nicht bezweifele, Königs Fahrt nach Ostende vor Augen kommen, so werden sie darin, neben vielem Wahren und Geistreichen, Schilderungen finden, welche die kühnste flaemische Phantasie beschämen, als z. B. pag. 88. Die flaemische Literatur rühmt sich aller Mängel und aller Vorzüge der Jugend. Sie ist unpolirt, unentwickelt, aber wahr, kräftig, begeistert. Mit Gewalt entringt sie sich den Fesseln der schulmeisterischen Perrücken, welche mit rhetorikaler Salbung sie festhalten möchten auf den graden Gartenwegen, zwischen steif ge-

*) Gretry ist nicht blos in seinem Vaterlande anerkannt, seine Statue erhebt sich nicht nur in seiner Heimathstadt Lüttich, sondern auch in Paris, wo der Enthusiasmus, welchen seine Compositionen erregten, ihm dies bleibende Denkmal gestiftet hat. Der berühmte holländische Dichter Kinker sagt über Gretry:

Gretry, der melodische Maler, dem der Muse Gunst vertraut
Für die innigste Empfindung den verwandten Seelenlaut,
Sah und dacht' und fuhlt' in Tönen, fur sein feines Lauscherohr
Kein Geflüster, kein Gesäusel in der Schöpfung sich verlor.

schnittenen Buchsbaum-Figuren und Taxuswänden. Ich glaube meine Reise-Erinnerungen nicht besser schließen zu können, als, indem ich einige Proben dieser in der neuesten Zeit viel besprochenen jungen Literatur folgen lasse. Sollten sie, wie ich hoffe, Anklang in meinem Vaterlande finden, so werde ich eine bedeutendere Uebersicht dieser Richtung demnächst zu geben suchen. Die Dichter aber, welche mit so warmer Begeisterung, mit so ausdauernder Energie für die Wiederbelebung ihrer Sprache und Poesie streiten, bitte ich die folgenden Strophen freundlich aufzunehmen, als Beweis der herzlichen Anerkennung und Achtung einer deutschen Frau.

An die belgischen Dichter.

Concordia soll ihr Name sein.
Schiller.

Es hing eine starke Glocke hoch in des Domes Thurm,
Sie klang mit reinem Schalle durch Nebel und durch Sturm,
Sie klang viel hundert Jahre mit treuem starkem Laut,
Es war dem flaemischen Volke die Stimme so vertraut.

Der Franzmann ist gekommen zu herrschen in dem Land,
Er hat hinabgestürzet sie mit verweg'ner Hand,
„Ihr mögt sie nur begraben, weil uns der Klang mißfiel,
Ihr sollt dafür jetzt haben ein fränkisch Glockenspiel.“

Der Franzmann hängt die Glocken im alten Dome auf,
Die Greise schauen trübe besorgten Blicks hinauf,
Sie können sich nicht gewöhnen an diesen fremden Klang,
Es schlägt bei diesen Tönen ihr Herz so schwer und bang.

Die Menge doch bethöret das neue Klingeln bald,
Daß sie vergißt die Glocke voll heiliger Gewalt,
Im Traum nur hören Greise mit silberweißem Haar,
Die Glockentöne leise, so fern und wunderbar.

Die Männer aber treten zusammen in dem Land,
Von Herzen sind wir müde den fremden Schellentand,
Es paßt das feine Klingeln auf unsern alten Dom,
Als wie ein gläsern Schifflein auf unsern Scheldestrom.

D'rauf hat ein Mann gesprochen mit flammendem Augenstrahl:
„Herbei, und helft mir graben, ihr Männer allzumal,
Laßt uns die Glocke heben aus ihrer tiefen Nacht,
Daß wieder sie zum Leben mit Jubelklang erwacht!“

Er hebt mit starkem Arme sie aus der Nacht empor,
Begeistert ihm zur Seite steht kühn der Männer Chor,
Sie haben sie froh erhoben hoch auf des Domes Thurm,
Auf's neue klingt sie droben durch Nebel und durch Sturm.

Und alle, die da hören den vielgeliebten Klang,
Die wallen heran in Chören so freudig und so bang,
Sie sinken betend nieder, und rufen aus treuer Brust:
„Gegrüßt! die du uns wieder erklingst in Schmerz und Lust!“

Und stärker klingt und stärker der Glockenton durch's Land,
Klingt wieder an den Dünen dort an der Nordsee Strand,
Die Meereswogen rauschen dem wohlbekannten Schall,
Heil unsrer Heimathglocke! so tönt es überall.

Proben flaemischer Literatur.

Aus dem Gedicht: Aen de Belgen.

Von Willems.

Wenn eine Mutter dem erflehten Segen,
Dem Neugebornen, streckt den Arm entgegen,
Dann sucht ihr Blick in ihres Kindes Zügen,
Und forscht darin mit innigem Vergnügen,
Ob sie im Aug', im Lächeln von dem Kinde,
Das theure Bild des Vaters wiederfinde.

Der Mutter gleich, geliebte Landsgenossen,
Forscht auch die Heimath, ob in euch, den Sprossen
Aus Belgierblut, die jüngst ihr neu geboren,
Die Tugenden der Väter unverloren.
Sie hofft, nun ihr die Häupter dürft erheben,
Ihr werdet neu der Väter Bild beleben,
Sie fragt, ob ihre Tugend, ihren Ruhm
Ihr auch bewahrt als heilig Eigenthum,
Ob ihre Ehr' auch völlig sei gerochen,
Von fremdem Zwang die Banden all gebrochen? —

Sie findet nicht was gern sie finden wollte,
Nicht gleicht der Belgier dem er gleichen sollte.
Statt daß er steh' ein Sohn der Niederlande,
Schleppt er auf freiem Grund des Fremdlings Bande,
Er ahmt im Flitter dem Franzosen nach,
Verschmäht, verkennt die theure Muttersprach,
Sein Lied erklingt nicht in der Heimath Tönen,
Er scheut sich nicht der Mutter Wort zu höhnen.

Man wähne nicht, daß ich von Haß entflammet
Verachte, was aus Frankreichs Sprache stammet,
Daß ich sie schmähe, die Europa ehrt,
Die, rings wo Bildung herrschet, wird gelehrt,
In der so oft ich Racine's Geist bewundert,
Bossuet, der durchdonnert sein Jahrhundert,
Darin der Geist von Fénélon versenket,
Die so viel Schönes hat der Welt geschenket.
Ich lieb die Sprach, ich huldige ihr gerne;
Doch fordre ich, daß man euch achten lerne,
Vor andern nicht brauchst du mein Volk zu weichen,
Denn deine Sprach ist deines Sinnes Zeichen.
Sie ist der Quell, der unerschöpflich fließt,
Der Heimathlieb' als Perle in sich schließt.
Vor Zeiten schon, wenn uns der Feind beleidigt,
Da hat in ihr der Ahn sein Recht vertheidigt.
Als kühn voran einst Roma's stolzer Aar
Zog Cäsar's sieggewohnter Kriegerschaar,
Die uns bedroht mit Banden und mit Schmach,
Traf sie der Ahnen Fluch in unsrer Sprach.
Und als die heimathstarken deutschen Mannen
In Brand gesteckt die Zelte des Tyrannen,
War durch der Flammen leuchtendes Zerstören
Die Siegeshymne meines Volks zu hören,

Und in die Herzen trauervoller Frauen,
Die weinend die erblaßten Hüllen schauen,
Drang Bardenlied in feierlichen Tönen,
Durch Heimathklang die Trauer zu versöhnen.

An eine Dichterin.

Von Prudens van Duyse.

O Weib, durchglüht von heil'ger Dichtung Flammen,
Der Wahn nur wähnt, die Weiblichkeit entweiht,
Nur schwache Geister sind's, die dich verdammen,
Für deine Rechte wag' ich kühn den Streit.

* * *

Ich preis' die Dichterin, nicht die Gelehrte,
Die Poesie, nicht eitle Wissenschaft,
Den Gottesfunken, der dein Herz verklärte,
Und dich durchdrang mit seiner Schöpferkraft.

Dir ist die Poesie kein künstlich Streben,
Das Recht dazu hat dir das Herz verliehn,
Sie blüht empor aus deinem tiefsten Leben,
Der Mann sei Redner, Du sei Dichterin.

Du singst von selbst gleich wie die Silberwelle,
Gleich dem Orkan, der kündet Gottes Macht,
Du singst gleich wie die Lerche klar und helle,
Denn die Natur ist's, die dein Lied entfacht.

Nicht künstlich schlingst du glänzende Gedanken,
Wirfst scherzend nicht der Brust Gefühle hin,
Du zündest an die Glut um Gott zu danken,
Der Opferflamme reine Priesterin.

Und ging uns hier die Poesie verloren,
Man fand sie wieder in der Frauen Brust,
Im Mutterherzen wird sie neu geboren
Mit jedem Schlag der Trauer und der Lust.

In welche Seele drückt mit ew'gem Stempel
Sich die Erinnerung? Wer ist wie sie
Der Hoffnung reinster, schönster Seelentempel
Durchströmt von heil'ger Liebesmelodie?

Und was ist Dichtung, als Erinn'rung, Hoffen,
Der Zukunft, des Vergang'nen Zaubertraum,
Ein Himmelsstrahl, dem ihre Seele offen,
Der ihr verklärt die Nacht mit gold'nem Saum.

Für Lieb und Poesie ist sie geboren,
Denn was ist Liebe sonst als Poesie,
Als Hochgefühl zu Himmelsglück erkoren,
Als Schöpferwonne, die uns Gott verlieh?

Ja, die am tiefsten fühlte und gesungen
Ihr Lied von Herzen warm und rein,
Die Frau, von höchster Poesie durchdrungen,
O glaubt es mir, wird auch die beste sein.

Nie wird aus Hoffarth sie ihr Herz vergeben,
Wird den nur wählen, der das Schöne ehrt,
Die Liebe ist das Höchste ihrem Leben,
Die Kinder sind der Schmuck, den sie begehrt.

Und dann ihr Lied? was ist es als das Wehen
Des Liebesathems der die Seele schwellt,
Das was im Tod versank, heißt auferstehen,
Bis er's begrüßt in einer schönern Welt.

Mutterwonne.

Maria van Ackere.

Aus ist der bange Traum,
Vorüber Angst und Beben,
Ich darf, noch faß ich's kaum,
Als Mutter doppelt leben.

Komm Kindlein, meine Lust,
Ich will in Lieb mich baden,
Du bist zur Mutterbrust,
Mein Herzchen, eingeladen.

Wie dankt' ich, als der Schluß
Des Himmels dich geschenket,
Mein Dank war Hochgenuß
In Mutterlieb gesenket.

Für Dank und Flehn und Preiß
Ich nimmer Worte find,
Die Freudenthrän' rollt heiß
Hernieder auf mein Kind.

Geliebter! wie bewegt
Der Vaternam' dein Herze,
Der dich zum Himmel trägt
Mit mir nach bangem Schmerze.

Die Rose ferner nicht
Brauch ich mehr zu beneiden,
Darf sie im Lenzeslicht
Sich an den Knospen weiden.

Durch's grünende Gefild
Muß ich nicht seufzend schweifen,
Wenn jede Pflanze schwillt,
Wenn alle Früchte reifen.

Nicht ferner mehr verletzt
Mein Herz der Mütter Segen,
Ich darf ja glücklich jetzt
Ein Kind am Busen pflegen.

Mich auch schmückt Knospenpracht
In frischer Frühlingswonne,
Im Aug' des Kindes lacht
Mir eine Lenzessonne.

O Liebchen! schlummre gut,
Die Mutter wacht ja gerne,
Du ruhst in ihrer Hut,
Da bleibt das Leid dir ferne.

Ein Engel flog herab,
Er wehret mit den Flügeln
Jed' Leid der Wiege ab,
Weiß jedes Weh zu zügeln.

Der Engel rein und klar
Wird liebend bei dir weilen,
Den Segen immerdar
Als Bruder mit dir theilen.

Und wenn ein Jahr entschwand,
Steht er dir hold zur Seiten,
Mit liebevoller Hand
Den ersten Schritt zu leiten.

Er reift die Geistessaat,
Und spricht in deinen Reden;
Wenn eine Schlange naht,
Wird sie sein Fuß zertreten.

Der Engel, der dich grüßt,
Ob alles fern dir bliebe,
Dich tröstet und dich küßt,
Heißt hier — die Mutterliebe.

Mutterangst.

Maria van Ackere.

Still, scherzende Mädchen, ach lärmt nicht so sehr,
Auf daß ihr mein Kindlein nicht wecket,
Es mehrt euer Scherzen den Kummer, der schwer
Die Seufzer der Mutter erwecket.
Still, still mit der Freude, dem fröhlichen Spiel,
Nun Krankheit mein rosiges Kindlein befiel,
Nun Schlummer sein Auge bedecket.

Was blühst du o Frühling! was lächelst du so,
Was kann all dein Segen mir frommen?
Was stehst du so reizend, so prangend und froh?
Ihr Lächeln heißt nicht dich willkommen.

Es reicht nach den Blumen ihr Händchen ja nicht,
Der Schmerz streift das Lächeln vom holden Gesicht,
Ihr Herzchen ist schwer und beklommen.

Ihr Pulschen klopft heftig, ihr Herzchen schlägt bang,
Das Fieber kehrt glühender wieder,
Der Schweiß rinnt in Tropfen herab von der Wang,
Geschlossen die rosige Lider.
Mein Herzchen! Was quält dich? wie schmerzt mich die Noth!
Wie still! Ach, dein Schlummer, wie ähnlich dem Tod,
Mein Röschen sinkt welkend darnieder.

Die Fingerchen starr! Gott, die Kälte nimmt zu,
Der bleichende Mund ist geschlossen,
Ich kniee und weine — Barmherziger, du
Wirst nicht eine Mutter verstoßen.
Du, du kannst sie retten, allmächtiger Gott,
Ach laß nicht das einzige Röschen den Tod
Mir pflücken, das hold mir entsprossen.

Ich dankte so feurig, ich weinte entzückt,
Als du uns die Blüthe gegeben,
Ich dachte so selig: wenn lange entrückt
Der Lenz meinem sinkenden Leben,
Dann wird einst mein Alter dies liebliche Bild
Als lachende Sonne erheitern so mild,
Als rosiger Morgen umschweben.

Erfüll' mir die Hoffnung, die Wonne, die kaum
Getagt unserm irdischen Pfade,
Zerstör' nicht des Gatten geliebtesten Traum,
Barmherziger Vater, ach Gnade!
Ach streife den Schleier des Todes ihr ab,
Wir weinten uns todt auf des Lieblinges Grab,
Barmherziger Vater, ach Gnade!

Sie athmet! Ein Seufzer entringt sich der Brust,
Die Hoffnung will neu mich umschweben,
Die Angst meiner Seele wird hoffende Lust,
Herr, du willst dem Tod sie entheben.
Ihr Aeuglein erschließt sich, die Lippe verlangt,
Ich drück' sie ans Herz, das so angstvoll gebangt,
Du hast sie mir wiedergegeben.

O spielt nur ihr Mägdlein, o scherzet nur frei,
Mein Kindlein liegt wach mir am Herzen,
Die Angst und der Kummer, sie sind ja vorbei,
Vorbei alle Seufzer und Schmerzen.
Ihr lieblichen Mägdlein, o spielt nur und singt,
Bald, wenn ihr den fröhlichen Reihentanz schlingt,
Kann wieder mein Kind mit euch scherzen.

Das Schwert zur Hand.

Ph. Blommaert.

Stolz war der Adler Roms geflogen
Von Land zu Land mit Räuberschrei,
Zum Niederland war er gezogen,
Da grüßte rächend ihn der Leu.
Fürst Hermann schlug ihm tiefe Wunden,
Die Schwing' knickt ihm Civil der Held,
Und nicht erschien er mehr im Feld,
Bis Chlodwig stark sein Volk verbunden.
Vom Belt zum Nordseestrand
Klang Racheruf durch Waldeshallen,
Des Fremdlings letzter Knecht soll fallen,
Das Schwert zur Hand!

Aus Roma's Asche und Ruinen
Erstand des Galliers Räubermuth.
Auf unserm Strand ist er erschienen,
Vernichtung haucht des Athems Gluth.
Doch bei dem Ruf von Artevelden
Schaart sich das Volk zu seiner Fahn,
Da schwand des Galliers stolzer Wahn,
Der Heimath Joch sank vor dem Helden.
Das Schwert zur Hand!
Bis Galliens letzter Knecht gefallen,
Klang Racheruf durch Waldeshallen
Vom Belt zum Nordseestrand.

Ein ander Joch drückt bald uns nieder,
Ob frei vom Zwang der Uebermacht,
Durch Staatsorkane wurde wieder
Vertheilt das Land zum Fall gebracht.
An Spaniens Dolch entglimmt der Funken
Des Hasses, fremdem Stamm vereint,
Der Bruder fremd dem Bruder scheint,
In Zwietracht war das Volk versunken.
Vom Belt zum Nordseestrand,
Von Strom zu Strom der Ruf erschalle,
Der letzte Knecht des Fremdlings falle,
Das Schwert zur Hand!

Schon nahen unbewölkte Tage,
Nicht fremde Klänge hört man mehr,
Kein Fremder, der das Wappen trage
Noch sitze auf dem Stuhl der Ehr.
Ja bald wird uns ein Held erscheinen,
Der um das Volk vom Niederland
Schlingt treuer Bruderliebe Band;
Wer gegen uns, wenn wir uns einen?

Vom Belt zum Nordseestrand,
Von Strom zu Strom der Ruf erschalle,
Der letzte Knecht des Fremdlings falle,
Das Schwert zur Hand!

Flanderns Leu.

Blommaert.

Wer bändigt tobende Ozeane,
Baut Schanzen in der Wogen Reich,
Heißt ruhen brausende Orkane,
Macht Mauerkraft dem Grunde gleich? —
Gott sprach zum fränk'schen Völkerstamme:
Nicht weiter tragt die Oriflamme,
Weil sonst der Lilie Reich entflieht.
Der Franke kam. Des Deutschthums mächt'ge Wogen
schwollen,
Es riß Paris hinab in seiner Strömung Grollen,
Mit allem fränk'schen Grundgebiet.

Da klang ein Fluch aus Sturm und Wettern,
Der brüllte auf's gesunkne Land,
Gleich wie des Donnerschlages Schmettern
Umgrollt er Flanderns prächt'gen Strand.
Der Franke trat mit seiner Rotte
Den freien Mann im frechen Spotte,
Und drohend klang's im wilden Grimme:
Was will dies Volk mit Sprach' und Rechten?
Lernt beugen Euch vor unsern Knechten,
Zum Schmeichelworte biegt die Stimme!

Doch Flandern hob die stolzen Fahnen,
D'rauf unbesiegt der Löwe ruht,
Es führt sein Heer zu Ruhmesbahnen,
Da lodert auf der Herzen Glut.
Es hört der Franken Kriegslied schallen,
Voll Hohn durch Flanderns Auen hallen,
Und bald verstiebt der Feind wie Spreu.
Und Waterloo sah neu erstanden
Den alten Ruhm von unsern Landen,
Und wieder scholl der Ruf: Hoch lebe Flanderns Leu!

Das niederdeutsche Volk vom Rhein und Scheldeflusse,
Vereint durch's alte Bruderband,
Strömt hin im freudigen Ergusse
Durch Siegfrieds einst so mächtig Land.
Da flohen unsre Frankengäste
Zurückgejagt zum Räuberneste,
Denn jubelnd scholl der Ruf auf's neu:
Die Lilienfahne stürz' für immer,
Franzosenwort erschalle nimmer,
Hoch lebe Flanderns Sprach, und hoch leb' Flanderns
Leu!

Die betende Braut.

Aus der Novelle „Gottes Gnade". H. Conscience.

Der Morgen, glanzumwoben, ist schön, die Nacht ist hold,
Wenn sie am Himmel droben ihr Perlenkleid entrollt,
Schön ist der aus dem Schoose der Wolken silbern steigt,
Schön die erblühte Rose, schön die sich sterbend neigt,
Das Schönste doch, was trunken des Dichters Auge schaut,
Ist im Gebet versunken die junge zarte Braut.

Der Hals taucht aus der Welle der Brust so weiß wie Schnee,
So hebt der Schwan, der helle, sich aus dem klaren See,
Die Finger, die verschlungen auf ihrer Brust so rein,
Sie schimmern wie durchdrungen vom süßen Morgenschein.
Es liegt der Himmel offen vor ihrem feuchten Aug,
In Glaube und in Hoffen löst sich der Lippe Hauch.
Es spielt um ihre Wangen das seidne Haar so lind,
Wie Herbstesfäden hangen bewegt im Morgenwind,
Die Schulter blickt die weiße aus dem Geflecht von Gold,
Das kosend dann und leise zur Brust herniederrollt.
Die zarten Formen sehen durch des Gewandes Duft,
Es scheint sie zu umwehen mit Balsamhauch die Luft,
Ein Traum, der wahr geworden, ein Engel, vom Geschick
Gesandt von schönern Borden auf einen Augenblick,
Denn Haupt und Hände heben sich schon in selgem Glück,
Bald wird sie uns entschweben, o haltet sie zurück!

An die Mutter des Malers Gustav Wappers.

H. Conscience.

Lang war der große Rubens schon
Zum Himmel eingegangen,
Van Dyck auch hatte schon die Kron
Bei seinem Meister, vor dem Thron
Des Ewigen empfangen.

Und manche Pilger vor dem Stein,
Vor Rubens Namen knieen,
Der einsam strahlt in lichtem Schein,
Liebling des Ruhms, dem gleich zu sein
Noch Keinem war verliehen.

Es war der Schwung der Kunst erschlafft
Am Scheldestrand, dem reichen,
Und keiner durft' an starker Kraft,
An solcher, die unsterblich schafft,
Dem Malerfürsten gleichen.

Der Kunst Verfall, aus lichter Fern,
Hat Rubens da gesehen,
Bang kniet er nieder vor dem Herrn:
Laß nicht erlöschen meinen Stern!
Und Gott erhört sein Flehen.

Steh auf! die Gluth, die ich entfacht,
Verbleichen soll sie nimmer,
Ihr Engel hört's! aus Wolkennacht
Enttauche bald mit neuer Pracht
Sein Stern in hellem Schimmer.

Der Funke, der im Menschen ruht,
Ist göttlich, wie mein Wesen,
Ein Geist, dir gleich an Schöpfergluth,
An starker Kraft, an edlem Muth,
Ist von mir auserlesen.

Die Thräne, die im Aug' ihm stand,
Ward da zum Freudenfunken,
Sein letzter Wunsch Erhörung fand,
Ein Malergeist, von Gott gesandt,
War auf die Welt gesunken.

Auf deine Hütte schien der Stern.
Die Seele feurig groß,
Den Geist, der ausging von dem Herrn,
Empfing dein Mutterschoos.

Das Gewitter.

F. Rens.

'S ist Sommer! dumpfe Ruh hält die Natur umfangen,
Die Luft ist dick und schwül, wir athmen sie mit Bangen,
Beklemmend stockt das Blut, das in der Ader glüht,
Und bleischwer liegt es uns auf Geist und auf Gemüth.
Da plötzlich hin und her sieht man die Wolken wogen,
Bis sie mit dunklem Grau den Himmel ganz umzogen.
Die Sonn', die matt und bleich aus dichtem Schleier blinkt,
Verliert nun allen Glanz, verbirgt sich und versinkt.
Jetzt zuckt der Blitz, es rollt der Donner durch die Wolke,
Zu künden scheinet er Vernichtung allem Volke,
Dumpf grollend rollt er fort im ungemessnen Raum;
Kraftlos bebt die Natur in diesem schweren Traum.
Doch endlich ist erschöpft das Wetter — und als Segen
Strömt aus der Wolke Schoos erquickend kühler Regen,
Die Schöpfung athmet auf, die durst'ge Erd' erschließt
Den reichen Lebensschatz, der ihrem Schoos entsprießt.
Nun wallt ein Balsamstrom durch die erfrischte Au,
Und alles Leben grüßt die Sonn' am Himmel blau.

Auf das Grab meines Vaters.

Von K. Ledeganck.

Standst du am Meere wohl bei schöner Sommerzeit,
Wann Abendstille lag auf Wogen weit und breit,
Wann sich der West geschmückt mit lichten Purpurgluthen,
Sahst du alsdann die Sonn versinken in den Fluthen?

So sanft, so still, so voll erhabner Herrlichkeit
War seine Abschiedsstund, sein Zug zur Ewigkeit! —
Schon als der Sommer schwand, der Bäume Blätter sanken,
Da ahnt' ich seinen Tod, ich sah zum Grab ihn wanken,
Sah, wie vom Schmerz erschöpft, sein Auge barg den Tod,
Als mir die strenge Pflicht, von ihm zu gehn gebot,
Mich von dem Lager trieb, um nach acht kurzen Tagen
Noch einmal ihn zu sehn — und dann zum Grab zu tragen.
An fernster Lebensgränz' fand ich den Vater scheidend,
Schon bald ein sel'ger Geist, doch jetzt noch Mensch und leidend,
Noch pochte ihm das Herz, noch war sein Auge offen,
Doch ob er mich erkannt? — warum nicht sollt' ichs hoffen? —
An seinem Kissen stand sie, die so viel gelitten,
Die Mutter, um mit uns vereint für ihn zu bitten.
Ein Priester betete mit uns, sprach leise Worte,
Die, heil'ger Wehmuth voll, wie himmlische Akkorde
So oft den Sterbenden durch Kraft und Heiligkeit
Erquicken auf dem Weg zur fernen Ewigkeit,
Segnet zum letztenmal ihn mit des Kreuzes Zeichen,
Dem Anker, den das Herz auswirft nach jenen Reichen.
Und dann! — O Gott! wer fragt was ferner sich begab,
Ach seine letzte Spur birgt jenes grüne Grab!
Mir war's als ob der Schlag die Welt für mich vernichte,
Ein Geist des Zweifels mich verbannt vom Glaubenslichte,
Bis, als im Haus des Herrn ich kniete an der Bahre,
Verzweiflung von mir wich. — Ich sah auf dem Altare
Das gottgeweihte Licht, die schwarze Leichenpracht,
Die Diener unsers Herrn, im Kleid der Trauernacht,
Wie sie mit leisem Ton das Lied der Todten sangen.
Der Orgel Töne stark durch das Gewölbe drangen,
Da war's als ob sein Geist unsichtbar mich umschwebe,
In diesen Tönen mir verkündend, daß er lebe.

So blieb ich lange Zeit ihm geistig nah — da rollen
Dumpf dröhnend auf den Sarg hört ich der Erde Schollen,
Auf wacht' ich — und ein Ton rief aus dem Grab mir zu,
Vorbei ist alles nun, vergebens weinest du!

Das Haidekorn.

K. Ledeganck.

Welche Wolke steigt empor,
Daraus Balsamdüfte tauchen,
Welche Pracht von Blüthenflor
Zeigt sich überall den Augen!
Sind wir in dem Morgenland,
Daß die reife Frucht sich fand
Neben jungen Blüthendüften?
Ist's des Orients glänzend Feld,
Wo der Araber im Zelt
Weihrauch schlürfet in den Lüften?
Ist's die ew'ge Frühlingswelt,
Wo in Hybla's milden Auen
Blum' und Blatt von Honig thauen?
Welche Wolke steigt empor,
Welche Pracht von Blüthenflor!

Nein, nicht in morgenländ'scher Zon'
Sind wir, wo oft der Skorpion
Ruht in des Zuckerrohres Tiefen.
Nicht Hybla, nicht Hymettus seht
Ihr hier, doch auch kein Gifthauch weht,
Und keine Bäume Giftsaft triefen.

Wir sind in Flanderns schönem Land,
Wo mancher murmelnde Bach sich wand
Durch fette Weid mit hellem Flimmern,
Wo in der Gärten frischer Pracht
Die schönsten Früchte aus der Nacht
Der dunkelgrünen Zweige schimmern, —
In Flandern, wo man schattig ruht
Im dichten Wald vor Sonnengluth,
Wo Kühlung hold umweht die Auen,
Wo das weite Feld, wie Meeresfluth,
Voll Wogen goldner Saat zu schauen, —
In Flandern, wo so schimmernd glüht
Das Haidekorn, daraus die Wogen
Des Balsams duftig aufwärts zogen,
Das keimt und reift — und ewig blüht.

Das Haidekorn blüht. Kommt Sylphiden geflogen,
Die flatternd ihr schwebet im schwärmenden Flug,
Am liebsten ja wiegt sich der luftige Zug
Wohl her und wohl hin auf des Haidekorns Wogen.
Kommt schwärmet, für alle ist Wonne genug.
Herbei ihr Sylphiden auf flüchtigen Schwingen,
Kommt flatternd und schwebend und scherzend zu mir,
Das Lied, das ich möchte dem Haidekorn singen,
Soll eben so luftig und zart sein als ihr.

Wie wunderschön der Erde Land!
Wie reich entfaltet ihr Gewand!
Die Felder, weithin ausgestreckt,
Mit ihrem Sommerkleid bedeckt,
Das sich in buntem Sammt entrollte.
Das Auge senkt sich weit und breit
In's Meer von Glanz und Herrlichkeit,
Von Gold und Grün, und Grün und Golde.

Und dieses Meer als Dünen säumen
Die Hügel mit den grünen Bäumen,
Die senden in das Thal hernieder
Den Gruß durch Nachtigallenlieder.
„Wir schützen vor Sturm euch mit unseren Zweigen,
Wir sehn euch wachsen und schnell vergehn,
Doch ob wir stolz erhaben stehn,
Wir freundlich doch zu euch uns neigen."

Und höher als die grünen Berge
Steigt aus der Saat empor die Lerche,
Und bringt dem übermüth'gen Wald
Der Thäler Gegengruß alsbald.
„Ob auch aus euch der Hochmuth spricht,
Aus unserm Schooße spendet Gott
So vielem Leben täglich Brot,
Wir neiden eure Größe nicht."

O Wälder! blühen laßt die Felder,
Ihr Felder! grünen laßt die Wälder,
Weiht euren Duft und eure Töne
Ihm, der der Schöpfung reiche Schöne
Rief aus der Weisheit Gnadenborn.
Wer mag sich rühmen, daß er kenne
Die Gaben all' und sie benenne,
Wer zählt die Blüthen am Haidekorn?

Und wer zählt die Bienen auf all dem Geblüm?
Wer meldet das Wunder, das dort sie vollbringen?
Der Mensch, ob er geistiger Gaben sich rühm',
Nie wird ihm ein Werk gleich dem ihren gelingen.
Welcher Fürstinnen Pracht gleicht der Lilien Schöne,
Welcher Maßklang der Saiten der Vögel Getöne,

Welche Farbe der Kunst gleicht dem feurigen Siegel,
Das der Mondenglanz prägt auf den wogenden Spiegel?

Den köstlichen Honig, dies Manna der Erde,
So reich in des Haidekorns Blüthe verborgen,
Bereiten die Bienen am blühenden Heerde.
Sie streben und weben vom tagenden Morgen,
Sie schwirren und irren verlangend umher,
Sich wiegend und schmiegend im blühenden Meer,
Sie summen und brummen in regsamer Freude
Zu Kelchen, aus welchen sie tragen die Beute.

Horch! welch schütternder Schall
Widerhallt überall?
's ist ein dröhnender Klang,
Froher Ruf und Gesang.
's ist ein regelrecht Schlagen,
Von Jauchzen getragen.
Ist's ein Fest, das die Schaar
Eint am Feldesaltar?
Ist's der tanzende Schritt,
Der das Ackerfeld tritt?
's ist der Landmann, allein
Er schwingt nicht sich im Reihn,
Er erringt nur im Schweiß,
Doch besingt er den Preis.
Da liegt nun der Segen
Geflüchtet vor'm Regen,
Gemäht auf dem Grund.
Nun wird er zur Stund
Auf Tüchern von Segeln
Gedroschen mit Flegeln,

In Säcken geschlagen,
Nach Hause getragen.
O die Arbeit ist Lust
Der genügsamen Brust,
Und der dröhnende Klang
Von dem Ruf und dem Sang,
Bei dem rhythmischen Schall
Von des Dreschflegels Fall,
Ist der freudige Lohn
Für den ländlichen Sohn
Der Natur, dessen Hand
Ihn entrungen dem Land.
's ist ihr Schatz, ihm so theuer,
Den er birgt in der Scheuer.

Denn der Sommer ist entwichen,
Und der Winter deckt die Welt,
Aus des Nordens kalten Strichen
Zog er auf das öde Feld.
Wohin floh die heitre Freude
Unsrer jungen muntern Leute,
Mit dem warmen Sonnenschein?
Drinnen, unter Halmendächern,
Jubeln sie bei vollen Bechern,
Komm und tritt mit mir herein!

Sieh, das Holz vom Stamm der Buchen
Glüht im Heerde breit und warm,
Um den dampfend frischen Kuchen
Schaart sich des Gesindes Schwarm.
Flugs an jenen Tisch gesessen,
Wer ein Festgericht will essen,

Das nicht Spezerei noch Wein
Erst bedarf um anzuregen
Lust und Freude an dem Segen, —
Und was mag dies Festmahl sein?

O was ist es, als der gute
Heimathkuchen lieb und werth,
Den von je mit frohem Muthe
Flanderns treues Kind verzehrt.
Der vom Haidekorn empfangen
Nun zum Kuchen aufgegangen,
Den mit Milch man übergießt,
Und mit Freudigkeit genießt.
Und nun kreist der volle Becher,
Nirgends seht ihr froh're Zecher,
Als beim vaterländ'schen Most,
Und es läßt in vollen Chören
Sich das alte Festlied hören:
Ik en vraeg niet wat hy kost.

Bei des Bechers vollen Zügen
Klingt von unverfälschtem Mund
Mancher Spruch uns zu vergnügen,
Manche wunderbare Kund.
Fröhlich spricht der Herr vom Hause:
„Ob er sause, ob er brause,
Uns nicht trifft des Sturmes Zorn,
Laßt betäuben uns sein Toben,
Laßt mit Jubel Gott uns loben,
Der uns gab das Haidekorn."

An die Dichter.

Von J. A. de Laet.

Unsre Ahnen waren groß! — was ist aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerstampft vom Fuße fremder Horden,
Das seinen Löwenhals in Schwäche zitternd bückt.
Dürft ihr der eisernen Teutonen Söhn' euch nennen,
Und würd' Ambiorix als Enkel euch erkennen,
Euch, die der Schande Fessel drückt?

Sind wir dasselbe Volk, dem Cäsars Schaar erbebte,
Das frei von fremdem Zwang in freien Wäldern lebte,
Das keine Fessel je und keine Kette band,
Dem Priesterwort verhieß als größtes Heil von allen,
Aus Schädeln nackt und bleich der Feinde, die gefallen,
Zu löschen Heldendurstes Brand.

Sind wir der unerschrocknen Löwen Söhne,
Durchs Mittelalter scholl, gleich wie Posaunentöne,
Ihr Ruhm, es blich ihr Glanz vor Gottes Thaten nur.
Es war der Gotteshauch, der mächtig sie durchrauschte,
Als dröhnend ihrem Zug die weite Erde lauschte
Bei ihrer Riesenspur.

Glüht noch in unsrer Brust das starke Herz von Rittern,
Davor Tartarenvolk und Türken mußten zittern,
Als mit dem Kreuzpanier zum Morgenlande zog
Graf Balduin, das Grab des Heilands zu gewinnen,
Als seine Fahne stolz auf Zions hohen Zinnen
Im Winde flog.

Sind wir die Kinder noch jener erhabnen Mannen,
Die sie umsonst durch Zwist und Tyrannei verbannen,

Die an des Landes Heil geknüpft mit Seel und Blut,
Die ihrer Heimath Recht vor allen Herrschermächten,
Vor Fürst und Kaiser stark mit Bürgermuth verfechten,
Das sie erkauft mit Gold und Blut.

Sind wir die Söhne noch siegreicher Belgierschaaren,
Die nicht durch Meuchelei noch Mord zu tilgen waren,
Die sanken in dem Kampf für Freiheit und für Gott.
Nicht konnte Schrecken sie noch Schmeichelwort bestimmen,
Sie ließen ungebeugt ihr Haupt im Blute schwimmen,
Auf Alba's Mordschaffot.

Die Ahnen waren stets des Kriegs, der Kunst Herolde,
Der Fahn, die ihre Hand vor allem Volk entrollte,
War der Weltherrschaft Bild als Siegel aufgedrückt.
Unsre Ahnen waren groß — was ist aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerstampft vom Fuße fremder Horden,
Das seinen Löwenhals in Schwäche zitternd bückt.

Sag' Heimathland! was soll der Barde jetzt dir singen,
Was heischest du, daß froh sein Sang dich grüßt? —
Soll er im Heldenton, im Liebeslaut erklingen,
Nun da sein Volk den Staub von fremdem Fußtritt küßt?
So fordre auch vom Sohn, daß er in Gluthaccorden
Den Hymnus für die sünd'ge Mutter weckt,
Durch deren Schuld der Buhle Mörder worden
Am Gatten, dessen Namen sie befleckt.
Nie sei von meiner Hand, mag wild mein Herz auch schlagen,
Ein Liebeston entlockt der Harfe Saitenklang,
Da ich die Nährerin von meiner Kindheit Tagen
Erniedrigt knieen seh vor fremdem Druck und Zwang.

Entartetes Geschlecht vom deutschen Götterstamme,
O träf als Geißel dich mein Lied mit Gluthgewalt,
Könnt es dein weibisch Herz durchglühn mit Ruhmesflamme,
Die rein aus deiner Seel' empor zum Himmel wallt.

Doch nein o Barden, nein o Brüder,
Hofft nicht für unser Land ein freudig Selbsterblühn.
Nur für Gewinn, für Erdengüter
Fühlt heut der Belgier noch sein enges Herz erglühn.
Denk nicht o Dichterschaar, daß deine Harfentöne
Mit hohem Muth durchglühn den matten Sclavensinn,
Stütz dich auf Ahnen nicht, — o stütz dich nicht auf Söhne,
Du sollst als Knechte sie dem Fremdling auferziehn.
Doch Brüder, wie das Loos euch mag den Geist bedrücken,
Zerreißt das Saitengold der Harfe nicht in Stücken,
Es schwing' mit neuer Kraft sich euer Lied empor.
Johannes seid gedenk, der aus der Wildniß Gründen
Das lang entbehrte Wort des Herrn kam zu verkünden
An Zion, das ihm lang verschloß das taube Ohr.
Des Adlers seid gedenk: beim Wüthen von Orkanen
Schwingt er nur höher sich, vom Donner nicht gebannt,
Denn auf dem Himmelszug kennt er die Spur der Bahnen,
Wo nie der mächt'ge Blitz entsinkt des Gottes Hand.
O Brüder, zögert nicht, es klinge neugeboren
Durch diese Wüstenei des Harfenklangs Accord;
So durch die Wildniß stark drang einst Johannes Wort,
Es ging kein einzig Wort aus seinem Mund verloren.
Singt Barden, singt! ihr seid die Sprossen
Der Ahnen, die so groß gedacht,
Von ihrem warmen Blut durchflossen,
Verachtend fremden Prunk und Macht.

Singt, auf daß einst das Volk vom fremden Bann sich trenne,
Daß es sich eignen Ruhm in eigner Sprache schafft,
Auf daß dereinst die Welt der Belgier Name nenne,
Und Ehrfurcht sie durchdring' vor eurer Manneskraft.

Die Riesenaufgab' wurde euch gegeben,
Des Volkes bleichen Leichnam zu beleben,
Wie Christus Lazarum erweckt aus Todesnacht,
Das todte Vaterland vom Grabtuch zu befreien,
Aufs neue Seelengluth dem starren Leib zu leihen,
Den frischen Lorbeerzweig ihm wiederum zu weihen,
Wenn eine neue Schaar von Helden ihm erwacht.
Groß Brüder ist das Werk, es heischt, daß ohne Wanken
Als Priester ihr den Geist des Gottes in euch fühlt,
Ihr Sänger habt als Lohn der innersten Gedanken
Verläugnung nur und Spott dem Volke zu verdanken,
Das seelenlos und kalt zu euren Füßen wühlt.
Wie Moses sollt ihr ziehn auf öder Wüste Wegen
Mit eurer Brüder Schaar dem Canaan entgegen,
Doch euer Fuß betritt die heil'ge Erde nicht.
Nicht hier wird euch der Lohn — einst fliegt emporgetragen
Ihr gleich Elias auf im goldnen Feuerwagen,
Und leuchtend immerdar lebt euer Nam im Licht.

An eine Jungfrau, welche sich der Poesie widmen wollte.

Alfred de Laet.

Steig nicht von dem Rosenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenstricken
Fesselt alle Herzen schon.

Steig nicht von dem Rosenthron,
Du die Liebste von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Nicht lockt's zu dürren Lorbeerzweigen
Den Liebling Zephir's, dem der Kranz
Der Blumen lacht in Duft und Glanz,
In Flora's zaubervollen Reichen.
Auf Atlasschwingen, darin Gold
Und Purpur prächtig sich durchweben,
Darf er von Ros' zu Rose schweben,
Die all' ihm lächeln frühlingshold.

Soll er die Blumenauen fliehen,
Sein Strahlenreich, die Düfte all,
Um, gleich der scheuen Nachtigall,
Singend zum kalten Hain zu ziehen?
Soll er des Morgens Wonnetrank,
Den Duft, den seine Schwingen tragen,
Der jungen Flügel feurig Schlagen
Hingeben für ein wenig Klang? —

Nein, steig nicht von dem Rosenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenstricken
Fesselt alle Herzen schon.
Steig nicht von dem Rosenthron,
Du die Liebste von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Was ist der Dichter hier auf Erden,
Unseligster von Adams Stamm,

Erwählet, um verzehrt zu werden
Vom Funken heil'ger Schöpfungsflamm!
Von einem Geist ist er durchwühlet,
Von einer Gluth ist er entbrannt,
Die nichts auf dieser Erde fühlet;
Drum ist sein Blick emporgewandt.

Es schwebt sein Geist zu höhern Räumen,
Und düster blickt er auf die Welt,
Er darf von dem Genuß nur träumen,
Der wirklich nie ihm zugesellt.
Versengt wird selbst des Schlummers Schwinge
Von jener Gluth — sein grübelnd Hirn
Forscht nach dem Ursprung aller Dinge,
Und Furchen trägt die junge Stirn.

Gleich Adam ist er, der gesündigt,
Und dem als Fluch der Uebelthat
Ward am Erkenntnißbaum verkündigt
Das Räthsel jeder Menschenthat.
Gleich einem, dem in nackter Blöße
Sich zeigt der Dinge tiefster Grund,
Fühlt er bei jeder Erdengröße
Nur Spott umschweben seinen Mund.

Prometheus ist er, dem am Herzen
Der wilde Geier rastlos frißt,
Der mit dem Brandmahl tiefster Schmerzen
Gezeichnet auf der Stirne ist; —
Verbannter, der vom Erdenorte
Sich sehnt zum schönern Vaterland,
Der zauberisch die Gluthaccorde
Der Harfe weckt auf fremdem Strand.

Steig nicht von dem Rosenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenstricken
Fesselt alle Herzen schon.
Steig nicht von dem Rosenthron,
Du die Liebste von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Beneid' ihn nicht bei seinem Sange,
Du Schönstes, was er je besingt,
Ob auch sein Lied mit Thränen prange,
Die leuchtend küssen deine Wange,
Ob er des Seufzers Lohn erringt.

Nicht neid' ihn um der Träume Leben,
Ob deinen Blick ihr Glanz umfließt,
Ihm sind's nicht Träume, die verschweben,
Die gaukelhaft ihn leicht umweben.
Dämonen sind's, die er verschließt.

Beneid' ihn nicht, wenn seinem Worte
Das Paradies auch auferstand,
Denn eilt er hin zum Zauberorte,
Scheucht ihn ein Engel von der Pforte,
Das Flammenschwert in seiner Hand.

Beneid' ihn nicht, wenn ihm vertraute
Verborgnes die Vergangenheit,
Wenn dir verkündet seine Laute,
Daß unverschleiert er sie schaute,
Die dicht verhüllte künft'ge Zeit.

Nein, schwarz sind die Vergangenheiten,
Und auch der Zukunft Nacht birgt Schmerz,
Drum neide nicht die Herrlichkeiten
Des Dichters, nicht die goldnen Saiten,
Denn seine Harfe ist sein Herz.

Steig nicht von dem Rosenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenstricken
Fesselt alle Herzen schon.
Steig nicht von dem Rosenthron,
Du die Liebste von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

O kehr zurück zu heitern Pfaden,
Wo alles jauchzt, wo alles lacht,
Komm in dem Wonnestrahl zu baden,
Den mild Natur für dich entfacht.
Und welche schimmerreiche Strahlen
Dir auch gezeigt die Phantasie,
Laß andern diese Welt der Qualen,
Betritt das Reich der Träume nie.

Du bist zur Freude nur geboren,
Beglücken sei dein schönes Loos,
Dafür hat Gott dich auserkoren,
Nur in der Liebe werde groß.
Erfreue dich am Himmelsbogen,
Erfreue dich am Mondenlicht,
Erfreu dich an den Meereswogen,
Ergründe ihre Tiefe nicht.

Bewahr den schönsten Reiz der Blüthe,
Des Herzens holde Freudigkeit,
Den schönsten Lichtstrahl im Gemüthe
Der Engel in der Ewigkeit.
Den köstlichsten der Edelsteine,
Wie es im Osten keine giebt,
Bewahr die Perle, die alleine
Gott denen schenket, die er liebt.

Dein Aug' allein laß offenbaren,
Was Gott dir in die Seele schrieb,
Es sei das Buch, darin in klaren
Schriftzügen leuchtet deine Lieb.
Was soll der Lorbeer finstrer Mächte
Um deine Stirne schön und rein?
Nur eine Blumenkrone flechte
In deine blonden Locken ein.

Der Kampf.

A. de Laet.

Wie ist die Luft erstickend heiß,
Es glüht der Wüste Sand wie Kohlen,
Selbst das Kameel verzagt, es weiß
Nicht wie es noch soll Athem holen.

Und nichts als Sand, und nichts als Gluth
Kann das verlangend Aug' gewahren,
Und nirgends eine kühle Fluth,
Kein Palmblatt, vor dem Strahl zu wahren.

Es ist die grausige Wüstenei,
Darüber Tod und Unheil schweifen,
Das unbegränzte Reich, das frei
Die wilden Araber durchstreifen.

Kein Bild, das Lust dem Auge bringt,
Kein grüner Schatten nach der Lichtung, —
In die beklemmte Seele dringt
Hier der Begriff nur der Vernichtung.

Und doch geschaffen ist dies Bild
Der gränzenlosen Wüstenfläche,
Daß wie kein andres, stark und wild
Es zu dem Sinn des Mannes spreche.

Hier, wo das Auge nirgends ruht,
Unendlich sich die Wüste strecket,
Ist etwas das den stolzen Muth
Des Mannes wunderbar erwecket.

Ist's der geheimnißvolle Zug
Der Funken schlummernder Gefühle,
Den jeder tief im Herzen trug,
Der oft nur schlief im Weltgewühle?

Sind's Bilder, die sich, gluthentfacht,
Hier überwältigend entrollten,
Von Freiheit und von höchster Macht,
Die nimmermehr sich trennen sollten?

Denn immer zog's den Menschenfuß
Das heiße Sandmeer zu durchwaten,
Den müden Körper in dem Guß
Des sprüh'nden Sonnenlichts zu baden.

Sieh dort, sieh so fern
Das Auge kann fassen,
Den nahenden Zug
Der eisernen Massen.
Es blitzt das Metall
Der gewichtigen Lanze
Im Glanze.
Sieh hier,
Die Augen
Enttauchen
Dem dunklen Visier.

Die Ritterbrust deckt
Das Panzerhemd schützend,
Es bricht sich das Licht
Im Stahlharnisch blitzend.
Und andere ziehn
Im eisernen Kleide,
Zur Seite
Das Schwert,
Ohne Sorgen
Wie morgen
Ihr Schicksal sich kehrt.

Ein anderer Zug, —
Fremdartige Bilder, —
Die Rosse sind wild,
Die Reiter noch wilder;
Sie jagen heran,
Ihr lechzendes Brüllen
Kann stillen
Nur Blut.

Sie schwingen
Die Klingen
In rasendem Muth.

Weiß ist ihr Gewand,
Weiß sind ihre Pferde,
Kein Harnisch beschützt sie
Vor Lanze und Schwerte.
Doch stark an der Zahl
Trau'n ihrer Gewalt sie,
Daß bald sie
Den Troß
Von Rittern
Zersplittern
Mit Mann und mit Roß.

Die Ritter sie stehn
Wie Marmorgebilde,
Erhoben den Speer,
Erhoben die Schilde.
Es muß ja das Kreuz
Die gläubigen Schaaren
Bewahren
Vor Leid.
Keiner wanket,
Keiner schwanket
Zum Fliehen bereit.

Indeß das Geschrei
Des Arabers dröhnet,
Als sei er schon jetzt
Vom Siege gekrönet,

Horcht schweigend die Schaar
Der Ritter der Lehre
Zur Ehre
Von Gott,
Der Ahnung,
Der Mahnung
An Leben und Tod.

Und näher heran
Die Araber dringen,
Die kreisend die Schaar
Der Christen umringen.
Sie schnellen ergrimmt
Die Pfeile vom Bogen:
Geflogen
Die Schicht
Mit Schwirren
Und Klirren
Den Harnisch durchbricht.

Sieh, sieh wie gedrängt
Dort Christen und Heiden
Sich wüthend bestreiten,
Im Kampfe vermengt.
Die christlichen Ritter,
Ob kleiner an Zahl,
Sie tragen erhoben
Die Häupter zumal.
Sie schmettern
Gleich Wettern
Dahin in der Runde,
Und Mahomets Kindern
Wird Tod oder Wunde.

Ihre Schaaren sich mindern,
Ihre Leichen verhindern
Die Schritte der Rosse im weichenden Grunde.

Doch auch der Heide kämpft voll Wuth,
Der krumme Säbel taucht in Blut.
Der blanke glattgeschliffne Stahl
Durchspaltet wie ein Blitzesstrahl
Des rothen Kreuzes heilig Zeichen,
Und bald muß es dem Halbmond weichen.
Schon sinken die Pferde
Ermattet zur Erde,
Erfreut
Schon sehn die Barbaren
Die christlichen Schaaren
Zerstreut.
Viel Leichen ach sinken,
Viel Christenblut trinken
Die Sandflächen heut.

Da plötzlich stockt der Kampf, die wüthenden Araber
Stehn bleich, Erstarrung lähmt der Christenritter Reihn,
Kein Heide regt sich mehr, und auf dem muth'gen Traber
Kein einz'ger Ritterarm legt mehr die Lanze ein.
Und alles zagt entsetzt, bis wild die Flucht ergreift
Das Roß, das tobend hin mit losem Zügel schweift.
Welche Macht hat die Barbaren,
Welche Macht die Christenschaaren
So gefaßt,
Daß voll Zagen
Alle jagen
Todterblaßt?

Der Macht, davor Christen und Türken verzagen,
Gilt kein Widerstehn;
Im Herzen, das jüngst noch am kühnsten geschlagen,
Muß Kampflust vergehn.
Ihr Nam' ist Samum, den kein Ritter bezwinget,
Der alles verheert,
Ihre Waffe die Wolke, die feurig umschlinget
Und flammend verzehrt.
Horch, wie da wüthet und tobt der Samum,
Es rollet sein Donner und wirbelt ringsum
Ein Sandmeer zum Himmel;
Seine Wolke, ein feuriger Mantel voll Schrecken,
Darf hüllend den Azur des Himmels bedecken,
Des Kampfes Gewimmel.

Den Rittern
Dringt Zittern
Durch Mark und Gebein.
Sie fühlen
Durchwühlen
Sich glühende Pein.
Voll Grauen
Sie schauen
Nach Feinden nicht um;
Verheerend,
Verzehrend
Faßt sie der Samum.

Umsonst die Eil', zu träg' ach war ihr Zug,
Denn pfeilschnell kam der Wolke Feuerflug;
Der glüh'nde Sand, der aus ihr niederstob,
Den stolzen Zug der Ritter schnell umwob;

Nur eine einz'ge kurze Stund nachher
War in der ganzen weiten Wüstenei
Nicht eine Spur der schnellen Reuterei,
Nicht eine Spur von Menschentritten mehr. —

Rose und Schmetterling.

Dautzenberg.

Die Rosenknosp' entblühte,
Als bald der Mai entschwand,
Der Liebesstern erglühte
Sanft über'm Frühlingsland.

Da schaut aus Moos die Rose
Erröthend in die Rund,
Es tropfen aus Kelchesschoose
Viel Perlen in den Grund.

Und da im Mondlicht reine
So lachend hing die Ros',
Erglänzt in hellem Scheine
Ihr glühnder Purpurschoos.

Da schwebt auf jungen Schwingchen
Aus Mondenlicht hervor
Zur Ros' ein Schmetterlingchen,
Die er für sich erkor.

Er wähnt die Ros' sein Liebchen,
Küßt's Grübchen in der Wang,
Sich wehren gegen's Diebchen
Das kann die Ros' nicht lang.

Er stillet sein Verlangen
Und küßt sie glühendroth:
Sie … läßt das Köpfchen hangen,
Und … träumt von frühem Tod.

Maria von Ploennies.

Die Blumen.

Dautzenberg.

Die Blumen spielen wundergern,
Wie junge Mädchen pflegen,
Kosen zusammen nah und fern
Und lächeln allerwegen.

Sie kosen mit dem Sonnenschein,
Und mit der Lüfte Schwellen,
Mit Quellen und mit Käferlein,
Gleichwie mit Spielgesellen.

Zog Käfer fort auf seiner Schwing,
Ist Bienchen weggeflogen,
Ruht unterm Strauch der Schmetterling,
Sinkt Nacht vom Himmelsbogen,

Dann beugen sie das schwache Haupt
Und nicken schläfrig nieder,
Und was die Liebe Schönes glaubt,
Sehn sie im Traume wieder.

Sie wachen; sehn kein Sternchen mehr,
Da schauern sie zusammen,
Die hellen Thränlein tropfen schwer,
Die in den Blicken schwammen.

Da glimmt und glistert Feld und Weid
Von Perlen und Karfunkeln,
Da ist kein Sträuchlein auf der Heid,
Das nicht mag herrlich funkeln.

Woher die Perlchen allzumal,
Ist klar nun wie die Sonne:
Geweint sind Blumenthränlein all
Im Traum der Liebeswonne.

Maria von Ploennies.

Der Hexentanz.

Von Theodor van Ryswyck.

Ein Viertel ist's vor Mitternacht,
Und auf der Haide fahl
Ein seltsam Leben jetzt erwacht
Im blassen Mondenstrahl.

Am Meilenstein, wo Dämmerung
Ausstreckt den langen Arm,
Da saust heran mit wildem Sprung
Der schwarze Hexenschwarm.

Denn hier ist der Versammlungsort;
Wie jagen sie heran!
Der dichte Nebel weichet fort
Vor ihrer Windesbahn.

Vom Rand des Horizontes schwirrt
Ein dunkler Trupp herbei,
Das Echo ferner Hügel wird
Geweckt durch ihr Geschrei.

Mit Schwung und Sprung saust es daher,
Als Roß den Besenstiel,
Mit Schwung und Sprung die Kreuz und Quer,
Der Gränzstein ist das Ziel.

Das Fest beginnt, jetzt wird der Schritt
Zum wirbelnd tollen Lauf,
'ne Hexe in die Mitte tritt,
Die wühlt den Sandgrund auf.

Da lodert plötzlich Schwefelgluth
Hellflammend aus dem Sand,
Ihr Widerschein wie strömend Blut
Umglüht der Hügel Rand.

Und höher auf die Flamme schießt,
Von dichtem Rauch umkreist,
Bis sie den ganzen Ring umschließt
Von Hexe, Spuk und Geist.

Urplötzlich da zerreißt ein Riß
Den dichten Zauberflor,
Es steigt der Fürst der Finsterniß
Aus seiner Nacht empor.

Ihm folgt ein ganzer Teufelschwarm,
Und jeder Teufel faßt
Sich eine Hexe in den Arm
Zum Tanz in toller Hast.

Jetzt schlägt es auf dem Klosterthurme,
's ist Mitternacht,
Da schwingt sich gellend aus dem Sturme
Der Lärm mit Macht.

Die Unken in dem Graben krächzen,
Die Fledermaus,
Die Eulen und die Raben ächzen
Im Chor hinaus.
Sie schwirren hingelockt vom Glanze
Zum Höllenrund,
Zum Hexenring, zum Festestanze
Der Geisterstund.
Die Hexen, wie verfolgte Mücken
Durch Rauch und Gluth,
Die Nägel in der Katzen Rücken,
In toller Wuth
Hintaumeln, jagen und verschwinden
Hinab, hinan,
Gleich wie bei tollen Wirbelwinden
Der Wetterhahn.
Der Luftstrom und die Erde zittern
Beim wilden Zug,
Die Flamme zischt, die Funken knittern,
Durch Staubesflug.
Und Hex und Spuk und Thiergewimmel
Vorüberzieht,
Der Mond vom wolkenlosen Himmel
Schräg niedersieht.
Wie einst die sündigen Cohorten,
Das Frevlerheer,
Gestürzt ward von des Himmels Pforten
Von Sphär' zu Sphär,
Geschmettert in des Abgrunds Klüfte
Durch Gottes Macht,
Indessen grollend durch die Lüfte
Der Donner kracht,

Der Blitz als Flammenschwert hernieder
Bis in den Schoos
Der Hölle fuhr, die Erd' sich wieder
Ob ihnen schloß:
So saust und braust und haust in Schwärmen
Die Hexenjagd,
Der Landmann hört entsetzt den Lärmen
Um Mitternacht.
In seinen Adern plötzlich stocket
Das warme Blut,
Weh dem, der draußen, ihn verlocket
Die Hexenbrut;
Am Gränzstein wird er aufgehangen,
Da schwebt er frei.
Horch! wie vom Echo aufgefangen
Ihr wild Geschrei:
Gnomen und Elfen und Sylphen und Zwerge,
Treue Bewohner der Klüfte und Berge,
Kinder der schaurigen Nacht,
Heut wird dem Abgrund die Huld'gung gebracht!
Kommt, ob die schlummernde Erde euch berge,
Mitternacht schlug in den Sternen schon an,
Geister und Schemen und Schatten heran!
Hexen, Vampyre und luftige Geister,
Brecht aus den Höhlen und huldigt dem Meister,
Kommt, von der Hölle umringt!
Seht ihr, die Flamme des Altars brennt dreister,
Die Stunde ist da, und die Feier bricht an,
Geister und Schatten und Schemen heran!
Willkomm aus Kirchhof, aus Schlüften und Grüften!
Stürzt in den Wirbel und jagt in den Lüften,
Theilt unsern schwindelnden Flug!
Schon von der Erde erhebt sich der Zug.

Auf, um die Glorie des Abgrunds zu stiften,
Sauset und brauset im wirbelnden Lauf!
Geister und Schemen und Schatten herauf!

Die Klosteruhr schlägt eins, da ist der Spuk zerstoben, —
Die Heerde treibt der Hirt am Morgen nach dem Ort,
Er wirft den wollnen Rock hart an den Kreuzweg droben,
Da sieht er wie zerwühlt, versengt der Boden dort.
Der Hund ist bang und scheu, will keinen Schritt mehr wagen,
Beim Hirten birgt er sich mit Heulen und mit Zagen,
Nachdenklich schlägt der Mann ein Kreuz und spricht kein Wort,
Dann treibt die Heerde er zu andern Strichen fort.

Die mystische Lilie.

P. van Kerkhoven.

Drei Töchter hatt' ein Vater,
Sie waren schön und rein,
Wie Perlen Krone reine
Schätzt' er die Töchter fein.

Der ält'sten Tochter Name
War Klara — sie war schnell
Als wie die flücht'ge Hindin,
Und wie der Schnee so hell.

Gleichwie das Nachtgefieder
Des Raben wallt' ihr Haar
Auf Hals und Schultern nieder,
Ihr Blick war scharf und klar.

Der zweiten Schwester Name
War Reta, — seidenweich
Umfloß das zarte Wesen
Die braune Locke reich.

Ihr Blick war sanft und holder,
Voll war die Maid gebaut,
Und weich wie Flaum des Schwanen
War ihre weiße Haut.

Der dritten Schwester Name
War Rosa, — schlank und fein
War sie, wie eine Lilie,
Ihr Geist war lilienrein.

Und feine seidne Locken
Umwallten hell das Kind,
Wie sie die Engel schmücken,
Die bei Jehova sind.

Aus ihren klaren Augen
Strahlt' ihrer Seele Glück,
Sobald voll sanfter Liebe
Auf Andern ruht' ihr Blick.

Beisammen eines Abends
Saßen die Schwestern spät,
Sie falteten die Hände,
Sie sprachen ein Dankgebet.

O Gott! bat Rosa feurig,
Du siehst uns hier vereint,
Laß uns so lang verbunden
Als das Lebenslicht uns scheint.

Wenn eine von uns dreien
Einst abruft dein Gebot,
So laß die andern beiden
Ihr folgen in den Tod.

So baten auch die Schwestern,
Und sanken auf das Knie,
Dann freudig aber suchten
Des Lagers Ruhe sie.

Es sprach die ält'ste Schwester
Nach dreien Tagen kaum:
Hört meine lieben Schwestern
Was mir verhieß ein Traum.

Herr Wilhelm kam zum Vater,
Und warb um meine Hand,
Der Vater gab sein Jawort,
Wir zogen aus dem Land.

Und kaum noch hat die Jungfrau
Den Schwestern dies gesagt,
So kam auch schon Herr Wilhelm,
Begehrt zur Eh' die Magd.

Und Klaras Vater gab ihm
Der Tochter keusche Hand,
Drauf wenig Wochen später
Sie zogen aus dem Land.

Und kaum drei Tage später
Zur Schwester Rosa, sacht
Sprach Reta: Höre Schwester
Was mir geträumt heut Nacht.

Mir schien's, daß Junker Hendrik
Auf schnellem Rosse kam,
Der Vater gab sein Jawort,
Er ward mein Bräutigam.

Und kaum daß noch die Jungfrau
Erzählet ihren Traum,
Hält vor dem Schloß ein Reiter,
Sein Roß bedeckt mit Schaum.

Herr Hendrik war's, als Freier
Er zu dem Schlosse kam,
Er bat um Reta's Liebe,
Und ward ihr Bräutigam.

Daheim war jetzt nur Rosa,
Die Schwestern waren fort;
Sie kniete fromm darnieder
Und sprach mit sanftem Wort:

O Gott! du hast mein Flehen
Schon halb verworfen — Gott!
Du bist der milde Vater,
Ich ehre dein Gebot.

So sprach das liebe Mädchen,
Und fromm blieb ihr Gemüth,
Und kaum drei Tage später
Ein Traum sie hold umblüht.

Sie kündet ihn dem Vater:
Ich stand vor Gottes Thron,
In der Engel Silberchören
Sah ich Marias Sohn.

Eine weiße Lilie pflückt' er,
Zu mir dann sprach er laut
Mit hellem Ton die Worte:
Komm Rosa, meine Braut!

Dann schenkt er mir die Blume,
Legt sie in meine Hand,
Und sprach: Dies ist das Zeichen
Von unserm Eheband.

Die Engel aber schwebten
Holdselig auf und ab,
Mich trug ein Strahl der Sonne
Auf diese Welt herab.

O Tochter! sprach der Vater,
Was du mir hier erzählt,
Beweist, daß deine Seele
Das beste Theil erwählt. —

So bleibt ihr Lieben einzig
Dem Himmel nur geweiht,
In Tugend fließt ihr Leben
Hin und in Einsamkeit.

Gott hat mit Wohlgefallen
Der Jungfrau Thun geseh'n,
Sie fand an jedem Morgen
In ihrem Betstuhl stehn

Eine schöne weiße Lilie,
Wie ihre Seele klar,
Die streut aus ihrem Kelche
Die Düfte wunderbar.

Inzwischen stirbt der Vater,
Und Rosa bleibt allein.
Sie lebt in frommer Stille,
Wie eine Seel'ge rein.

Als endlich kam die Stunde,
Wo Rosa's Geist das Band
Der Hülle sollte brechen
Für's bessre Vaterland,

Denkt sie auf keuschem Lager
An Gott mit heil'ger Lust,
Und legt die weiße Lilie
Auf ihre reine Brust.

Da lag so selig Rosa,
Den Blick emporgericht't,
Ein Strahl des Himmels leuchtet
Um ihr erblaßt Gesicht.

Doch plötzlich bei der Jungfrau
Sah man zwei Frauen stehn
In schneeweißen Gewändern,
Die auf sie niederseh'n.

Rosa blickt' auf die Schwestern,
Lächelt sie an verklärt,
Und dankte Gott und jauchzte, —
Ihre Bitte war gewährt.

Und auch die Schwestern blickten
Sie an in sel'ger Ruh',
Dann reichten sie sich die Hände,
Und schlossen die Augen zu.

Und zu derselben Stunde
Ein Seufzer aufwärts schwebt;
Der Flug drei weißer Tauben
Sich in die Luft erhebt,

Und eine trug im Schnabel
Eine Lilie, wundersam.
Die Seele Rosa's schwebte
Zu ihrem Bräutigam.

In ein Album.

J. Nolet de Brauwere van Steeland.

Der Spiegel zeigt im Widerschein
Dein schönes Bild mir treu und rein,
Vollkommner wohl als ich's kann malen,
Ob ungestraft zu Sonnenstrahlen
Der Barde wie der Adler schaut.

Doch, ob er treu dein Bild mir malt,
Es kann der schönsten Seele Leben
Kein Spiegelbild mir wiedergeben,
Wie es aus deinem Auge strahlt.

Unsterblich schön ist deine Seele,
Ihr Kleid vergänglich, drum vermähle

Sie stets, wie es dein Aug' verheißt.
Laß meinen Wunsch die Feder sagen:
Woll' stets die Doppelkrone tragen,
Sei schön von Leib, bleib schön von Geist.

Maria v. Ploennies.

Ros und Lilie.

J. Nolet de Brauwere van Steeland.

Ros und Lilie, müd' vom Streite,
Haben sich zu dir gefunden,
Du entschiedest: Eint euch beide,
Lieb und Unschuld seid verbunden.

Lilie ließ die Blätter hangen
Auf die reine Stirn dir nieder,
Röschen küßte deine Wangen,
Und sie scheiden nimmer wieder.

Maria v. Ploennies.

Ich hatt' ein Hüttchen auf dem Berge.

R. B. Boucquillon.

Ich hatt' ein Hüttchen auf dem Berge,
Daran vorbei ein Bächlein floß,
Wo Morgens schmetterte die Lerche,
Die wilde Rose sich erschloß.

Ich hatt' ein Roß, dem Wetterstrahle
War gleich sein feurig rascher Lauf,
Wie jagt' ich flüchtig durch die Thale
Mit meinem Roß, bergab, bergauf.

Ich hatt 'nen Hund, so treu und muthig,
Aus meiner Hand nahm er sein Brod;
An meiner Seite lag er blutig,
Getroffen von dem schnellen Tod.

Mein Hüttchen auf dem Bergeshaupte,
Mein schnelles Roß, den treuen Hund
Mir feindlich all das Schicksal raubte,
Da war mein Herze schwer und wund.

Doch war ein Mädchen mir geblieben,
Recht eine zarte Gottesblum, —
Drum mochten sie die Engel lieben,
Und forderten ihr Eigenthum.

Ob vielfach mich das Leid geschlagen,
Ich liebte, ich verzagte nicht.
Denn mit ihr konnt ich alles tragen,
Doch ohne sie das Herz mir bricht.

Maria v. Ploennies.

Morgen.

R. B. Boucquillon.

„Verzög're, Theure, nicht die Stunde,
Die dich mir schenkt auf immerdar,
O komm, daß unserm Herzensbunde
Die Weihe werde am Altar.“

„„Noch nicht — denn meinem Hochzeitskranze
Blüht noch entgegen eine Blum.
Wenn sie erblüht in vollem Glanze,
Wird Fanny ganz dein Eigenthum.““





